

Gesellschaft für Medienwissenschaft (Hg.)

Zeitschrift für Medienwissenschaft. Heft 13: Überwachung und Kontrolle

2015

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1527>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gesellschaft für Medienwissenschaft (Hg.): *Zeitschrift für Medienwissenschaft. Heft 13: Überwachung und Kontrolle*, Jg. 7 (2015), Nr. 2. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1527>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Zusammenfassung

Spätestens seit den Enthüllungen von Edward Snowden ist deutlich geworden, in welchem Ausmaß Netzwerk- und Speichermedien Instrumente von Überwachung und Kontrolle sind. Aber nicht nur Geheimdienste generieren Daten aus der Nutzung von Medientechnologien; auch im ›Internet der Dinge‹, in den Phantasien von Big Data oder innerhalb der Quantified Self-Bewegung werden mediale Vorgänge, Ereignisse und Kommunikationen automatisierten Vermessungen unterzogen, die Kontrolle zum Ziel haben. Längst sind Debatten darüber angestoßen, wie diese Inanspruchnahme konventionelle Vorstellungen des Privaten, bürgerliche Freiheitsrechte und die Grundlagen liberal-demokratischer Gesellschaftsordnungen unterhöheln und zerstören. Wenn dabei die sozialen Bedeutungen und politischen Effekte von Medientechniken thematisiert werden, ihre Subjektivierungsweisen und ihre Emergenz, geschieht dies häufig unter weitgehender Ausblendung medienwissenschaftlicher Positionen.

Schwerpunktredaktion: Dietmar Kammerer und Thomas Waitz.

2/2015

zfm

ZEITSCHRIFT FÜR MEDIENWISSENSCHAFT

13 **ÜBERWACHUNG UND KONTROLLE** Überwachung als Machttechnik und Möglichkeiten ihrer Kritik – Anonymität und Identität – Über die Zeichen von Phantomschritten und Falschungen – Dilemmata des NSU-Terror – Statements zum Gender-Budget – Harvard als Paradigma – Abmahnungen wegen Piraterie

**Gesellschaft für
Medienwissenschaft (Hg.)**

**Zeitschrift für
Medienwissenschaft 13
Überwachung und Kontrolle**

160 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-03734-580-1
ISSN 1869-1722

Zürich-Berlin 2015

zfm

2/2015

GESELLSCHAFT FÜR MEDIENWISSENSCHAFT (HG.)

zfm

ZEITSCHRIFT FÜR MEDIENWISSENSCHAFT

13 **ÜBERWACHUNG
UND KONTROLLE**

DIAPHANES

EDITORIAL

Medienwissenschaft zu betreiben bedeutet, sich immer wieder zu fragen, was die Voraussetzungen und Bedingungen der eigenen Forschung sind. Die Medialität von Dingen und Ereignissen wird häufig erst in der Beschäftigung mit ihrer Theorie und Geschichte, ihrer Technik und Ästhetik freigelegt. In diesem Sinne betreibt die ZfM eine kulturwissenschaftlich orientierte Medienwissenschaft, die Untersuchungen zu Einzelmedien aufgreift und durchquert, um nach politischen Kräften und epistemischen Konstellationen zu fragen.

Unter dieser Prämisse sind Verbindungen zu internationaler Forschung ebenso wichtig wie die Präsenz von WissenschaftlerInnen verschiedener disziplinärer Herkunft. Die ZfM bringt zudem verschiedene Schreibweisen und Textformate, Bilder und Gespräche zusammen, um der Vielfalt, mit der geschrieben, nachgedacht und experimentiert werden kann, Raum zu geben.

Jedes Heft eröffnet mit einem SCHWERPUNKTTHEMA, das von einer Gastredaktion konzipiert wird. Unter EXTRA erscheinen aktuelle Aufsätze, die nicht auf das Schwerpunktthema bezogen sind. DEBATTE bietet Platz für theoretische und/oder (wissenschafts-)politische Stellungnahmen. Die Kolumne WERKZEUGE reflektiert die Soft- und Hardware, die Tools und Apps, die an unserem Forschen und Lehren mitarbeiten. In den BESPRECHUNGEN werden aktuelle Veröffentlichungen thematisch in Sammelrezensionen diskutiert. Die LABORGESPRÄCHE setzen sich mit wissenschaftlichen oder künstlerischen Forschungslaboratorien und Praxisfeldern auseinander. Von Gebrauch, Ort und Struktur visueller Archive handelt die BILDSTRECKE. Aus gegebenen Anlässen konzipiert die Redaktion ein INSERT.

Getragen wird die ZfM von den Mitgliedern der Gesellschaft für Medienwissenschaft, aus der sich auch die Redaktion (immer wieder neu) zusammensetzt. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich an der ZfM zu beteiligen: (1) die Entwicklung und redaktionelle Betreuung eines Schwerpunktthemas, (2) die Einreichung von Aufsätzen und Reviewessays für das Heft und (3) von Buchrezensionen und Tagungsberichten für die Website. Die Veröffentlichung der Aufsätze erfolgt nach einem Peer-Review-Verfahren. Nach zwölf Monaten sind alle Beiträge im Open Access verfügbar. Auf www.zfmedienwissenschaft.de befinden sich das Heftarchiv, aktuelle Besprechungen sowie genauere Hinweise zu Einreichungen.

ULRIKE BERGERMANN, DANIEL ESCHKÖTTER, PETRA LÖFFLER, KATHRIN PETERS,
ERHARD SCHÜTTPELZ, STEPHAN TRINKAUS, THOMAS WAITZ, BRIGITTE WEINGART

INHALT

ÜBERWACHUNG UND KONTROLLE

Editorial

- 10 DIETMAR KAMMERER / THOMAS WAITZ
Überwachung und Kontrolle Einleitung in den Schwerpunkt
- 21 TYLER REIGELUTH
Warum <Daten> nicht genügen Digitale Spuren als Kontrolle des Selbst
und als Selbstkontrolle
- 35 TILL A. HEILMANN
Datenarbeit im «Capture»-Kapitalismus Zur Ausweitung der
Verwertungszone im Zeitalter informatischer Überwachung
- 48 MARIE-LUISE ANGERER / BERND BÖSEL
Capture All, oder: Who's Afraid of a Pleasing Little Sister?
- 57 CHRISTINA ROGERS
Wenn Data stirbt Grenzen, Kontrolle und Migration
- 66 RAMÓN REICHERT
Digitale Selbstvermessung Verdatung und soziale Kontrolle
- 78 ANNE ROTH / OLIVER LEISTERT
**«Die Auseinandersetzung verlagert sich deshalb immer
wieder auf die Frage: Wer kontrolliert wen?»**

BILDSTRECKE

- 88 21 LETTRES À LA PHOTOGRAPHIE
vorgestellt von KATHRIN PETERS

LABORGESPRÄCH

- 98 TATJANA BERGIUS im Gespräch mit
JENS MEINRENKEN und NINA WIEDEMEYER
Ermittlungen des Gesichts

EXTRA

- 106 MAJA FIGGE / ANJA MICHAELSEN
Das «rassifizierte Feld des Sichtbaren» Deutungen des
NSU-Terrors 2004–2011

DEBATTEN

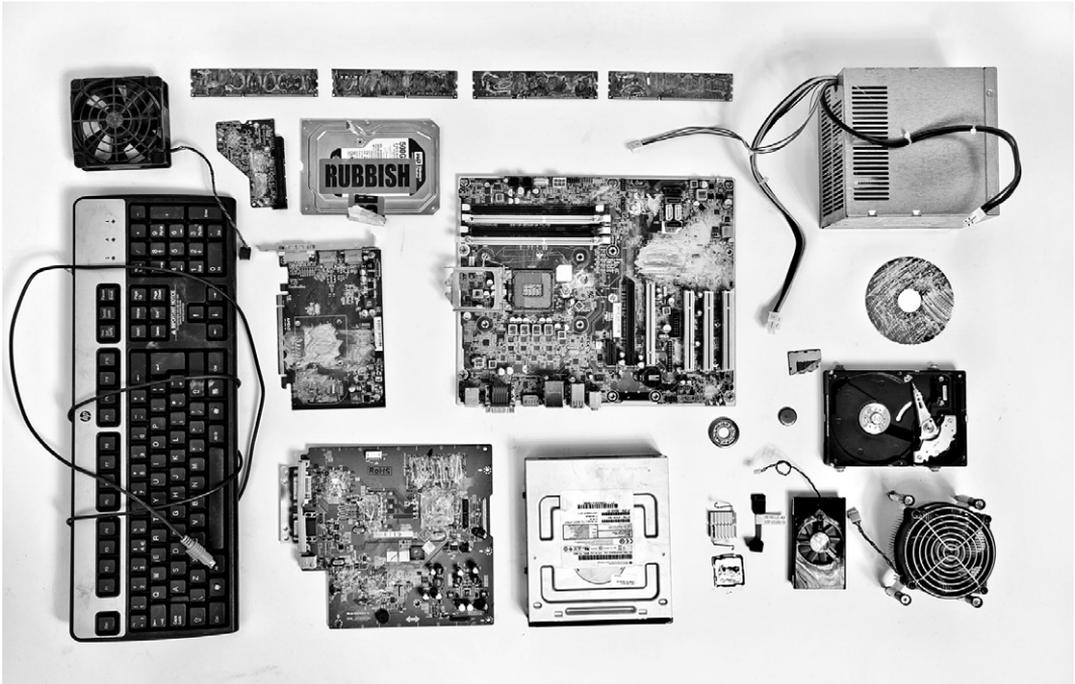
- 120 PETER REHBERG
Gender-Fasching
- 125 GABRIELE DIETZE
Anti-Genderismus intersektional lesen

WERKZEUGE

- 128 DENNIS GÖTTEL
Skizze Hörsaal als Pornokino
- 133 TILMAN BAUMGÄRTEL
Piraterie

BESPRECHUNGEN

- 139 ERHARD SCHÜTTPELZ
Von einem neuerlich erhobenen tragischen Ton in
der Geschichte des Internets
- 143 JULIA BEE
«Linie-Werden», «Welt-Werden», «Fliehen»
Aktuelles und Virtuelles zum Dividuellen
- 149 KATRIN KÖPPERT
Affekt – Repräsentation – Subjektivierung
Eine Sammelrezension oder eine Rezension des Sammelns
- 154 AUTORINNEN
157 BILDNACHWEISE
158 IMPRESSUM



Unter Aufsicht des Government Communications Headquarter der britischen Regierung zerstörter Computer aus der Redaktion des *Guardian*, Juli 2013. Journalist_innen hatten darauf verschlüsselte Dateien einiger der von Edward Snowden geleakten Dokumente gespeichert, Foto: Sarah Lee

ÜBERWACHUNG UND KONTROLLE

ÜBERWACHUNG UND KONTROLLE

Einleitung in den Schwerpunkt

Der Schwerpunkt «Überwachung und Kontrolle» thematisiert eine Dimension von Medien, die spätestens seit den von Edward Snowden angestoßenen Enthüllungen der Praktiken der National Security Agency (NSA) und ihrer Partner zentrale gesellschaftliche und politische Relevanz erlangt hat. In den von der internationalen Presse sowie der Filmemacherin Laura Poitras publizierten Geheimdienstdokumenten wird deutlich, in welchem Ausmaß die sogenannte «Five Eyes»-Allianz, aber auch der deutsche Bundesnachrichtendienst umfassend und anlasslos große Teile der weltweiten elektronischen Kommunikation, des Telefon-, Paket- und Briefverkehrs automatisiert überwacht, indem Verkehrsdaten oder Inhalte der Kommunikationsakte abgegriffen, in Datenzentren umgeleitet und dort für weitere Auswertungen aufbereitet werden. Um dieses Ziel zu erreichen, werden Unternehmen durch geheime Verfügungen zur Kooperation gezwungen, wird die weltweite Telekommunikationsinfrastruktur an entscheidenden Stellen kompromittiert, werden Sicherheitsstandards und Industrienormen ausgehöhlt und Software, Server und private Rechner gezielt manipuliert.¹ Demokratische Kontrollinstanzen solcher Praktiken erweisen sich als ineffektiv, vorhandene gesetzliche Beschränkungen werden systematisch umgangen.² Unabhängige Berichterstattung, die versucht, Transparenz in intransparente Zustände zu bringen, sieht sich von politischer Seite massivem Druck und der Androhung rechtlicher Konsequenzen ausgesetzt.³

Diese Entwicklung ist nicht nur Ausdruck einer immer schon existierenden Eigendynamik geheimdienstlicher Tätigkeit, sondern verstärkte sich in Konsequenz der politischen Reaktionen auf die Anschläge vom 11. September 2001 und des sogenannten «War on Terror», in deren Folge Geheimdiensten – nicht

¹ Jeff Larson, Nicole Perloth, ScottShane: Revealed: The NSA's Secret Campaign to Crack Undermine Internet Security, in: *Pro Publica*, dort datiert 5.11.2013, www.propublica.org/article/the-nsa-secret-campaign-to-crack-undermine-internet-encryption, gesehen am 22.7.2015.

² Zu den Gesetzeslücken zählt beispielsweise der Datenaustausch zwischen Geheimdiensten, mit dessen Hilfe nationale Einschränkungen umgangen werden. Das für die britischen Geheimdienste zuständige Gericht hat in einer Entscheidung vom 6.2.2015 diese Praxis für illegal erklärt. Vgl. das Urteil auf www.ipt-uk.com/docs/Liberty_Ors_Judgment_6Feb15.pdf, sowie www.privacyinternational.org/?q=node/482, gesehen am 3.8.2015.

³ Vgl. die Ermittlungen wegen Landesverrats gegen zwei Journalisten des deutschen Weblogs netzpolitik.org im Juli 2015 oder die Zerstörung mehrerer Festplatten in der Redaktion des *Guardian* am 20. Juli 2013.

nur in den USA – noch umfangreichere Befugnisse gegeben worden sind, rechtsstaatliche Kontrolle aufgeweicht wurde und zur selben Zeit Grundrechte eingeschränkt und abgebaut worden sind.

Es gibt keine Gründe, anzunehmen, dass die geheimdienstliche Praxis einer umfassenden Überwachung, von der Edward Snowdens Zeugnis vermutlich nur einen Teil offenbart hat, in absehbarer Zeit eingestellt würde. Der politische Wille, die erteilten Befugnisse zur anlasslosen Speicherung und Auswertung der globalen Kommunikation einzuschränken oder zumindest bestehende Gesetzeslücken zu schließen, ist nicht erkennbar. Diese Situation hat den bewusst herbeigeführten oder zumindest in Kauf genommenen Effekt, dass gesellschaftliche Räume, in denen freie Rede und Austausch möglich sind, schwinden. Wird dieser Entwicklung nicht entschieden widersprochen, droht das Handeln der Geheimdienste jene Freiheit zu zerstören, die es zu schützen vorgibt.

Doch nicht nur staatliche *intelligence* generiert aus der Analyse massenhaft erhobener Daten arkanes und strategisch nutzbares Wissen. Auch privatwirtschaftliche Akteure sind in einer Weise, die im Einzelnen zwar anderen Zielen geschuldet sein mag, ihrer Logik nach aber dem geheimdienstlichen Zugriff strukturell gleicht und diesem oftmals auch vorausliegt, an der Etablierung und Anreizung von Überwachung und Kontrolle beteiligt. Auf Social-Networking-Websites, im «Internet der Dinge», in den Szenarien von Big Data und in den Vermessungen der Quantified-Self-Bewegung werden mediale Prozesse, Ereignisse und Kommunikationen automatisierten Vermessungen unterzogen, werden Daten zum Treib- und Rohstoff anonymer Entscheidungsprozesse, die Verfahren der Kontrolle etablieren.

Ob in den weltweit verteilten Datenbanken, die ein Wissen über einzelne Subjekte vorhalten, das diesen selbst uneinsehbar bleibt, oder im Prozessieren von Algorithmen, die Verstehenszusammenhänge durch statistische Korrelation ersetzen: Waren die «Transparenz», die «Anästhesie» oder der «Entzug» der Medien bislang Probleme, die vor allem in der Medientheorie virulent waren, können diese Stichworte vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Entwicklung in einem neuen Licht gelesen werden. «Entzogen» wird den Subjekten angesichts von Überwachung und Kontrolle die Einsicht in beziehungsweise die Partizipation an denjenigen Daten und Datenverarbeitungen, die ihre Autonomie massiv beeinflussen, «verschleiert» werden Interventionen in Kommunikation, «unwahrnehmbar» bleiben all jene «Mikroentscheidungen»,⁴ welche die Grundlagen digitaler Netzwerke bilden oder verändern.

Aus der Sicht von Geheimdiensten stellen Medien keinen «diaphanen», sich entziehenden Grund von Wahrnehmung und Kommunikation dar, sondern sind – aus einer medientheoretisch naiven, angesichts ihrer Performativität jedoch evidenten Sicht – unerschöpfliche Ressource von Daten, die durch Interzeption abgegriffen werden. Dabei ist nach der Logik des *full take* keine Kommunikation von der Möglichkeit des überwachenden Zugriffs ausgenommen.

⁴ Florian Sprenger: Politik der Mikroentscheidungen. Edward Snowden, Netzneutralität und die Architekturen des Internets, Lüneburg 2015.

5 Gregoire Chamayou: Oceanic enemy. A brief philosophical history of the NSA, in: *Radical Philosophy*, Nr. 191, Mai/Juni 2015, 2–12, hier 6.

6 Geert Lovink: Hermes on the Hudson. Notes on Media Theory after Snowden, in: *e-flux*, Vol. 54, Nr. 4, 2014, online unter www.e-flux.com/journal/hermes-on-the-hudson-notes-on-media-theory-after-snowden/, gesehen am 22.8.2015. Vgl. auch David Lyon: *Surveillance After Snowden*, Cambridge, Malden 2015, den Themenschwerpunkt «Surveillance and Security Intelligence After Snowden» in: *Surveillance and Society*, Vol. 13, Nr. 2, 2015, sowie Zygmunt Bauman, Didier Bigo u. a.: *After Snowden: Re-thinking the Impact of Surveillance*, in: *International Political Sociology*, Vol. 8, Nr. 2, 2014, 121–144.

7 Als ein Gründungsdokument der Surveillance Studies gilt James B. Rule: *Private Lives and Public Surveillance: Social Control in the Computer Age*, New York 1974.

8 Friedrich Kittler: «Jeder kennt den CIA, was aber ist NSA?», in *die tageszeitung* vom 11.10.1986. Der Text kommentierte die Publikation von James Bamford: *NSA. Amerikas geheimster Nachrichtendienst*, Zürich 1986.

9 Vgl. exemplarisch für die internationale Debatte: Mark Andrejevic, *iSpy: Surveillance and Power in the Interactive Era*, Lawrence 2007; Alexander R. Galloway: *Protocol*, Cambridge 2006; sowie die Sammelbände von Kelly Gates, Shoshona Magnet (Hg.): *The New Media of Surveillance*, New York 2009, und André Jansson, Miyase Christensen (Hg.): *Media, Surveillance and Identity*, New York 2014. Till Heilmanns Beitrag in dieser Ausgabe nennt weitere Autor_innen.

10 In jüngster Zeit erschienen sind z. B. Oliver Leistert: *From Protest to Surveillance – The Political Rationality of Mobile Media. Modalities of Neoliberalism*, Frankfurt/M. 2013; Roberto Simanowski: *Data Love*, Berlin 2014; Sprenger: *Politik der Mikroentscheidungen*. Seit 2012 gibt es die Online-Zeitschrift *Mediale Kontrolle unter Beobachtung*, vgl. www.medialekontrolle.de. Zum Selbstverständnis der Surveillance Studies als interdisziplinäres Forschungsfeld vgl. Nils Zurawski (Hg.): *Surveillance Studies. Perspektiven eines Forschungsfeldes*, Opladen 2007, sowie das Online-Journal *Surveillance and Society*, vgl. www.surveillance-and-society.org.

Zu den Zielen der «Five Eyes», welche diese in je eigenen Programmen in den Blick nehmen, gehören Smartphones (Warrior Pride), private Webcams (Optic Nerve), Rechner (Quantumtheory) und Cloud Computing (Prism; Muscular); es zählen dazu Unterseekabel (Fairview; Tempora) und Postsendungen (Tarex); sie beinhalten die Kommunikation auf Social Networking Sites (Squeaky Dolphin) wie im TOR-Netzwerk (Egotistical Giraffe); sie betreffen Metadaten (Mainway) ebenso wie Inhalte (Mystic) von Telefongesprächen. Was in den Snowden-Dokumenten deutlich wird, ist nicht nur die Praxis von NSA und GCHQ, diese Programme mit so fragwürdigen wie entlarvenden Namen zu bezeichnen; es ist eine Überwachung, die, nach einem Wort Gregoire Chamayous, «programmatisch»⁵ geworden ist: Die *mass surveillance* zielt nicht auf empirische Subjekte, sondern zuallererst auf Datenbewegungen in Kommunikationsnetzen.

In dieser Situation fragt der Schwerpunkt dieser Ausgabe der *Zeitschrift für Medienwissenschaft* nach einer dezidiert medienwissenschaftlichen Theoriebildung von Überwachung und Kontrolle. Was wären, um die Frage von Geert Lovink aufzugreifen, die Perspektiven einer *Media Theory after Snowden*?⁶ Unserer Überzeugung nach muss diese Frage in zwei Richtungen gestellt werden: zum einen als kritisches Nachdenken über den Gegenstand, zum anderen als Reflexion und Infragestellung der Begriffe, Methoden und des Selbstverständnisses von Medienwissenschaft selbst.

Medienwissenschaft im Feld der Surveillance Studies

Überwachung und Kontrolle sind kein neues Phänomen. Nicht nur in den sozialwissenschaftlichen Surveillance Studies, auch in der Medien- und Kulturwissenschaft wird Überwachung seit Jahren oder sogar Jahrzehnten thematisiert.⁷ In einem im historischen Rückblick äußerst hellsichtigen Text hat Friedrich Kittler die Funktion der Geheimdienste schon 1986 zu einem medienwissenschaftlichen Thema gemacht. In einem Kommentar zu einem NSA-Enthüllungsbuch problematisierte er das geringe Wissen um die Tätigkeit der Geheimdienste und hielt fest: «Wir bekommen alles, was wir wünschen, von Compact Discs bis zum Kabelfernsehen. Nur nicht, was wir brauchen: Information über Information.»⁸ International sind es aktuell Forscher_innen wie Marc Andrejevic, Alexander R. Galloway, Kelly Gates oder Shoshona Magnet, die aus der Perspektive der Media and Communication Studies Antworten auf die Frage, in welcher Weise Medien – ihre Technologie, Logik, Ästhetik und Praxis – an den Dispositiven von Kontrolle und Überwachung konstitutiv beteiligt sind, zu geben versuchen.⁹ Auch in der deutschsprachigen Medienwissenschaft wächst die Zahl der Publikationen, die zum Feld der Surveillance Studies gerechnet werden können.¹⁰ Allerdings wurden Überwachung und Kontrolle hier in der Vergangenheit zumeist unter Bezug auf Michel Foucaults Modell einer «panoptisch» operierenden Disziplinarmacht¹¹ und damit vor allem als skopisches Regime problematisiert.

In seinem kurzen, aber äußerst instruktiven Text «Postsriptum über die Kontrollgesellschaften» hat Gilles Deleuze demgegenüber bereits 1990 eine differente Perspektive auf gesellschaftliche Strukturen entwickelt. Deleuze beschreibt, wie an die Seite der von Foucault analysierten «Disziplinargesellschaft», deren Sinnbild Fabrik, Schule und Gefängnis waren und die wesentlich im Modus der Einschließung operierte, in der Gegenwart neue und differente Formen gesellschaftlich wirksamer Macht treten. Für diese Formen, so Deleuze, werden Techniken der Kontrolle, die im Zeichen der «Modulation» oder permanenten Anpassung stehen, bestimmend.¹² In diesem Sinne identifiziert Deleuze spezifische Modi einer flexiblen, variablen und mobilen Kontrolle, die sich in maßgeblicher Weise als Verschränkung von Medien- und Selbsttechnologien realisieren, wobei er in der aufkommenden Computertechnologie das wesentliche Ermöglichungsmoment einer solchen Erscheinungsweise von Macht erkennt.¹³ Kennzeichnend für die von Deleuze beschriebenen gesellschaftlichen Verhältnisse sind aber auch ein neoliberaler Marktbezug, die «Ökonomisierung des Sozialen»,¹⁴ die Idee permanenter Selbstoptimierung, eine eingeübte Formen der Kritik inkorporierende Affirmation des Bestehenden und die später etwa von Luc Boltanski und Ève Chiapello beschriebene Vorstellung einer «projektbasierten Polis».¹⁵

Die politische Rationalität, die Deleuze im Konzept der «Kontrollgesellschaft» fasst, geht aber auch mit einem sich grundlegend verändernden Konzept von Überwachung einher. Überwachung, so behauptet David Lyon mit Bezug auf Zygmunt Baumanns Konzept einer «Liquid Modernity»,¹⁶ werde «zunehmend «weicher». Sie löst sich aus ihren alten Verankerungen, da sich für einen bestimmten Zweck erhobene Daten immer leichter anderen Zwecken zuführen lassen».¹⁷ Es lasse sich beobachten, «wie die einst soliden und fixierten Überwachungsverhältnisse zunehmend flexibler und mobiler werden und auf Lebensbereiche übergreifen, in denen sie früher lediglich eine marginale Rolle spielten».¹⁸

Der Aufstieg und die gesellschaftliche Durchsetzung der Computertechnologie – für Deleuze zu Beginn der 1990er Jahre erst in Umrissen erkennbar – bedingt aber auch, dass sich die Modi von Überwachung und Kontrolle verändern: Überwachung erscheint so nicht mehr als ein skopisches Regime, sondern als eine Zugriffsweise, die in sehr viel stärkerem Ausmaß auf Verfahren der Datengenerierung und -erfassung basiert – der von Roger Clarke bereits 1988 beschriebenen «Dataveillance»,¹⁹ die ihre Wirksamkeit im globalen Maßstab entfaltet.²⁰

Fragen an Überwachung und Kontrolle

Es gibt also durchaus eine Tradition, Überwachung und Kontrolle in medienwissenschaftlichen Begriffen zu denken, an die angeknüpft werden kann. Dennoch wird der öffentliche Diskurs über die sozialen Bedeutungen und

¹¹ Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt/M. 1976.

¹² Gilles Deleuze: *Postsriptum über die Kontrollgesellschaften*, in: ders.: *Unterhandlungen 1972–1990*, Frankfurt/M. 2004, 254–262.

¹³ Tatsächlich hatte sich Deleuze schon lange vor dem «Postsriptum» in einer Reihe von Texten mit dem Problem der «Kontrolle» in der Nachfolge der Disziplinargesellschaft auseinandergesetzt. Bemerkenswert daran ist, dass dieses Nachdenken über «Kontrolle» und «Modulation» stets im Zeichen einer Reflexion auf Medien (Malerei, Fotografie, Film, Fernsehen und eben Computer) stand. Vgl. Dietmar Kammerer: *Das Werden der «Kontrolle». Herkunft und Umfang eines Deleuze'schen Begriffs*, in: Nils Zurawski (Hg.): *Überwachungspraxen – Praktiken der Überwachung: Analysen zum Verhältnis von Alltag, Technik und Kontrolle*. Opladen 2011, 19–34, sowie zur Nähe von Deleuzes Kontrollmacht-Begriff zur Filmtheorie und vice versa vgl. Drehli Robnik: *Kontrollhorrorokino. Gegenwartsfilme zum prekären Regieren*, Wien, Berlin 2015, 9.

¹⁴ Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2002.

¹⁵ Luc Boltanski, Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003, 147 ff.

¹⁶ Zygmunt Bauman: *Liquid modernity*, Cambridge, Malden 2000.

¹⁷ Zygmunt Bauman, David Lyon: *Daten, Drohnen, Disziplinen. Ein Gespräch über flüchtige Überwachung*, Berlin 2013, 12 f.

¹⁸ Ebd., 13 f.

¹⁹ Roger Clarke: *Information technology and dataveillance*, in: *Communications of the ACM*, Vol. 31, Nr. 5, 1988, 498–512, online unter [doi.acm.org/10.1145/42411.42413](https://doi.org/10.1145/42411.42413), gesehen am 3.8.2015.

²⁰ Armand Mattelart: *The Globalization of Surveillance*, London 2010. Vgl. auch David Lyon: *Surveillance Studies: An Overview*, Cambridge, Malden 2007.

politischen Effekte von Medientechniken der Überwachung unter weitgehender Ausblendung medienwissenschaftlicher Positionen geführt. Dabei kann Medienwissenschaft die Frage nach rechtlichen oder technologischen Antworten auf die Bedrohung durch Überwachung und Kontrolle auf höchst produktive Weise beantworten, indem sie beides in einen Kontext einordnet, vor dem ihre Voraussetzungen, Logiken, Möglichkeitsbedingungen und Politiken erst eigentlich verständlich werden. Wenn Überwachung und Kontrolle die Antwort sind, eine zentrale Manifestation gegenwärtiger Herrschaft – wie lautet dann die Frage? Auf welche Bedürfnisse, Probleme, Entwicklungen und Bedingungen antworten die gegenwärtigen, kontrollgesellschaftlichen Formen der Überwachung?

Zu fragen ist somit etwa nach der *räumlichen Konfiguration* von Überwachung und Kontrolle. Der <virtuelle> Cyberspace wird als materielle Infrastruktur erkennbar, die aus Unterseekabeln, Satellitenverbindungen und Netzknoten besteht. Die Speicher der Daten verlieren ihren Ort und wandern durch <Wolken>, während die Bewegungen von Menschen und Dingen durch *location-based services* als messbare Spur durch Raum- und Zeitpunkte fixierbar werden. Welche realen und virtuellen Räume werden durch Überwachung und Kontrolle geschaffen, eröffnet oder geschlossen, miteinander verbunden und voneinander getrennt? Mit welchen Karten operiert Kontrolle?

Thematisiert werden müssen aus medienwissenschaftlicher Perspektive aber auch die *zeitlichen Ordnungen* von Überwachung und Kontrolle. So machen Datenbanken und Techniken der Selbstaufzeichnung das Archiv des Vergangenen und die Biografien der Einzelnen für jegliche Art von Zugriff verfügbar. *Live monitoring* zielt auf die Kontrolle von Bewegungen (von Menschen, Dingen, oder Informationen) und den Abgleich eines dynamischen Ist-Zustandes mit einem Sollwert, der selbst jederzeit revidierbar ist. Algorithmen errechnen aus Signalen der Gegenwart die unmittelbare Zukunft, um im Modus der Prävention unerwünschte Ereignisse verhindern zu können oder aktuelle Entwicklungen steuerbar zu machen. Wie treffen sich das Archiv des Vergangenen, die Gegenwart der Beobachtung und die (un-)mögliche Zukunft errechneter Szenarien? Was ist dabei von der Behauptung Deleuzes zu halten, wonach man in der Kontrollgesellschaft «nie mit etwas fertig wird»?

Überwachung und Kontrolle lassen sich dabei als produktive Machttechnik beschreiben. Verfahren der Kontrolle setzen Wissen nicht nur voraus, sondern generieren dieses auch und verteilen es in bestimmter und zu bestimmender Weise. Forderungen nach <Transparenz> treffen dabei auf Organisationen, die arkanes Wissen sammeln und hüten. Überwachung und Kontrolle bedürfen zugleich stets einer bestimmten Form, um lesbar zu werden: Was diese Organisationen an Informationen – oder dem, was als <Information> erscheint – sammeln, wird in Diagrammen visualisiert, in Karten eingetragen, in (fiktionalen) Erzählungen in eine – scheinbar – sinnhafte Gestalt gebracht. Doch welcher Art ist dieses <Wissen>? Welche *Epistemologie* liegt ihr zugrunde?

Überwachung und Kontrolle sind schließlich immer auch Formen von *agency*. Medien fällt im relationalen Feld der Macht eine entscheidende Rolle zu, weil sie für spezifische Handlungen Impulse setzen und andere dabei blockieren. Welche Bedeutung kommt diesem <Eigensinn> der Medien zu? Wie kann diese Macht als verteilte Handlung zwischen verschiedenen Akteuren beschrieben werden? Und wie verhält sich die formale, vermeintlich <neutrale> Seite der ANT zur politischen, die nicht alle *agencies* gleich bewertet?

Diese Fragen sind zu umfassend, als dass sie der vorliegende Schwerpunkt abschließend erörtern könnte. Sie markieren vielmehr ein Feld, auf das eine medienwissenschaftliche Perspektivierung von Überwachung und Kontrolle zielen kann. Tatsächlich sind diese Fragen aber auch in einer anderen Sicht weitreichender, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn sie fordern dazu auf, die Zurichtung, Reichweite und den Einsatz einer akademischen Disziplin – auch und gerade einer solchen, die, wie die Medienwissenschaft, keine sein möchte – zu überdenken. Und in dieser Notwendigkeit begründet sich unseres Erachtens die zweite Dimension einer «Media Theory after Snowden» – genauer gesagt: in der wenig überraschenden, aber doch in ihrer forschungspolitisch kaum zu unterschätzenden Erkenntnis, dass, wenn es darum geht, nach den Bedürfnissen, Problemen, Entwicklungen und Bedingungen von Überwachung und Kontrolle zu fragen, eine politische Ökonomie, die von medientheoretischen Betrachtungen nicht zu trennen ist, in den Blick genommen werden muss.

Eine politische Ökonomie von Überwachung und Kontrolle

Es ist keine zufällige Koinzidenz, dass medientechnisch immer wieder aktualisierte Formen der Überwachung und Kontrolle und der Aufstieg und die Durchsetzung eines neoliberalen Regimes in nahezu der gesamten sogenannten <westlichen> Welt in den vergangenen Jahrzehnten gemeinsam erfolgt sind. Die hier offenkundig werdende zeitliche Parallelität verweist vielmehr auf einen strukturellen Zusammenhang.

Wenn etwa David Lyon Überwachung als «zentrale Dimension»,²¹ als «Grundzug der modernen Welt»²² beschreibt, dann verweist eine solche Diagnose darauf, dass das Aufkommen, die Erscheinung, aber auch die Logiken und Verfahren von Überwachung und Kontrolle auf der von Georg Simmel im Begriff der zunehmenden <Rechenhaftigkeit>²³ gefassten, grundlegenden Transformation sozialer Beziehungen und Austauschvorgänge innerhalb kapitalistischer Gesellschaftsstrukturen beruhen. In einer Gesellschaft, die in Marktförmigkeit und Wettbewerb nicht nur Strukturprinzipien eines ökonomischen Handelns im engeren Sinne erkennt, sondern dieses – im Zuge der Durchsetzung des Neoliberalismus als Projekt gesellschaftlicher Eliten²⁴ – als Paradigma aller lebensweltlichen Bereiche versteht, müssen sich Überwachung und Kontrolle notwendigerweise ausbreiten.

²¹ Bauman, Lyon: *Daten, Drohnen, Disziplin*, 11.

²² Ebd., 7.

²³ Vgl. Georg Simmel: *Philosophie des Geldes*, Leipzig, München 1900, 500.

²⁴ David Harvey: *A Brief History of Neoliberalism*, New York 2005.

Denn tatsächlich ist es gerade das Kernprinzip der neoliberalen Agenda – die unterschiedlich weit gedachte, aber noch stets als grundlegend gefasste Ablehnung staatlicher Eingriffe in das Marktgeschehen –, deren Durchsetzung auf Verfahren der Überwachung und Kontrolle angewiesen ist. So betont Friedrich August von Hayek die Bedeutung der Verfügbarkeit umfassender und vor allem kleinteiliger Informationen für die Entwicklung einer radikalen Marktautonomie.²⁵ Eine dezentrale, flexible und privatwirtschaftlichen Unternehmen überlassene Planung erweise sich, so von Hayek, nicht nur als Bedingung einer prosperierenden Wirtschaft. Sie bilde auch die Voraussetzung der notwendigen Gewinnung und Nutzung von Informationen über konkrete Umstände wie Nachfrage, die Leistung einzelner Arbeiter_innen, besondere Produktionsumstände etc. – Erkenntnisse, die einer staatlichen Planung niemals zugänglich sein könnten, so von Hayek. Letztlich gehe es um die Etablierung einer bejahenden, indirekten Form der Führung – also um die einfache Frage: «[H]ow to dispense with the need of conscious control and how to provide inducements which will make the individuals do the desirable things without anyone having to tell them what to do?»²⁶ – Vom «Anreiz» zur «Führung der Führungen» einer gouvernementalen Erscheinungsweise von Macht und einer kontrollgesellschaftlichen Erscheinungsweise von Überwachung und Kontrolle sind es hier nur begriffliche Verschiebungen.²⁷

Eine medienwissenschaftliche Thematisierung von Überwachung und Kontrolle ist gezwungen, jene politische Ökonomie, die Überwachung und Kontrolle zugleich ermöglicht wie bewirkt und deren Ausdruck und Voraussetzung sie immer schon ist, zu bedenken und zu analysieren. Um zu verstehen, wie Überwachung und Kontrolle zu einem «Grundzug der modernen Welt» geworden sind, und vor allem, um diesen Zustand zu überwinden, wird es nicht genügen, die Genese ihrer medientechnischen Eigenlogiken nachzuzeichnen, sondern es wird einer entschiedenen, selbst Position beziehenden und immer auch parteiischen Wissenschaft bedürfen. Die Beiträge des folgenden Schwerpunktes unternehmen – in unterschiedlicher Weise und mit divergierenden Absichten – den Versuch, den gesellschaftlichen Zusammenhang von Überwachung und Kontrolle auf der einen und einer politischen Ökonomie auf der anderen Seite zu analysieren: ihre wechselseitigen Voraussetzungen, Möglichkeitsbedingungen, Effekte und Abhängigkeiten.

Zu den Beiträgen

Am Anfang des Schwerpunkts steht ein Aufsatz des belgischen Philosophen TYLER REIGELUTH, der dafür plädiert, den theoretisch unzulänglichen Begriff der «Daten» zugunsten eines kritischen und mehrdimensionalen Begriffs digitaler «Spuren» zu überwinden. Reigeluth gibt nicht nur einen Überblick zur französischsprachigen Forschung über die «algorithmische

²⁵ Friedrich August von Hayek: *The Use of Knowledge in Society*, in: *The American Economic Review*, Nr. 4, September 1945, 519–530.

²⁶ Ebd., 527.

²⁷ Wie solche und andere libertäre Ideen die maßgeblichen Akteur_innen des Silicon Valley imprägniert haben, vgl. Paulina Borsook: *Cyberselfish. A Critical Romp Through the Terribly Libertarian Culture of High Tech*, 2000. Zur Gouvernementalität vgl. Michel Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität*, Frankfurt/M. 2004; Thomas Lemke: *Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität*, Hamburg 1997.

Gouvernementalität», sondern nähert sich durch seine Begriffsarbeit den materialen Möglichkeitsbedingungen von Big Data, *predictive policing* und den Praktiken digitaler Selbstvermessung. Unter Rückgriff auf ontologische und epistemologische Modelle von Gilbert Simondon und Michel Foucault untersucht der Text, wie die Beziehung zwischen Mensch und Technologie theoretisch gefasst werden kann. Während Simondon Technologie in nicht funktionalistischer und nicht essentialistischer Weise als etwas begreift, das sich durch Gesten, Schemata und soziale Strukturen in einem Milieu ausdehnt, betrachtet Foucault Technologie im Lichte von Praktiken und Technologien der Regierung des Selbst und der anderen. Für beide entspringt Technologie den Maschinen und Artefakten, in denen sie symbolisiert wird; zugleich wird sie verkörpert in den Verhaltensweisen und Institutionen, durch die sie entwickelt wurde. Daraus wird die Einsicht entwickelt, dass eine digitale Spur nicht für sich selbst existiert, wesentlich programmierbar ist und eine materielle Vermittlung darstellt, die von ihrer Interpretation bestimmt wird. Eine Spur ist sowohl Objekt als auch Produkt heteronomer Interventionen und Repräsentationen, jenseits derer sie nicht existiert. In kritischer Absicht bietet Reigeluth mit der <digitalen Spur> eine Perspektive an, sich von ihrer angeblichen Evidenz oder Gegebenheit zu distanzieren. Bevor sie der Stoff ist, mit dessen Hilfe die Zukunft programmiert und Verhaltensweisen verhindert werden können, ist <Spur> der Name, den der Aufsatz einer ungewissen, konflikthaften und problematischen Manifestation des Werdens verleiht. Die Spur als Simondonsche «In-Formation» zu verstehen – anstatt als Information, die immer schon vorhanden ist und nur angemessen erfasst und aufgezeichnet werden muss –, erlaubt es, zu verstehen, wie und warum etwas zu einer Spur wird, indem die Aufmerksamkeit auf die Vermittlungen und Operationen, die zwischen verschiedenen Maßstäben des Wirklichen bestehen, gelenkt wird.

Während Tyler Reigeluth auf medientheoretische Begriffe und Konzepte abhebt, zielt der Beitrag von TILL HEILMANN auf die grundlegende Frage nach der Zurichtung und dem Kontext medienwissenschaftlicher Forschung. Heilmann fragt nach der *Produktion* in Netzwerken – und damit nach der Rolle, welche die digitaltechnisch ermöglichte Überwachung des <Lebens im Netz> für den Prozess der wirtschaftlichen Nutzung von Daten spielt. Denn auch wenn die geheimdienstliche Überwachung der Telekommunikation weiter Teile der Bevölkerung gewiss ein gesellschaftlicher Skandal sei, so der Autor, sollte die große öffentliche Aufmerksamkeit dafür und die berechtigte Empörung darüber nicht den Blick auf einen anderen Aspekt informatischer Überwachung verstellen, der von einer grundsätzlichen gesellschaftlichen Problematik zeuge. Sein Beitrag greift deshalb Diskussionen über den Zusammenhang von Ökonomie und (Medien-)Technik auf, die jenseits unserer Fach- und Sprachgrenzen seit längerer Zeit geführt werden, in der deutschsprachigen Medienwissenschaft bislang aber kaum Resonanz gefunden haben.

Die Rede ist dabei von Analysen der kapitalistischen Produktionsweise in ihrer gegenwärtigen Form, die auf unterschiedliche Art und Weise an die Kritik der politischen Ökonomie von Karl Marx anknüpfen und eine Aktualisierung oder Revision zentraler Marx'scher Theoreme und Kategorien versuchen. Während es aus Sicht einer <strengen> wertkritischen Marx-Lektüre keine <technische> Abhilfe gegen soziale Realitäten der kapitalistischen Ordnung geben kann, betonen hingegen Vertreter des Postoperaismus und geistig verwandter Strömungen die emanzipativen Potentiale der neuen technischen Produktivkräfte. Die Diskussion, was mediale Verfahren und Konzepte in diesem Zusammenhang zu leisten vermögen, mitzuführen sollte, so Heilmann, eine der Aufgaben der Medienwissenschaft sein.

Wie Till Heilmann beziehen sich auch MARIE-LUISE ANGERER und BERND BÖSEL in ihrer Untersuchung der Voraussetzungen und prägenden Denkfiguren des *affective computing* auf den Begriff des *capturing*. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist die Beobachtung, dass die Erkennung, Regulierung und Produktion von Affekten durch die emergierenden Affekt- und Psychotechnologien, insbesondere durch das *affective computing*, in einer Weise automatisiert wird, die noch vor wenigen Jahren unabsehbar war. Indem ihr Beitrag den variantenreichen historischen Verlauf einer Decodierung und Recodierung von Affekten nachzeichnet, weisen sie nach, dass die Grundlagen für diese algorithmische Automatisierung bereits in der Übertragung kybernetischer Schemata auf die Psychologie in den 1950er Jahren gelegt wurden. So lasse sich eine Genealogie von Silvan Tomkins' Affektsystem über Paul Ekman's faziale Emotionserkennung bis zu Rosalind Picard's Konzeption und Mitentwicklung affektsensibler Computersysteme nachzeichnen. Auffällig sei allerdings, dass eine Analyse der hierin angelegten Überwachung und Aufzeichnung affektiver Informationen bisher unterblieben sei. Ihr Beitrag versteht sich daher als erster Schritt einer kritischen Auseinandersetzung mit dieser Dimension. Gerade an den digitalen Medien und insbesondere an den Affekt- und Psychotechnologien, so die Autor_innen in ihrem Fazit, zeige sich eine lustvolle Produktivität. Angesichts der jüngsten Entwicklungs- und Intensivierungsstufe des «Psychotechnischen» sei allerdings danach zu fragen, welche Zugriffe auf das Affektive hierbei vorherrschend seien und welche Alternativen es gebe, die nicht schon immer einer kapitalistischen Bedürfnismatrix gehorchten.

Das Grenzregime der EU bildet den Gegenstand der Untersuchung von CHRISTINA ROGERS. Mit ihrem aus einer Gegenstandsanalyse entwickelten Beitrag zielt die Autorin darauf ab, grundsätzliche Überlegungen zur medialen Funktionsweise der Grenze anzustellen. Ausgehend vom Beispiel der Berichterstattung über Todesfälle vor der Insel Lampedusa analysiert ihr Beitrag eine «mediale Prozessierung von Migration». Dabei zeigt sich, wie die europäische Politik in den vergangenen Jahren – so etwa im Zuge von SIS I+II, VIS, Eurodac, Eurosur und der Prümer Entscheidung – ein

Überwachungsgefüge etabliert hat, um Migration in die EU und innerhalb der Union mittels der Generierung von Data-Doubles zu kontrollieren. Christina Rogers' Überlegungen untersuchen die Auswirkungen dieses Gefüges auf Funktionsweisen von Grenzen als Orte und Praktiken der Premediation zukünftiger Risiken, wobei insbesondere die Produktion von Körper-Daten-Hybriden betrachtet wird. Die zentrale These des Beitrags lautet, dass in der medialen Rahmung von Migrant_innen via Überwachungstechnologien eine Dividualisierung stattfindet, die in anderen medialen Aushandlungen von Migration gebrochen wird.

Im Mittelpunkt des Beitrags von RAMÓN REICHERT stehen Fitness-Tracker, die an der Schnittstelle von mobilen Medien, Sensornetzwerken, GPS-gestützten Lokalisierungen, automatischen Identifikationsverfahren, digitalen Datenvisualisierungen und Social-Web-Anwendungen maßgeblich zur Verdichtung des Körpers und zur reflexiven Selbstvermessung beitragen. Der Beitrag beschäftigt sich mit der Logik des digitalen Fitness- und Gesundheitsmonitoring im Rahmen der Quantified-Self-Bewegung und untersucht ihren Stellenwert im Kontext von Praktiken der Selbstführung in prozessorientierten Aushandlungsprozessen. In diesem Zusammenhang wird ein Theorierahmen erstellt, der es ermöglicht, «Self-Tracking» als Grenzobjekte (*boundary objects*) von webbasierten Kommunikationsprozessen, praktischen Formen der Selbstthematization und Konstellationen biosozialer Kontrolle (z.B. mittels Feedbackschleifen) beschreibbar zu machen. Der Beitrag schafft einen Reflexionsraum zur differenzierten Auseinandersetzung mit den Medienpraktiken des Self-Tracking und untersucht das ambivalente Spannungsverhältnis von Programmlogik und den Freiräumen reflexiver Subjekte. Erkennbar wird dabei eine Nutzungskultur der Fitness-Tracker, die in Begriffen der Gamification gefasst werden kann. Mit Deborah Lupton wird vorgeschlagen, zwischen extern veranlasstem (*pushed*), extern auferlegtem (*imposed*) und extern ökonomisiertem (*exploited*) Self-Tracking zu unterscheiden.

Ein Gespräch mit ANNE ROTH, Referentin im parlamentarischen Untersuchungsausschuss zur NSA-Affäre, das OLIVER LEISTERT geführt hat, beschließt den Schwerpunkt. Es erkundet die Widerstände und Bruchstellen, die sich ergeben, wenn eine Kultur der Öffentlichkeit über eine längere Dauer mit Strategien der Verdunklung und des Opaken konfrontiert ist. Über die technischen und rechtlichen Details der Interzeption, Abzweigung und Analyse massiver Datenströme hinaus ist damit ein Kernthema medienwissenschaftlicher Reflexion angesprochen: Was passiert, wenn etwas ans Licht kommt? Die Arbeit an Transparenz, so zeigt sich, sieht sich einem mehrfachen Entzug ausgesetzt: Nicht nur werden je nach Geheimhaltungsstufe der Dokumente verschiedene «Öffentlichkeiten» des Ausschusses gebildet, werden Aussageverbote erteilt und Schwärzungen vorgenommen. Mehr denn je macht die Arbeit im Ausschuss deutlich, dass der entscheidende Einsatz in der Auseinandersetzung zwischen geheimdienstlicher und öffentlicher «Aufklärung» nicht im Zugriff auf bzw. in

der Verweigerung von Wissen besteht, sondern im Recht auf «Information über Information».²⁸ Das Gespräch verdeutlicht, wie sich die Materialität der Medien – etwa Kanalkapazitäten oder die Differenz zwischen terrestrischer und satellitengestützter Kommunikation – in überraschender Weise in die rechtliche Ausgestaltung der Zugriffe auf Daten einschreibt: Elektronische Netzwerke, Sinnbilder des *global village*, werden re-territorialisiert und re-nationalisiert – mit zweifelhaften Effekten.

²⁸ Friedrich Kittler: «Jeder kennt den CIA, was aber ist NSA?».

DIETMAR KAMMERER, THOMAS WAITZ

WARUM <DATEN> NICHT GENÜGEN

Digitale Spuren als Kontrolle des Selbst und als Selbstkontrolle

Where is the Life we have lost in living?
Where is the wisdom we have lost in knowledge?
Where is the knowledge we have lost in information?

T. S. ELIOT, *Choruses from The Rock* (1934)

Im digitalen Zeitalter stellen sich Daten als <grundlegend> und <gegeben> dar, als natürliche Ressource, als Fundament und als universelle Maßeinheit des Wissens. Durch digitale Technologien wurden bisher nicht dagewesene Möglichkeiten der Produktion und des Flusses von <Informationen> erschlossen. Da gegenwärtig das <Management> von Daten die Vorherrschaft gegenüber <Information> und <Wissen> als Formen der Abstraktion beansprucht, scheint kaum etwas von dem, was unser alltägliches Leben bestimmt, außerhalb des Einflussbereichs digitaler Daten zu liegen.

Mit dem Aufkommen digitaler Technologien und dem Aufstieg von Big Data hat die Tendenz einer Naturalisierung von Daten, die über <objektive> Qualitäten zu verfügen und nicht weniger als <die Wahrheit zu verkünden> scheinen, qualitative und epistemologische Differenzen zwischen Daten, Informationen und Wissen in einer solchen Weise nivelliert, dass wir T.S. Eliots Fragen um eine weitere ergänzen könnten: Wo sind die Informationen, die wir in Daten verloren haben? Das hinter Big Data liegende Versprechen besteht darin, dass die massenhafte Aggregation von Daten, ihre gewaltigen Dimensionen und ihre induktive Korrelation uns näher als jemals zuvor an die <Wirklichkeit> heranführen. Diese neue Selbstevidenz der Objektivität sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es diskursive und technische Vorgänge sind, die das Gerüst für diese Konstruktion darstellen. Während die Gewährsleute von Big Data sich bemühen, das Leben weiter zu verdaten, wird es umso dringlicher, zu verstehen, wie dieser Vorgang programmiert, algorithmisch berechnet, visuell repräsentiert und diskursiv modelliert wird.

Der vorliegende Text versucht, indem er sich auf französischsprachige Forschung zum Konzept <digitaler Spuren> bezieht, die technischen und diskursiven Dimensionen dieser Konstruktion nachzuzeichnen, um so beispielhaft einen Beitrag zur Auseinandersetzung mit einer Regierung digitaler Technologien zu leisten. Angesichts des enormen Bedeutungsumfangs beider Begriffe – <digital> und <Spur> –, können die folgenden Überlegungen nur eine erste Annäherung im Rahmen einer größeren Untersuchung sein. Gefüge (*assemblages*) sind stets Ausdruck von Absichten und Bezugnahmen, und so sind auch digitale Spuren sowohl Gegenstände als auch Resultate von Interventionen, deren Normativität kritisch betrachtet und analysiert werden muss. Der Eindruck eines technologischen Determinismus, in dessen Folge viele Menschen – im Guten wie im Schlechten – davon überzeugt sind, dass ein digitales Leben automatisch Daten, die nicht <lügen> können, hervorbringt, ist die Blendwirkung einer Technologie, die sich selbst verbirgt. Dieses Verbergen (*blackboxing*) zu überwinden, setzt nicht nur ein klares Verständnis der Materialität digitaler Technologien voraus, sondern muss auch die politischen und ökonomischen Absichten, die in entsprechenden Programmen eingeschrieben sind, enthüllen. Mein Beitrag¹ wird daher untersuchen, wie digitale Spuren als Erscheinungsweisen einer Kontrolle des Selbst und als Selbstkontrolle gefasst werden können.

Auf der Suche nach Daten

In seinem 1995 erschienenen Buch *Total Digital* schreibt Nicholas Negroponte, wie dank des binären Codes die Übermittlung von Botschaften mittlerweile nicht mehr eine Frage der Bewegung von Atomen, sondern nur mehr von Bits sei.² Diese Analogie von Atomen und Bits ist aus zwei Gründen bemerkenswert. Zum einen, weil sie unterstellt, dass digitale Informationen immateriell wären oder die Form virtueller Gewichtslosigkeit angenommen hätten. Und zweitens, weil Bits zwar von Atomen unterschieden werden, sich aber gerade dadurch als vergleichbar mit den grundlegenden Bausteinen aller Substanz erweisen, sodass Bits als grundlegender, informationeller Code erscheinen, aus dem alles Weitere zu entspringen vermag. Eine solche Sichtweise ist jedoch irreführend – und zwar deshalb, weil sie ein weiterer Beitrag zur paradoxen und heute zum Gemeinplatz gewordenen Abstraktion und Naturalisierung digitaler Informationen ist, die einerseits als ätherisch und nicht greifbar, andererseits als <Essenz> digitaler Technologie beschrieben werden. Bereits eine oberflächliche technische Betrachtung vermag jedoch einige Gründe zu liefern, solche falschen Vorstellungen zu widerlegen und ihr eine alternative Konzeptualisierung digitaler Information gegenüberzustellen.

<Daten> ist einer jener unbestimmten Begriffe, deren Polysemie sorgfältige Verwendung erfordert. Mit Bezug auf Christian Fauré³ ließe sich sagen, dass der Begriff der <Daten> mindestens vier Aspekte zum Ausdruck bringt, denen

¹ Dieser Beitrag will eine gründliche empirische Analyse nicht ersetzen. Viele der hier angeführten Beispiele oder theoretischen Bezüge entstammen einem größeren Forschungskontext und werden angeführt, um für Aufmerksamkeit gegenüber französischsprachiger Literatur und für eine herausfordernde theoretische Perspektive auf den Gegenstand zu werben.

² Nicolas Negroponte: *Total Digital. Die Welt zwischen 0 und 1 oder die Zukunft der Kommunikation*, München 1997.

³ Christian Fauré: *Quatre visages des data*, datiert 18.4.2013, www.christian-faure.net/2013/04/18/quatre-visages-des-data, gesehen am 1.6.2015.

gemein ist, dass alle auf die gemeinsame etymologische Vorstellung eines <Gegebenen> rekurren:

1. Aus kognitivistischer Sicht sind Daten jenes Rohmaterial, mit welchem der menschliche Verstand umgeht und das er bearbeitet.
2. Seit dem Aufkommen des Computers und dem Beginn der Softwareentwicklung fasst der Begriff zunehmend all jene speicherbaren Informationen, die für Maschinen aufgezeichnet werden.
3. In jüngster Zeit ist mit dem Begriff hingegen vor allem jener Prozess angesprochen, wie Informationen <übermittelt> oder von einer Komponente an eine andere <weitergereicht> werden.
4. Die Vorstellung von <Metadaten> – Daten über Daten – adressiert schließlich, so Fauré, die Kategorisierung und die Indizierung von Daten.

Es scheint überflüssig, darauf hinzuweisen, dass diese vier Dimensionen stets miteinander verschränkt sind und ihre Unterscheidung allein dazu dient, bestimmte technische und materielle Aspekte zum Ausdruck zu bringen. Die materiellen Determinationen digitaler Technologien machen diese hochgradig anschiessbar und im Wesentlichen *programmierbar*.⁴ Ein Bit für sich alleine ist unbedeutend. Nur wenn es syntaktisch verarbeitet und angeordnet wird, ist es semantisch darstellungsfähig und lesbar. Ein einzelnes Datum kann aus Tausenden von Bits bestehen, und obwohl deren Anordnung einer syntaktischen Logik folgen mag, bedeutet es noch nicht, dass das Datum irgendeinen semantischen Wert besitzt.

Ein einzelnes Pixel etwa besteht aus bis zu 24 Bits, doch dies verleiht ihm noch keine Bedeutung, solange es nicht im Kontext weiterer Pixel betrachtet wird. Programmieren heißt, *für* Maschinen zu schreiben, es heißt, im Kontext ihrer Funktionsweise bestimmte Muster, Interfaces und Logiken zu verwenden und dadurch die Handlungsoptionen von Nutzerinnen und Nutzern zu bestimmen. Wenn wir davon ausgehen, dass ein Algorithmus, vereinfacht gesagt, nichts anderes als ein Kochrezept oder ein Reiseplan ist, der eine Reihe von Schritten und Wegen vorschreibt, die nötig sind, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, wird unmittelbar deutlich, dass digitale Technologien stets spezifische diskursive Formen erfordern und hervorbringen. Wie Bachimont unterstreicht, transformieren Algorithmen «Räume des Möglichen» in einen notwendigen und überprüfaren zeitlichen Ablauf. Mit anderen Worten:

Der Algorithmus legt fest, dass, sofern die Ausgangsbedingungen [der Input] zutreffend sind, ein bestimmtes Ergebnis [der Output] nach Maßgabe komplexitätstheoretischer Überlegungen zwangsläufig eintreten muss. Das Programm ist daher ein Mittel zur Sicherstellung einer Zukunft, weil es deren Unsicherheit und Unbestimmbarkeit zugunsten von Kontrolle vereindeutigt.⁵

Algorithmen verfügen stets über eine sehr spezifische Zeitlichkeit, die darauf abzielt, die relative Unbestimmtheit der Zukunft zugunsten einer vorhersehbaren

⁴ Bruno Bachimont: De l'hyper-texte à l'hypotexte. Les parcours de la mémoire documentaire, in: Charles Lenay, Véronique Havelange (Hg.): *Technologies, Idéologies, Pratiques*, Toulouse 1999, 195–225.

⁵ Bruno Bachimont: Formale Zeichen und digitale Computation. Zwischen Intuitionismus und Formalismus. Kritik der computationellen Vernunft, in: Helmar Schramm, Ludger Schwarte, Jan Lazardzig (Hg.): *Instrumente in Kunst und Wissenschaft. Zur Architektonik kultureller Grenzen im 17. Jahrhundert*, Berlin 2006, 392–416.

und rechnerischen Sequenz dessen, *was kommen muss*, zu reduzieren. Ihr innerer Widerspruch beruht allerdings darauf, dass algorithmische Vorgänge, indem sie die Komplexität ihrer Berechnungen verbergen und auf eine Serie von Eingaben und Ausgaben reduzieren, tatsächlich den Raum der Unbestimmbarkeit und Unsicherheit aufrechterhalten – und zwar deshalb, weil zunehmende Verarbeitungsgeschwindigkeit, Komplexität, das Wirken von Automatismen und Anpassungseffekte immer wieder *überraschende* Funktionen und Muster hervorbringen.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Konzentration von Daten, wie sie sich etwa in der Errichtung riesiger Datenzentren niederschlägt, mit sehr handfesten technischen Entscheidungen, *Public Policies* und Industrienormen engführen. Die meisten Internetnutzerinnen und -nutzer überlassen nicht nur ihre offen lesbaren E-Mails, ihre Fotos, Videos und Blogs völlig Fremden; auch die Geräte, mit deren Hilfe sie alltägliche Aufgaben bewältigen, erzeugen permanent Standortdaten oder versenden zahlreiche andere Datenpakete, die, algorithmisch rekombiniert, zur Herstellung individueller Merkmale und Profile herangezogen werden können. Entscheidend dafür ist, dass immer mehr unserer Handlungen in digitalen <Umgebungen> so eingerichtet sind, dass sie in bisher nicht dagewesenem Ausmaß und ebensolcher Geschwindigkeit Daten produzieren. Bei dem sich so erschließenden Vorgang handelt es sich um die drei zentralen (und hier aus analytischen Gründen unterschiedenen, in der Praxis jedoch stets miteinander verbundenen) Bearbeitungsschritte der <algorithmischen Gouvernamentalität> – ein Konzept, das von Thomas Berns und Antoinette Rouvroy beschrieben worden ist.⁶

Der erste Schritt dieser Be- und Verarbeitung besteht in der Einrichtung von *Data Warehouses*, in denen gewaltige Datenmengen, die einer Vielzahl unterschiedlicher Praktiken und Interaktionen entstammen, systematisch gesammelt und zunächst ungeachtet ihrer Nützlichkeit oder Aussagekraft gespeichert werden. Daraufhin erfolgt Data-Mining – damit ist der Versuch gemeint, Korrelationen und Muster durch algorithmische Berechnungen zu gewinnen, wobei die scheinbare Selbstevidenz des Verfahrens auf der schiereren Menge der verarbeiteten Daten beruht. Der dritte Schritt ist schließlich das Profiling, das nicht so sehr auf die Identifikation tatsächlicher Personen abzielt, sondern auf die Korrelation vereinzelter Vorkommnisse, in deren Konsequenz Verhaltensformen auf folgerichtige und in zeitlicher Abfolge stehende Algorithmen reduziert werden können.

Auf die Implikationen dieser algorithmischen Gouvernamentalität im Hinblick auf Subjektivierungsweisen und Fragen der Kontrolle werde ich später zurückkommen; zunächst einmal ist entscheidend, dass das Aufkommen und die Durchsetzung von Big Data von soziotechnischer Gestalt ist – und dies gilt gleichermaßen für jene Instrumente, die dazu dienen, diese Form des Regierens und die Regierung zu sichern. Um diesen Zusammenhang in seiner Tragweite erfassen zu können, bedarf es allerdings zunächst eines spezifischen konzeptionellen Rahmens.

⁶ Thomas Berns, Antoinette Rouvroy: Le nouveau pouvoir statistique, in: *Multitudes*, Nr. 40, 2010, 88–103, sowie dies.: Gouvernamentalité algorithmique et perspectives d'émancipation, in: *Réseaux*, Nr. 177, 2013, 163–196.

Technologie und Subjektivierung

Technologie bringt keinen gesellschaftlichen Wandel *per se* oder ursächlich hervor, noch bestimmt sie eine Gesellschaft in gleichsam funktionalistischer Weise, etwa so, wie es der Begriff der <Informationsgesellschaft> nahelegt. Wird eine Technologie auf ihre offensichtliche Funktion reduziert – wie etwa in der Aussage: «Digitale Technologien betreffen im Wesentlichen Information und Kommunikation; diese Funktion ist stabil und eingeschrieben» –, werden ihre tatsächlichen Funktionsweisen verunklart und es werden all jene sozialen Vorgänge ignoriert, die Technologie strukturieren und welche sie, in Umkehrung, strukturiert. Gründen wir hingegen das Verständnis von Technologie und Subjektivierung auf einer relationalen Ontologie des Werdens, oder einer «Ontogenese», wie sie der französische Philosoph Gilbert Simondon vorgeschlagen hat,⁷ dann erhalten wir eine hinreichende epistemologische Begründung, die eine technikgenauso wie eine anthropozentrische Sichtweise vermeidet.

An dieser Stelle kann nicht auf den empirischen und theoretischen Reichtum von Simondons Philosophie eingegangen werden.⁸ Eine seiner inspirierendsten Überlegungen lautet, dass Technologie eine netzförmige Existenzweise aufweist, innerhalb derer ein technisches Objekt sich durch die Gesten, Dispositionen, kognitiven Schemata und Erfahrungen der Nutzerinnen und Nutzer ausbreitet. Simondon begreift Technologie als eine Strukturierung, die stets an einen Prozess des Werdens geknüpft ist – im Gegensatz zur Illusion einer prinzipiellen Verfügbarkeit des Technischen, dem «Zuhandensein» (Heidegger) eines Werkzeugs oder auch der Vorstellung, dass der Technik selbst eine transformative Logik inhärent wäre. Eine solche Fassung ermöglicht es, sich einem drängenden und herausfordernden Problem zu widmen: nicht der Frage, wie Technologien unser Verhalten und Handeln bestimmen, sondern wie unsere Normen und sozialen Strukturen die Gebrauchsweisen und Funktionen, die sich an bestimmte Technologien knüpfen, regulieren und, umgekehrt, wie diese wiederum soziale und kognitive Schemata ausprägen.

Zu Simondons wichtigsten philosophischen Leistungen zählt zweifelsohne das Konzept der «In-Formation», womit er keinen essentialistischen oder inhaltsbezogenen Begriff meint, sondern einen Prozess der Vermittlung zwischen unterschiedlichen Größenordnungen anspricht. Noch grundlegender ausgedrückt ist für Simondon das Individuum, ob technisch, physikalisch oder organisch, kein Element, das eine Beziehung eingehen kann, sondern *ist* selbst eine singuläre Beziehung. Die Aufgabe einer ontogenetischen Theorie ist es, diese Beziehung in ihrem Werden nachzuverfolgen. Als ein enthusiastischer Leser und scharfsinniger Kommentator der Kybernetik und der Informationstheorie hat Simondon deren festgefahrene Auffassung von Information als <Botschaft> zurückgewiesen. Insbesondere hat er die Kybernetik dafür kritisiert, den Feedback-Mechanismus als allumfassenden und ausschließlichen Modus von Regulation und Kontrolle zu verallgemeinern und absolut zu setzen.

⁷ Gilbert Simondon: *L'individuation psychique et collective à la lumière des notions de Forme, Information, Potentiel et Métastabilité*, Paris 1989, sowie ders.: *Die Existenzweise technischer Objekte*, Zürich 2012.

⁸ Eine Einführung in die Philosophie Simondons bieten etwa: Gilbert Hottois: *Simondon et la philosophie de la «culture technique»*, Brüssel 1993, und Muriel Combes: *Simondon. Individu et collectivité*, Paris 1999. Vgl. auch den Schwerpunkt «Medienästhetik» in der Zeitschrift für Medienwissenschaft, Nr. 8, 2013.

Es ist offensichtlich, dass bestimmte Parallelen existieren zwischen Simondons relationaler Konzeptualisierung von Technik und Michel Foucaults Untersuchungen von Subjektivierung⁹ als technologisch vermittelter und historisch wandelbarer Prozess. Wenn Foucault in der Lage ist, «Technologien des Selbst» in ihren je unterschiedlichen historischen und normativen Kontexten zu untersuchen,¹⁰ dann deshalb, weil er eine ethische und eine technologische Dimension des Selbst aneinander bindet. Tatsächlich, so Judith Revel, verweise der Begriff des *Selbst* ganz offensichtlich nicht auf eine Identität oder einen Standpunkt, sondern auf die Materie des Experimentierens der *téchne* – und zugleich sei dieses *Selbst* dessen Resultat und Produkt, das sich in andauernden Überarbeitungen und Modifizierungen bestimme und verschränkt sei mit der schöpferischen Logik eines niemals abschließbaren Werdens.¹¹ In dieser Hinsicht – und ganz ähnlich zu Simondon – beschreibt der Begriff des Selbst nicht eine stabile Existenzweise oder eine Identität, die über einen Ursprung verfügte oder der eine Teleologie zukäme, sondern ein relationales Feld, das seine eigenen Transformationen hervorbringt. Das Selbst erweist sich als ein Entscheidungsprozess, innerhalb dessen disparate und «äußerliche» Elemente inkorporiert und vereindeutigt werden; es verfügt über keine «innere» Substanz oder gar so etwas wie einen Wesenskern. Die Beziehung zum Selbst ist für das Subjekt stets und zugleich eine Beziehung zu anderen, wobei das Subjekt zum Objekt eines Gegenübers werden kann (und umgekehrt). Für Foucault ist eine Subjektivierung durch «Technologien des Selbst» und eine «Sorge um sich» nicht zu trennen von Formen der Unterwerfung und Abhängigkeit von anderen.¹² Ebendieser Zusammenhang zwischen der Regierung des Selbst und dem Regieren von anderen¹³ ist es, den Foucault mit der «Gouvernementalität» beschreibt. Seine Reflexionen können in eine einzelne Frage überführt werden: In welchem Ausmaß sind Technologien des Selbst zugleich Formen der Kontrolle und Regierung durch, für und von anderen?

Folgt man diesen Überlegungen, wird schnell deutlich, dass das Selbst nicht etwas «Gegebenes» darstellt, das seiner Fassung als Gegenstand des Wissens vorausläge und das als solches daher auch nicht repräsentiert oder berechnet werden kann in, mit und durch Daten.

Digitale Technologien stehen weder für das Versprechen einer freien Gesellschaft ohne Hierarchien, noch stellen sie eine «Plage» dar, welche die Gesellschaft ereilen würde. Simondon würde darauf verweisen, dass beide Vorstellungen auf der ontologischen Gegenüberstellung von «Technologie» auf der einen und «Gesellschaft» oder «Kultur» auf der anderen Seite beruhen. Die entscheidende Herausforderung, vor die uns digitale Technologien stellen, besteht nicht darin, dass sie das Individuum mehr oder weniger als jede andere Technologie befreien oder unterwerfen würden, sondern darin, dass wir aufgefordert sind, eine kritische Haltung gegenüber den Beziehungen und Handlungen zu entwickeln, die ihre Funktionsweisen bestimmen. Vor dem Hintergrund, dass digitale Netzwerke sich ausbreiten und intensivieren, dass Produktion und Verarbeitung

⁹ Eine solche, verwobene Lesart von Simondon und Foucault findet sich ausführlich in: Muriel Combes: *La vie inséparée. Vie et sujet au temps de la biopolitique*, Paris 2011.

¹⁰ Michael Foucault: *Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France (1981/82)*, Frankfurt/M. 2004; ders.: *Der Mut zur Wahrheit. Die Regierung des Selbst und der anderen. II. Vorlesung am Collège de France 1983/84*, Berlin 2010.

¹¹ Judith Revel: Michel Foucault. *Repenser la technique*, in: *Tracés. Revue de Sciences humaines*, Nr. 16, 2009, 139–149, online unter traces.revues.org/2583, gesehen am 20.8.2015.

¹² Combes: *La vie inséparée*.

¹³ Foucault: *Der Mut zur Wahrheit*.

von Daten mehr und mehr zunehmen und dass statistische Modelle eingeübte Verfahren der Kontrolle und Modulation verdrängen, indem nicht mehr Bevölkerungen adressiert werden, sondern das, was Gilles Deleuze «Dividuen» genannt hat,¹⁴ breitet sich ein umfassender Schatten der Information aus, ein digitales Unbewusstes,¹⁵ das unerkannte Geheimnisse und tiefe Einblicke in Subjekte und Gegenstandsbereiche zu enthalten verspricht. Das berühmte Versprechen von Big Data, all das aufzustöbern und zu entdecken, was sich bisher jeglicher Beobachtung entzogen habe, beruht darauf, auf Hypothesen und deduktive Methoden der Vernunft zu verzichten, um sich stattdessen neue induktive Werkzeuge zu eigen zu machen, die sich auf gewaltige Mengen nutzbar gemachter Daten stützen.

Tatsächlich scheinen die Fürsprecher von Big Data zu glauben, dass ihre Leistung darin bestehe, ein neues <Ökosystem> entdeckt zu haben – eines, das aus sich selbst hervorbringenden und beobachtbaren Daten besteht. Alex Pentland – ein Pionier von Big Data und der Mobilcomputertechnologie, Berater des World Economic Forum und Gründer des Human Dynamics Laboratory am MIT – behauptet:

Während es durchaus nützlich sein mag, über Durchschnittswerte nachzudenken, setzen sich soziale Phänomene in Wahrheit aus Millionen kleiner Transaktionen, die zwischen Individuen stattfinden, zusammen. In diesen individuellen Transaktionen existieren Muster, die nicht einfach Mittelwerte darstellen, die jedoch verantwortlich sind für den Einbruch der Aktienmärkte oder den Arabischen Frühling. Es gilt, diese neuen Muster genauestens zu untersuchen, diese Mikromuster, weil sie sich nicht einfach in ihrer Summe in das klassische Verständnis von Gesellschaft fügen. Wir stehen am Anfang eines neuen Zeitalters der sozialen Physik, in dem es die Einzelaspekte der Bestandteile – das Du und das Ich – sind, welche die Ergebnisse bestimmen.¹⁶

Pentlands Vorhersage ist ein vielsagender Hinweis auf das Ausmaß jenes Vertrauens, das die Befürworter von Big Data in Bits und Bytes setzen, während ihnen allem Anschein nach entgeht, dass all die Daten, die sie sammeln oder <entdecken>, doch stets von den eingesetzten Werkzeugen, Programmen und Schnittstellen bestimmt werden und dass die zusammengetragenen Informationen eben nicht <gegeben>, sondern die Spur dieser Beziehung sind.

Wenn der Erfinder des World Wide Web, Tim Berners-Lee, anlässlich einer TED-Konferenz 2009 forderte, «We want raw data, now!«, dann unterstellt ein solcher Appell, dass Daten in einem digitalen Ökosystem immer schon existierten – als ob <Rohdaten> nicht ein Oxymoron wäre.¹⁷ Die neue Ökonomie der Daten scheint auf wunderbare Weise einen sich selbst immer wieder erneuernden Kreislauf zu durchschreiten, in dem mehr Daten mehr Information bedeuten, und in dem mehr Information mit mehr Wissen gleichgesetzt wird. Diese sich selbst erfüllende Logik stellt allerdings nicht nur eine theoretische Haltung dar, sondern ist gleichermaßen ein weit verbreitetes Paradigma für gewöhnliche Praktiken der Selbstkontrolle, Überwachung und Prävention.

¹⁴ Gilles Deleuze: Postskriptum über die Kontrollgesellschaften, in: ders.: *Unterhandlungen 1972–1990*. Frankfurt / M. 2004, 254–262.

¹⁵ David Beer: Power through the algorithm? Participatory web cultures and the technological unconscious, in: *New media and society*, Vol. 11, Nr. 6, 2009, 985–1002.

¹⁶ Alexander Pentland: Reinventing society in the wake of Big Data, datiert 30.8.2012, edge.org/conversation/reinventing-society-in-the-wake-of-big-data, gesehen am 1.6.2015.

¹⁷ Vgl. Lisa Gitelman (Hg.): *«Raw data» is an oxymoron*, Massachusetts 2013.

Digitale Spuren

In der aktuellen französischsprachigen Forschung findet die Frage nach den <digitalen Spuren> (*traces numériques*) mehr und mehr Beachtung. Das zunehmende Interesse der Sozialwissenschaften für die Verflechtungen zwischen digitaler Technologie und sozialen Transformationen ist unübersehbar. Deutlich werden dabei auch die semantischen Variationen und unterschiedlichen Herangehensweisen der einzelnen Sprachgemeinschaften. So ist im Englischen im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs nur selten von digitalen <Spuren> die Rede, stattdessen gruppiert sich das bevorzugte lexikalische Feld um den Begriff der <Daten>. Nun ist das eine Paradigma nicht unbedingt angemessener als das andere, schließlich lädt jede Sprache Begriffe mit je spezifischer Bedeutung und Relevanz auf. Dennoch lässt sich eine ebenso interessante wie kritische Perspektive auf digitales Handeln entwickeln, wenn wir <Informationen> als *Spuren* begreifen, die in digitalen Umgebungen produziert, zurückgelassen oder erfasst worden sind. Bevor wir uns der Literatur zur digitalen Spur zuwenden und diese in der Perspektive der algorithmischen Gouvernementalität lesen, ist es notwendig, auf den Begriff der <Spur> einzugehen.

Genau der Terminus <Daten> umfasst die <Spur> (*trace*) zahlreiche Bedeutungen und Ableitungen.¹⁸ Die Spur konnotiert ein isoliertes Objekt ebenso wie eine Handlung oder einen Prozess. Alexandre Serres unterscheidet nicht weniger als vier Bedeutungen:¹⁹

1. den Abdruck eines Körpers (im wörtlichen oder übertragenen Sinne);
2. die Hinterlassenschaft als Hinweis auf ein vergangenes Ereignis;
3. die verschwindend kleine Menge eines Stoffes (die Spurenelemente);
4. bestimmte Schnittpunkte in der analytischen Geometrie.

Ohne genauer auf diese Typologie einzugehen, lässt sich resümieren, dass eine Spur stets einem winzigen Detail oder einem scheinbar bedeutungslosen Fragment entspricht, dem Überbleibsel des Chemikers, den Hinweisen des Detektivs, den Indizien des Historikers, den Symbolen des Psychoanalytikers.²⁰

Ein Großteil des öffentlichen wie des akademischen Diskurses tut sich dennoch schwer, den Begriff der <Spur> zu definieren. Meistens wird er austauschbar verwendet und durch seine Synonyme bestimmt, wodurch er jegliche konzeptuelle Schärfe oder Dichte verliert. Weitgehendes Einverständnis herrscht hingegen darüber, dass sich die <digitale Identität> als Summe der digitalen Spuren bildet, die als Text, Bild oder Ton vorliegen, als Log-ins, Browser-Sitzungen oder Online-Einkäufe, die bewusst oder unbewusst vom User durch dessen Interaktionen produziert und hinterlassen worden sind.²¹ Dasselbe gilt für den Gemeinplatz, wonach «wir nicht *nicht* Spuren hinterlassen können»²² und dass Spuren unvermeidliches Nebenprodukt – oder wesentlicher Bestandteil – von Kommunikation in der Informationsgesellschaft sind.

¹⁸ Anm. d. Ü: *tracer* im Französischen bedeutet u. a. : zeichnen, schreiben, eine Linie ziehen; «einen Weg bahnen oder trassieren»; «eine Skizze anfertigen».

¹⁹ Alexandre Serres: Quelle(s) problématique(s) de la trace?, datiert 3.4.2005, archivesic.ccsd.cnrs.fr/jic/00001397, gesehen am 1.6.2015.

²⁰ Anm. der Ü.: Aus Sicht der deutschsprachigen Medientheorie ist der Begriff der <Spur> in divergierender Weise aufgeladen, nämlich in zeichen- und schrifttheoretischer Hinsicht. Vgl. Sybille Krämer, Werner Kogge, Gernot Grube (Hg.): *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, Frankfurt / M. 2007.

²¹ Olivier Ertzscheid: L'homme est un document comme les autres. Du World Wide Web au World Life Web, in: *Hermès*, Nr. 53, 2009, 33–40.

²² Louise Merzeau, L.: Présence numérique. Les médiations de l'identité, in: *Les Enjeux de l'information et de la communication*, Vol. 1, 2009, 79–91.; dies.: De la surveillance à la veille, in: *Cités*, Nr. 39, 2009, 67–80.

In demselben Maße, wie digitale Geräte und Datenbanken durch die zunehmende Verknüpfung von Dienstleistungen, Maschinen, Software und Institutionen mehr und mehr Daten anhäufen, ist der Normalzustand, so Louise Merzeau, nicht länger das Vergessen, sondern das Erinnern.²³ Wenn aber unsere <Identität> in der Sammlung digitaler Spuren besteht, die unfreiwillig und ubiquitär produziert werden, dann ist diese nicht länger repräsentational oder subjektiv zu verstehen, sondern muss als Objekt, als unmittelbare und wirksame Form der Wirklichkeit begriffen werden.²⁴ Das Paradox oder Problem, das dieser Diskurs aufwirft (und nicht beantworten kann), besteht darin, dass digitale Technologien unsere Identität zugleich in eine konkrete Sache *und* in postmoderne Gefüge (*assemblages*) oder Konstruktionen verwandeln. Folgt man diesem Diskurs, wurden die Modi unserer Existenz angeblich radikal verschoben und die historischen Auffassungen von Identität, Gedächtnis und Normalisierung außer Kraft gesetzt. Obgleich die Digitalisierung der Lebenswelt tatsächlich neue Formen des Zusammenlebens und der Kontrolle hervorgebracht hat, sind solche pauschalisierenden Behauptungen aber von zu großem Gewicht für ein derart schwaches konzeptuelles Gerüst. Wählt man stattdessen die <Spur> als Paradigma, so erlaubt dies, die Kontinuitäten (statt eines Wandels oder Bruchs) zwischen der digitalen Gegenwart und den vorhergehenden bzw. noch existierenden sozialen, politischen und ökonomischen Verhältnissen zu erkennen.

Aktuelle Forschungen in Informatik, in der Wissensverarbeitung und der Software-Ergonomie konzentrieren sich auf die Frage, wie digitale Spuren modelliert und visualisiert werden können, um den Kontakt zwischen Mensch und Computer zu fördern und zu maximieren. In diesem Kontext hat eine digitale Spur viele Quellen (Logdateien, Cookies, IP-Adressen, den Browser-Verlauf usw.) und viele Ziele (die Umgebung an Nutzerinnen und Nutzer anpassen, deren Interaktionen unterstützen und anreichern). All dies kann durch ein «System der Spuren» festgehalten werden, das in der Lage ist, die problematischen «redundanten» oder «nicht sachbezogenen» Mensch-Maschine-Interaktionen zu erkennen.²⁵

Nach Julien Laflaquière erfolgt die Implementierung eines solchen Systems in drei Schritten:

1. Digitale Spuren der Interaktionen werden erfasst und gesammelt, was die Sortierung, Bereinigung und Anpassung der Datenquellen notwendig macht.
2. Die Spuren werden lesbar gemacht, indem die Datenquellen durch Visualisierung, statistische Instrumente und Eingriffe des Users miteinander verbunden und synchronisiert werden.
3. Sie werden in eine Form gebracht, welche die Aktivitäten der Nutzerinnen und Nutzer in interaktiver und mittelbarer Weise darstellt.²⁶

Egal, ob solche Systeme eingesetzt werden, um die Bezüge zu Nutzerinnen und Nutzern zu stärken, Inhalte zu personalisieren oder automatisierte Empfehlungssysteme zu entwickeln – offensichtlich bedeutet <Spur> hier eine modellierte

²³ Ebd.

²⁴ André Mondoux: Identité numérique et surveillance, in: *Les Cahiers du numériques*, Nr. 7, 2001, 49–59, hier 52.

²⁵ Julien Laflaquière: *Conception de système à base de traces numériques dans les environnements informatiques documentaires*, Thèse de l'Université de Technologie de Troyes, 2009, online: tel.archives-ouvertes.fr/tel-00471975/file/Laflaquiere_These_08decembre2009.pdf, 63–68.

²⁶ Vgl. ebd.

Korrelation disparater Elemente. In Bezug auf Onlinesysteme erklärt Laflaquière, das Ziel sei, «das Browsingverhalten des Nutzers vorherzusagen [und] in automatisierter Form mögliche Browsingverläufe vorzuschlagen».²⁷ Die korrelative Logik der Implementierung solcher *Tracing Systems* besteht darin, die digitale Umgebung durch zahllose Mikrokorrekturen und Feinabstimmungen an Nutzerinnen und Nutzer anzupassen (oder umgekehrt). Idealerweise entsteht so ein perfektes Gleichgewicht zwischen beiden Seiten.

Laflaquière's Ansatz hat den Vorteil, die Fragilität und Programmierbarkeit digitaler Spuren deutlich zu machen, da diese nicht selbstständig existieren und immer das Resultat von Zusammenstellungen, Selektionen und Interpretationen sind. Allerdings hat diese Logik der Korrelation von Nutzerinnen und Nutzern auf der einen und einer Umgebung auf der anderen Seite einen «unheimlichen» kybernetischen Beigeschmack, wenn die Homöostase und Stabilität eines Systems durch die andauernde Korrelation und Regulation seiner Teile erreicht wird. Laflaquière stimmt hier überein mit der bekannten Interview-Aussage des Google-Geschäftsführers Eric Schmidt: «Ich glaube, die meisten Menschen wollen eigentlich nicht, dass Google ihnen ihre Fragen beantwortet. Sie wollen, dass Google ihnen sagt, was sie als Nächstes tun sollen.»²⁸

Digitale Spuren sind Fragmente vergangener Interaktionen oder Aktivitäten, die, wenn sie korreliert werden, die Vorhersage und gegebenenfalls Verhinderung künftiger Verhaltensweisen ermöglichen. Denkt man dieses Prinzip konsequent weiter, dann verschiebt die spurengestützte Intervention den Fokus der Prozesse der Normalisierung und Regulierung: weg von den Individuen, hin zu ihren Umgebungen. Fügsamkeit und Konformität werden folglich nicht durch Zwangsnormen erreicht, die unmittelbar auferlegt werden, sondern durch die indirekte Modulation der Stimuli und Bezüge des Individuums. Das Märchen der «Selbstbestimmung» erscheint so in einem neuen Gewand. In diesem imaginierten Zustand der Selbstregulation, in dem die Normen (was ein Individuum tun *sollte*), andauernd an dessen *tatsächliches* Verhalten angepasst werden, stellt sich die Frage: Welche Potentiale der Subjektivierung bleiben, wenn nichts mehr bleibt, das subjektiviert werden könnte? Wenn das ideale Individuum perfekt korreliert wurde und seiner Umgebung immanent geworden ist, wenn seine Einzigartigkeit auf den Grad der Übereinstimmung mit diesen Korrelationen reduziert werden kann – (wie) ist es dann für ein Subjekt möglich, eine ethische und politische Existenz zu führen?

Die Selbst-Kontrolle nachverfolgen

Es ist genau diese korrelative und präemptive Rationalität, welche die Befürworterinnen und Befürworter von Big Data auf alle Facetten des «Lebens» ausweiten und anwenden wollen, wodurch Individuen faktisch als algorithmische Relationen behandelt werden. Indem der Erfahrungsbereich der Subjekte im Data-Mining mithilfe von Technologien, über die der Einzelne keine Verfügung

²⁷ Ebd., 47.

²⁸ Holman W. Jenkins Jr.: Google and the Search for the Future, in: *Wall Street Journal*, 15.8.2010.

hat, ausgehöhlt wird, zielt Big Data darauf, das interpretative und problematische Moment des Wissens – seine <Subjektivität> – zu umgehen, um stattdessen die Wirklichkeit unmittelbar auf ihrer <offensichtlichen>, <eindeutigen> und <objektiven> Ebene anzusprechen. Zu diesem Zweck behandelt Big Data Beziehungen als unveränderliche, dinghafte Wesenheiten, die in berechenbare Einheiten zerlegt werden können.²⁹ Was unberechenbar, im ständigen Werden begriffen und voller Potential war, wird auf diese Weise auf eine Abfolge von Zuständen reduziert. Das Mögliche wird so behandelt, als wäre es im Aktuellen eingeschlossen und müsste daraus nur befreit werden.³⁰

In diesem Sinne beruht die «algorithmische Gouvernamentalität»³¹ auf dem Traum, dass Wirklichkeit, wenn sie nur recht sondiert und aufgezeichnet wird, ihre eigene passive, unbedenkliche und zwanglose Normativität freilegen wird, in die das Individuum sich nur noch so schmerzfrei und nahtlos wie möglich einpassen muss. Der implizite Zwang für Individuen, ihren digitalen Spuren ohne Lücke oder Widerstand zu entsprechen, eröffnet eine Perspektive für neue soziale Schichtungen und Spaltungen, die sich entlang der Befähigung eines jeden bilden, genau das zu sein, was seine Spuren von ihm oder ihr ausagen. Der neue gesellschaftliche Paria könnte sehr leicht der- oder diejenige werden, der oder die unfähig oder unwillens ist, <er oder sie selbst> zu sein, wenn er oder sie die <Objektivität> oder <Unanfechtbarkeit> seiner oder ihrer Spuren leugnet.

Die politischen, ökonomischen und sozialen Folgen dieser keineswegs bloß hypothetischen algorithmischen Gouvernamentalität machen sich bereits bemerkbar. Aktuelle Pilotprojekte zur Kriminalprävention in den USA und Großbritannien lassen offenbar die Science-Fiction-Vision von P. K. Dicks Kurzgeschichte *The Minority Report* – worin die Polizei über die Fähigkeit verfügt, Verbrechen vorherzusagen und die Täter vor der Tat zu verhaften –, Wirklichkeit werden.³² Mithilfe von Modellen, die ursprünglich zur Vorhersage von Nachbeben entwickelt wurden, soll die Software PredPol (*predictive policing*) es der Polizei ermöglichen, die Entwicklung von Kriminalitätsmustern in Echtzeit zu verfolgen und extrem präzise – wenn auch unter Umständen irrelevante – sogenannte <Kriminalbrennpunkte> in der Stadt zu lokalisieren. PredPol behauptet, sich von bestehenden statistischen Instrumenten im Polizeigebrauch darin zu unterscheiden, dass es das Aufkommen von Verbrechen nicht in Diagrammen

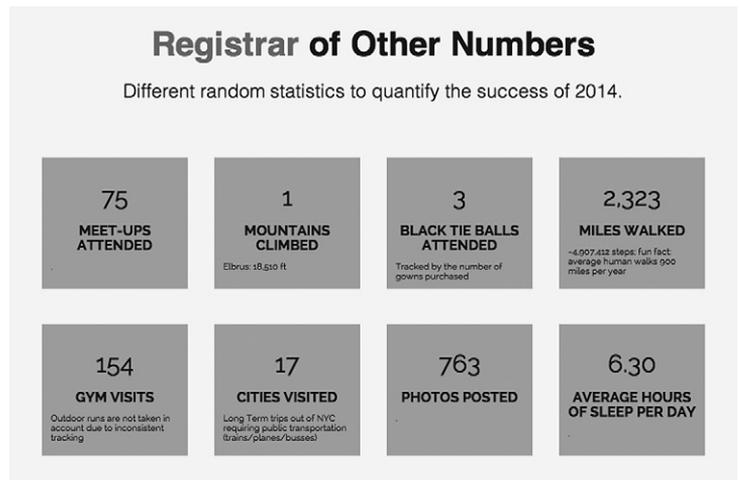


Abb. 1 aus *Personal Annual Report or the answer to «Where did 8765 hours go?»* von Anna Nicanorova, erstellt mit Tracking-, Backup- und Analyse-Tools wie If This Then That, CartoDB, Rescue-Time u.a., 2014

²⁹ Berns, Rouvroy: Gouvernamentalité algorithmique et perspectives d'émancipation.

³⁰ Ebd., 182.

³¹ Während unser Begriffssystem weitgehend übereinstimmt, verwende ich diesen Begriff nicht in derselben Weise wie Berns und Rouvroy.

³² Vgl. Leo Hickmann: How algorithms rule the world, in: *The Guardian*, dort datiert 1.7.2013, www.theguardian.com/science/2013/jul/01/how-algorithms-rule-world-nsa, gesehen am 1.6.2015, und die Website von PredPol: www.predpol.com.



Abb. 2 «Books in Numbers» aus *Personal Annual Report* von A. Nicanorava

und Überwachung sich derselben Instrumente und Strategien bedienen und häufig Datenbanken und Best-Practice-Vorgaben miteinander teilen.³⁴ Das Regieren mittels digitaler Spuren sowie Technologien ihrer Nachverfolgung ist jedoch nicht nur eine Frage von Intervention, die auf individueller Ebene und mithilfe vertikaler Zwangs- und Kontrollmaßnahmen (Polizei, Biometrie o.Ä.) erfolgen, sondern gleichermaßen von Lernprozessen und Feedback-Schleifen individueller Selbstkontrolle. Eine andere Form digitaler Nachverfolgung wird beispielhaft von der internationalen Plattform der Quantified-Self-Bewegung verkörpert, deren Motto «Selbsterkenntnis durch Zahlen» lautet.³⁵ Quantified Self organisiert weltweite Gruppentreffen und betreibt eine Website, die den Self-Trackern die Möglichkeit bietet, Probleme und Fragen zu diskutieren, die dadurch gelöst werden (sollen), indem Daten des eigenen Lebens über einen längeren Zeitraum aufgezeichnet, korreliert und visualisiert werden. Die meisten Self-Tracker zeichnen anfangs ihre Aktivitäten oder Gewohnheiten auf, weil sie angesichts eines konkreten Verhaltens, eines gesundheitlichen Problems oder irgendeiner anderen Ungewissheit Aufklärung oder Abhilfe wünschen; aber sie verstetigen die Praxis der Aufzeichnung, weil sie glauben, dass ihre Daten etwas zutage bringen werden, das der einzelnen Person ansonsten verborgen bliebe.

Self-Tracking ist auf technische Geräte angewiesen – die Gabel, welche die Zahl der Bissen pro Minute anzeigt; die Box, die Schlafrythmen und Blutdruck aufzeichnet; die Software, die an die eigenen Versprechen erinnert –, die vernetzt sind mit einem Interface, einem Blog oder einer Website, über die der Self-Tracker die Ergebnisse seiner oder ihrer Experimente mitteilen und visuell aufbereiten kann. Unter Self-Trackern herrscht die weit verbreitete Überzeugung, dass diese Geräte ehrlicher seien, als ein Freund, Mentor oder Ratgeber es je sein könnte, und zwar bis zu einem Grad, an dem die Objektivität der Daten als «unerträglich» beschrieben wird. Der Vorgang der Selbst-Berichterstattung

³³ John Battelle: The database of intentions is far larger than I thought, datiert 20.3.2010, battellemedia.com/archives/2010/03/the_database_of_intentions_is_far_larger_than_i_thought.php, gesehen am 1.6.2015.

³⁴ Eric Sadin: *Surveillance globale*, Paris 2009.

³⁵ Vgl. www.quantifiedself.com/; www.quantified-self.de/

wird als diskursive (Re-)Produktion von Spuren dargestellt. Deren Objektivität und Präzision kann genau deshalb behauptet werden, da die rhetorischen, logischen und semantischen Strategien ihrer Konstruktion verschleiert werden von der Geschwindigkeit und Uneinsehbarkeit algorithmischer Berechnungen. Wie bereits betont wurde, liegt die Ironie algorithmischer Rationalität jedoch darin, dass sie zuvor unverfügbare Möglichkeiten anbietet, intelligible, mathematisch formalisierte Modelle von <Realität> zu erschaffen, während zugleich diejenigen Prozesse und Strukturen verunklart werden, die das jeweilige Ergebnis gleichsam magisch und wahrhaftig hervorgebracht haben.³⁶

Während die Hoffnungen und Ziele von Quantified Self nicht zu sehr verallgemeinert werden sollten, wirft die rasch anwachsende Popularität und Kommerzialisierung von Geräten, Einsatzbereichen und Anwendungen der Selbsthilfe und Selbsteinschätzung ein Licht auf etwas, das ich als <digitale Diskursivität> bezeichne und das sich auszeichnet durch

1. die Vermessung als Objektivierung des Selbst und Maßstab von <Reflexivität>;
2. die Vernetzung der Ergebnisse dieser Messungen als relationale Technik, als Beziehung zum Selbst über den Selbst-Bericht; und
3. die Visualisierung digitaler Spuren als die Erkundung und Entdeckung der eigenen <Innerlichkeit>.

Natürlich bleibt die Frage bestehen, ob diese Formen von Reflexivität und Innerlichkeit tatsächlich mit den ethischen und politischen Aspekten von Subjektivierung verbunden sind. Herkömmliche Ansprüche auf Selbsterkenntnis und Authentizität sind unter der Hülle digitaler Technologien nicht gänzlich verborgen. Stattdessen finden sie neue Gestalt in anderen Formen der (Selbst-) Kontrolle und akzentuieren auf diese Weise, dass auch die relative Freiheit des Subjekts zum Objekt der Kontrolle werden kann, dass das Subjekt ein singuläres ethisches Problem am Zusammenfluss einer Vielzahl von Fremdbestimmungen darstellt.

Indem das Subjekt relational aufgefasst wird, wird es als ko-konstitutiver Prozess des Werdens, der sich zwischen ihm und seiner Umgebung abspielt, verständlich. Exakt dieses Problem, dieser Spielraum an Unbestimmbarkeit und Werden ist es, der sich in unseren Spuren materialisiert. Wie Dominique Cardon betont, werden Daten weniger im Hinblick darauf, was sie sind und was sie tun, analysiert, als dass sie dazu verwendet werden, die Hoffnungen oder Ängste vor den Veränderungen, die sie herbeiführen, in Szene zu setzen.³⁷ Was ich <Spur> genannt habe, ist die Berücksichtigung der materiellen und diskursiven Dimensionen von Daten. Die Spur kann und muss objektiviert,

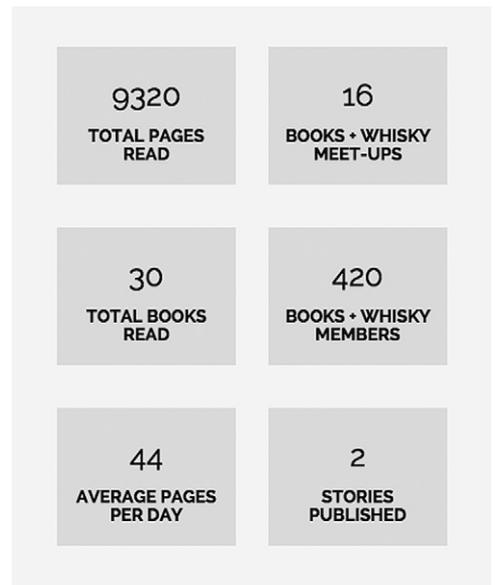


Abb. 3 «Places in Numbers» aus *Personal Annual Report* von A. Nicanorava

³⁶ Bachimont: Formale Zeichen und digitale Computation.

³⁷ Dominique Cardon: Regarder les données, in: *Multitudes*, Nr. 49, 2012, 138–142, hier 138.

denaturalisiert, kritisiert und nachverfolgt werden. Die Analyse der materiellen und diskursiven Dimensionen der Spuren wird letzten Endes aufzeigen, dass diese beiden untrennbar sind. Mit Simondon gesprochen, sind unsere Spuren «In-Formation»: Sie sind Vermittlungen zwischen dem, was wir wissen, und dem, was ein Objekt uns wissen lässt, zwischen dem, was wir sagen können, und dem, was ein Milieu uns mitteilt. Weil eine Spur eine Abwesenheit manifest macht, indem sie den scheinbaren Beweis erbringt, dass jemand oder etwas anwesend war, es aber nicht mehr ist, und dadurch einen Spielraum für unterschiedliche Deutungen und Intentionen eröffnet, gilt ebenso, dass *irgendeine Spur* immer und überall vorhanden sein kann. Eine Spur ist kein isoliertes Objekt, keine Markierung oder Ding; sie ist die Möglichkeit, die jedem Werden inhärent ist und die erst durch die sozialen Prozesse der Interpretation, des Konflikts und der Subjektivierung aktualisiert wird.

Wenn wir Algorithmen des maschinellen Lernens in den Blick nehmen, die «ihr Wissen oder ihre Leistungsfähigkeit durch Erfahrung verbessern»³⁸, dann sollten wir, mit Simondon gesprochen, solche Rechenprozesse als *Existenzweisen* begreifen, die ihre eigenen affektiven Regime, Verhaltensmuster und Prozesse des Werdens aufweisen. Die eigentliche, politische Frage lautet dann: Wie individualisieren wir uns «selbst» in Gegenwart dieser anderen Existenzweisen?³⁹

Tyler Reigeluth: Why data is not enough. Digital traces as control of self and self-control, ursprünglich erschienen in: *Surveillance & Society*, Vol. 12, Nr. 2, 2014, 243–254.

Die Übersetzung beruht auf einer vom Autor gekürzten Version. Aus dem Englischen von Dietmar Kammerer und Thomas Waitz.

³⁸ Peter Flach: *Machine Learning*, New York 2012, 3.

³⁹ Es sollte angemerkt werden, dass diese Frage auf meine jüngste Forschungsarbeit zielt, die in gewisser Hinsicht zu einigen der in diesem Text angesprochenen Aspekten in Spannung steht.

DATENARBEIT IM «CAPTURE»-KAPITALISMUS

Zur Ausweitung der Verwertungszone im Zeitalter informatischer Überwachung

I.

Als Hans Magnus Enzensberger 1970 die Grundlinien einer ausstehenden «marxistischen» Theorie der Medien zeichnete, gab er die beruhigende Auskunft, die «totale Kontrolle» des Mediensystems durch eine zentrale (staatliche) Instanz drohe nicht als Gefahr einer dystopischen Zukunft, sondern gehöre der Vergangenheit literarischer Fantasien wie George Orwells *1984* an. Grund dafür sei der Umfang der Kommunikationsnetzwerke selbst, weil «ein Schaltnetz, sofern es eine kritische Größe überschreite, nicht mehr zentral kontrollierbar» sei: «Die Überwachung aller Telefongespräche setzt zum Beispiel einen Apparat voraus, der um eine Größenordnung umfangreicher und komplizierter sein müsste als der des vorhandenen Fernmeldewesens.»¹ Heute, im «Post-Snowden-Zeitalter», ist die Lage eine andere. Was die Vergangenheit von Enzensbergers Urteil (wie auch die Treffsicherheit) von unserer medialen Gegenwart technologisch scheidet, ist die Umstellung des globalen Fernmeldewesens von analogen auf digitale Netze. Kaum war diese vollbracht, konnte Friedrich Kittler Mitte der 1980er Jahre erstens an die nachrichtendienstliche Binsenweisheit erinnern, dass das Abfangen von Botschaften so alt ist wie ihr Senden, und zweitens verkünden, dass abgefangene Botschaften nicht länger von Geheimdienstmitarbeitern analysiert, sondern von Computern der NSA «automatisch entziffert, [ge]speichert und aus[ge]wertet» würden.² Wo Enzensberger die «totale Kontrolle» der Telekommunikation als strukturelle Unmöglichkeit wertete und Kittler sie als eine künftige Möglichkeit – ja, als durch die Digitaltechnik gegebene Chance, «uns dabei zu vergessen» – ins Auge fasste,³ sind wir aktuell mit ihrer, wenigstens teilweisen, Realisierung konfrontiert. Nach allem, was wir wissen, zielt die Überwachung des weltweiten Nachrichtenverkehrs durch NSA, GCHQ und andere Dienste über den taktischen Raum eines mehr oder weniger eingeschränkten Kreises verdächtiger Personen hinaus auf den strategischen Raum der Gesamtbevölkerung von Staaten und Weltregionen.⁴

¹ Hans Magnus Enzensberger: Baukasten zu einer Theorie der Medien, in: Kursbuch, Nr. 20, 1970, 159–186, hier 160–161.

² Friedrich Kittler: Jeder kennt den CIA, was aber ist die NSA? [1986], in: taz.de, dort datiert 20.1.2014, www.taz.de/1131154/, gesehen am 14.6.2015.

³ Ebd.

⁴ Vgl. Jeff Jarvis: How Much Data the NSA Really Gets, in: The Guardian, dort datiert 13.8.2013, www.theguardian.com/commentisfree/2013/aug/13/nsa-internet-traffic-surveillance, gesehen am 14.6.2015.

Ohne Zweifel stellt die geheimdienstliche Überwachung des Datenverkehrs in digitalen Netzwerken eine eminente gesellschaftliche Herausforderung dar, und es fragt sich, wie darauf zu reagieren ist. Aktivistengruppen wie die US-amerikanische Electronic Frontier Foundation (EFF) oder der deutsche Chaos Computer Club (CCC) und Themenparteien wie die Piratenpartei betonen die Notwendigkeit des Widerstands auf technischer und politischer Ebene. Informatische und juristische Maßnahmen wie Anonymisierungssoftware, Ende-zu-Ende-Verschlüsselung (für Telekommunikationsunternehmen gesetzlich vorgeschrieben) und regelmäßige unabhängige Überprüfungen sicherheitsrelevanter Hard- und Software sollen Bürgerinnen und Bürger vor fremdem Zugriff auf ihre persönlichen Nachrichten und Daten schützen.⁵ Anders als solche praktischen Einlassungen, die letztlich auf den Nenner einer rechtlich und technisch zu bewerkstellenden Verhinderung von Überwachung gebracht werden können, sind die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Thema Überwachung (nicht erst seit dem Fall Snowden) in ihrer disziplinären Herkunft, ihren theoretischen und methodischen Ansätzen und ihrem Erkenntnisinteresse zu vielfältig, um hier resümiert, geschweige denn repräsentativ abgebildet zu werden. So stehen beispielsweise empirischen Studien zur Meinungsfreiheit und zur politischen Zensur auf publizistik- und kommunikationswissenschaftlicher Seite theoriegeladene Analysen zu Identität und Macht aus dem Umkreis der Surveillance Studies gegenüber. Bei allen Unterschieden im Einzelnen stimmen die meisten geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten jedoch darin überein, dass es sich bei dem, was Gegenstand von Überwachung ist, um Kommunikation handelt. Digitale Netzwerke erscheinen vornehmlich als Plattform für den kommunikativen Austausch, und «Kommunikation» bildet folglich – wie auch für die EFF, den CCC oder die Piratenpartei – den gemeinsamen Bezugspunkt der Analysen.

Der vorliegende Beitrag nimmt eine andere Perspektive ein. Statt der Kommunikation steht die *Produktion* in Netzwerken im Vordergrund des Interesses. Gefragt wird nach der Rolle, welche die digitaltechnisch ermöglichte Überwachung des «Lebens im Netz» für den Prozess der wirtschaftlichen Nutzung von Daten spielt. Denn auch wenn die geheimdienstliche Überwachung der Telekommunikation weiter Teile der Bevölkerung (zumal ohne konkrete Verdachtsmomente) gewiss ein gesellschaftlicher Skandal ist, sollte die große öffentliche Aufmerksamkeit dafür und die berechtigte Empörung darüber nicht den Blick auf einen anderen Aspekt informatischer Überwachung verstellen, der von einer grundsätzlichen gesellschaftlichen Problematik zeugt. Der Beitrag greift deshalb Diskussionen über den Zusammenhang von Ökonomie und (Medien-)Technik auf, die jenseits unserer Fach- und Sprachgrenzen seit längerer Zeit geführt werden, in der deutschsprachigen Medienwissenschaft bislang aber kaum Resonanz gefunden haben. Es handelt sich dabei um Analysen der kapitalistischen Produktionsweise in ihrer gegenwärtigen Form, die auf unterschiedliche Art und Weise an die Kritik der politischen Ökonomie

⁵ Siehe Piratenpartei: Parteiprogramm, datiert 2006–2013, wiki.piratenpartei.de/Parteiprogramm, Abs. 1, 6 u. 8.1, gesehen am 14.6.2015; Chaos Computer Club: Effektive IT-Sicherheit fördern. Stellungnahme zur 7. Sitzung des Ausschusses Digitale Agenda des Deutschen Bundestages, datiert 7.5.2014, ccc.de/system/uploads/149/original/StellungnahmeDigitaleAgenda.pdf, gesehen am 14.6.2015; Electronic Frontier Foundation: Surveillance Self-Defense, [o. J.], ssd.eff.org, gesehen am 14.6.2015.

von Karl Marx anknüpfen und eine Aktualisierung (oder Revision) zentraler Marx'scher Theoreme und Kategorien versuchen. Prominente Vertreterinnen und Vertreter dieser internationalen Debatte sind Postoperaisten wie Antonio Negri und Maurizio Lazzarato, aber auch Autoren wie Yann Moulier-Boutang und Nick Dyer-Witheford oder das Kollektiv Tiqqun.

Der thematischen Verschiebung von der Kommunikation hin zur Produktion entspricht ein theoretischer Wechsel im Verständnis der Funktionsmechanismen von Überwachung: Statt eines am skopischen Paradigma orientierten Begriffs soll hier mit Philip Agres Modell des *capture* ein «grammatisches» Konzept von Überwachung zur Anwendung kommen, das der informatischen Logik der unseren Alltag zunehmend durchdringenden und vermessenden Digitaltechnik Rechnung trägt. These des Beitrags ist, dass wir heute am Beginn einer gewaltigen Ausweitung des kapitalistischen Verwertungsgeschehens stehen, die technisch von Entwicklungen wie *ubiquitous computing*, *wearable technology* und *smart environments* getragen wird und in deren Zug durch umfassendes *capture* unserer individuellen und sozialen Existenz immer größere Teile auch des Privatlebens unter ökonomische Bedingungen gestellt werden, die ich als «Datenarbeit» bezeichnen will. Es geht im Folgenden daher nicht um eine Skizze einer «marxistischen» Theorie von (digitalen) Medien, die Medien – etwa im Stil des eingangs zitierten «Baukasten»-Artikels von Enzensberger – als Mittel ideologischer Herrschaft und Unterdrückung untersuchen und Möglichkeiten ihrer revolutionären Ent- und Verwendung aufzeigen will. Vielmehr sollen, ausgehend von ausgewählten Positionen zeitgenössischer Marx-Lektüren, einige Anmerkungen zur technologischen Komplizenschaft der digitalen Medien an der fortschreitenden Expansion kapitalistischer Verwertung gemacht werden.

II.

Der technologische, organisatorische und gesetzliche Wandel der Arbeitswelt in den westlichen Industrienationen seit den 1960er Jahren hat eine Vielzahl von Versuchen inspiriert, die Marx'sche Analyse der kapitalistischen Produktionsweise im 19. Jahrhundert für die veränderten ökonomischen Bedingungen zu übersetzen. Größere Bekanntheit haben damit vor allem postoperaistische Denker wie Negri und Lazzarato erlangt,⁶ an der Diskussion nehmen jedoch auch Autorinnen und Autoren anderer Richtungen der Marx-Interpretation teil. Nicht nur in Detailfragen der Marx-Interpretation liegen die Diskutantinnen und Diskutanten teils weit auseinander. Einig ist man sich jedoch weitgehend darin, dass der Kapitalismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in eine neue historische Phase getreten sei. Parallel zur gesellschaftlichen Durchsetzung der elektronischen und insbesondere der digitalen (Medien-) Technik sei der von Marx analysierte Industriekapitalismus von einer postfordistischen Wirtschaftsform abgelöst worden, die um die Produktion und Verarbeitung von Wissen – und folglich auch um Prozesse der Information und

⁶ Einführend siehe Martin Birkner, Robert Foltin: (Post-)Operatismus. Von der Arbeiterautonomie zur Multitude, 2. Aufl., Stuttgart 2010.

7 Maurizio Lazzarato: *Immaterial Labor*, in: Paolo Virno, Michael Hardt (Hg.): *Radical Thought in Italy: A Potential Politics*, Minneapolis, Minn. 1996, 133–150, hier 139.

8 Vgl. Yann Moulier-Boutang: *Marx in Kalifornien. Der dritte Kapitalismus und die alte politische Ökonomie*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 52–53, 2001, 29–38, hier 30.

9 Tiqqun: *Kybernetik und Revolte*, Zürich, Berlin 2007, 42.

10 Eine bemerkenswerte Ausnahme bilden die beiden Sammelbände *Generation Facebook und Big Data*, welche die internationale Debatte zumindest partiell abbilden. Siehe Oliver Leistert, Theo Röhle (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, Bielefeld 2011; Ramón Reichert (Hg.): *Big Data. Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie*, Bielefeld 2014.

11 Siehe Hans-Joachim Lenger: *Marx zufolge*, Bielefeld 2004; Jens Schröter: *The Internet and «Frictionless Capitalism»*, in: *triple-C: Communication, Capitalism & Critique*, Bd. 10, Nr. 2, 2012, 274–301, online unter www.triple-c.at/index.php/tripleC/article/view/4251388, gesehen am 14.6.2015; ders.: *Das automatische Subjekt. Überlegungen zu einem Begriff von Karl Marx*, in: Hannelore Bublitz u. a. (Hg.): *Unsichtbare Hände. Automatismen in Medien-, Technik- und Diskursgeschichte*, München 2011, 215–256; ders.: *Spekulationen über das Medium Geld*, in: *Tumult*, Frühjahr 2013, 57–61; ders.: *The Future of Media, General Ecology and Its Economic Unconscious*, in: *Wi: Journal of Mobile Media*, Bd. 8, Nr. 2, 2014, online unter wi.mobilities.ca/the-future-of-the-media-general-ecology-and-its-economic-unconscious/, gesehen am 14.6.2015; ders., Gregor Schwing, Urs Stäheli (Hg.): *Media Marx. Ein Handbuch*, Bielefeld 2006.

12 Siehe vor allem die Monografien Christian Fuchs: *Digital Labor and Karl Marx*, New York 2014; ders.: *Social Media: A Critical Introduction*, London 2014.

13 Siehe Christian Fuchs: *The Political Economy of Privacy on Facebook*, in: *Television & New Media*, Bd. 13, Nr. 2, 139–159; ders.: *An Alternative View of Privacy on Facebook*, in: *Information*, Nr. 2, 2011, 140–165; ders.: *Facebook, Web 2.0 und ökonomische Überwachung*, in: *DuD – Datenschutz und Überwachung*, Nr. 7, 2010, 453–458.

Kommunikation – zentriert sei. «If Fordism integrated consumption into the cycle of the reproduction of capital, post-Fordism integrates communication into it.»⁷ Die Akkumulation von Kapital beruhe zunehmend unmittelbar auf kognitiver Arbeit und deren «immateriellen» Erzeugnissen.⁸ Zur Hauptaufgabe von Arbeit werde die richtige Steuerung von Datenflüssen, weshalb die Zirkulation des Kapitals zur primären Domäne der Wertgenerierung aufsteige. «In der Logik des Kapitals entspricht die Entwicklung der Steuerungsfunktion und der «Kontroll»-Funktion der Unterordnung der Sphäre der Akkumulation unter die Sphäre der Zirkulation.»⁹ Die hier genannten Autorinnen und Autoren behaupten letztlich also nichts weniger als eine durch neue Informations- und Kommunikationstechniken beförderte tiefgreifende Transformation des kapitalistischen Arbeits- und Verwertungsprozesses, die eine Neubestimmung auch der Marx'schen Kategorien nötig mache.

In der deutschsprachigen Medienwissenschaft werden solche Stimmen kaum gehört¹⁰ – wie Marx in diesem disziplinären Zusammenhang überhaupt ein seltener Gast ist. Zu den wenigen Autoren aus dem fachlichen Feld, die sich wiederholt und positiv auf Marx' Werk beziehen, gehören Hans-Joachim Lenger (in hauptsächlich begrifflich-philosophischer Absicht) und Jens Schröter (vor allem zur Krisenhaftigkeit des Kapitalismus und zum Medium Geld).¹¹ Eine beachtenswerte Randstellung im medienwissenschaftlichen Diskurs nimmt Christian Fuchs ein: Der österreichische Computer- und Sozialwissenschaftler hat in den letzten Jahren eine Fülle von Arbeiten zu einer marxistischen Kritik der digitalen Medien vorgelegt, die zum größten Teil in englischer Sprache verfasst und vielfach in vorwiegend sozialwissenschaftlichen Kontexten erschienen sind.¹² Besonders relevant und instruktiv sind für die vorliegende Fragestellung Fuchs' Untersuchungen zur kommerziell motivierten Überwachung von Nutzerinnen und Nutzern sogenannter sozialer Netzwerke.¹³

Anders als die «dominante Form der Kritik an sozialen Medien», die von der Verletzung der kommunikativen Privatsphäre handle, interessiert Fuchs an populären Internetdiensten deren ökonomische Dimension, denn die «konstante Überwachung der Nutzer ist ein immanenter Bestandteil der Kapitalakkumulation in sozialen Medien».¹⁴ Soziale Netzwerke installieren laut Fuchs ein informatisches Regime der Überwachung der Online-Aktivitäten ihrer Nutzerinnen und Nutzer – und zwar innerhalb wie außerhalb der eigenen Dienste¹⁵ –, mit dem Ziel, möglichst viele und möglichst präzise Daten über die Besucherinnen und Besucher ihrer Websites zu sammeln, die sich wirtschaftlich nutzen lassen. Was ihren vordergründigen Gebrauchswert anbelangt, handelt es sich bei Diensten wie Facebook (und auch bei allen ähnlichen Angeboten im Internet) um Plattformen zum kommunikativen Austausch. Aus Sicht ihrer kommerziellen Betreiber sind sie aber Plattformen zur Gewinnung von Profit aus nutzerbezogenen Daten, vor allem durch die zielgruppenoptimierte Platzierung von Werbeanzeigen.¹⁶ «[W]hile you are using Facebook, it is not just you interacting with others and browsing profiles, all of these activities are framed by

advertisements presented to you. These advertisements come about by permanent surveillance of your online activities.»¹⁷

Mit den verschiedenen zur Verfügung gestellten Kommunikationsoptionen privatisieren Facebook und Co. laut Fuchs die Mittel der Information im Internet und eignen sich so die damit produzierten personenbezogenen Daten der Benutzerinnen und Benutzer an. Was für diese die konkreten kommunikativen Gebrauchswerte der Plattformen sind, die sie in sozialen Netzwerken schaffen, um sie mit anderen zu teilen (ihre Profile, Fotos und Videos, öffentlichen und persönlichen Nachrichten und Kommentare, die «Likes» usw.), das stellt für die Betreiber der Plattformen die Grundlage ökonomischer Tauschwerte dar. «Hinter den dort [auf Facebook] stattfindenden sozialen Beziehungen und Kommunikationsmöglichkeiten, dem sozialen Gebrauchswert der kommerziellen Plattformen, verbirgt sich die Warenform von Daten. Der Objektstatus der Nutzerinnen und Nutzer, also der Umstand, dass ihre digitale Arbeit Profite ermöglicht, wird hinter der Attraktivität sozialer Vernetzungsmöglichkeiten versteckt.»¹⁸ Für Fuchs hat man es bei der «Nutzung» von sozialen Medien daher mit einer neuartigen Gestaltung des kapitalistischen Ausbeutungsverhältnisses zu tun.

Um von der gewichtigen Frage der Ausbeutung zunächst abzusehen: Wie lässt sich die von Fuchs am Beispiel Facebook ausgeführte Art der Überwachung des Nutzungsverhalten in digitalen Netzwerken allgemein beschreiben? Ich möchte vorschlagen, dafür auf das von dem ehemaligen US-amerikanischen Informatiker Philip E. Agre formulierte Konzept des *capture* («Erfassung») zurückzugreifen.¹⁹ Agre stellte *capture* 1994, also in den ersten Jahren des öffentlichen Internets, als Gegenstück zu der damals geläufigen Auffassung von Überwachung vor, die seiner Meinung nach einem skopischen Modell folgte.²⁰ Danach werde Überwachung mehrheitlich als ein «Schauen» in die Privatsphäre von Individuen hinein begriffen, das idealerweise heimlich und ohne Störung der Überwachten vonstattengehe, bürokratisch organisiert, zentral koordiniert und politisch motiviert sei (und folglich von staatlichen Akteuren ausgeübt werde).²¹ Diesem Modell hält Agre die Logik von *capture* entgegen: ein technisch installiertes, durch geeignete Systeme weitgehend automatisiertes Erfassen individueller Aktivitäten in vorgegebenen Handlungsrahmen, wodurch die erfassten Aktivitäten nicht nur überwacht bzw. registriert, sondern bei ihrer Erfassung zugleich kontrolliert und «informiert», d. h. in spezifische Formen gebracht würden. Die Regeln institutionell festgelegter «Grammatiken der Handlung» lenkten die erfassten Aktivitäten in die Produktion standardisierter (Handlungs-)Elemente.²² Nach Agre basiert *capture* auf der formal-linguistischen Repräsentation von Prozessen und kann, anders als eine groß angelegte skopische Überwachung, von ganz unterschiedlich organisierten und motivierten Institutionen realisiert werden.²³ Sein eigentlicher Sinn und Zweck besteht laut Agre in der Reduktion wirtschaftlicher Transaktionskosten, da sich die Bestandteile technisch «grammatisierter» Handlungsabläufe effizienter identifizieren, verifizieren, zählen, messen, vergleichen, anordnen, darstellen usw. lassen.²⁴

¹⁴ Christian Fuchs: Digitale Klassengesellschaft. Ausbeutung, Ideologie und Widerstand im Zeitalter sozialer Medien, in: *Junge Welt*, 10.1.2015, 6 (Wochenendbeilage).

¹⁵ Vgl. z. B. Arnold Roosendaal: Facebook Tracks and Traces Everyone: Like This!, in: *Tilburg Law School Legal Studies Research Paper Series*, Nr. 3, 2011, online unter papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=1717563, gesehen am 14.6.2015. Eine neuere, journalistische Darstellung gibt Cotton Delo: Facebook to Use Web Browsing History For Ad Targeting, in: *AdvertisingAge*, dort datiert 12.6.2014, adage.com/article/digital/facebook-web-browsing-history-ad-targeting/293666/, gesehen am 14.6.2015.

¹⁶ Es genügt ein Blick z. B. in die AGB von Facebook: «Unser Ziel ist es, Werbeanzeigen und andere kommerzielle bzw. gesponserte Inhalte, die für unsere Nutzer und Werbetreibenden wertvoll sind, zur Verfügung zu stellen. [...] Dies bedeutet beispielsweise, dass du einem Unternehmen bzw. einem sonstigen Rechtsträger die Erlaubnis erteilst, uns dafür zu bezahlen, deinen Namen und/oder dein Profilbild zusammen mit deinen Inhalten oder Informationen ohne irgendeine Vergütung für dich anzuzeigen.» (Facebook: Allgemeine Geschäftsbedingungen, datiert 2015, de-de.facebook.com/legal/terms?locale=de_DE, gesehen am 14.6.2015).

¹⁷ Fuchs: An Alternative View of Privacy on Facebook, 154.

¹⁸ Fuchs: Digitale Klassengesellschaft.

¹⁹ Siehe Philip E. Agre: Surveillance and Capture: Two Modes of Privacy [1994], in: Nick Montfort u. a. (Hg.): *The New Media Reader*, Cambridge, Mass. 2003, 737–760.

²⁰ Agres Text wurde ursprünglich 1994 veröffentlicht und reflektiert folglich nicht den neuesten Forschungsstand zum Thema.

²¹ Siehe Agre: Surveillance and Capture, 743.

²² Siehe ebd., 744.

²³ Siehe ebd.

²⁴ Siehe ebd., 754.

Als Beispiele für *capture* nennt Agre u. a. die Buchführungsorganisation von Unternehmen, die Skripte, die den Gesprächsverlauf zwischen Callcenter-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern und Kundinnen und Kunden steuern, oder grafische Benutzeroberflächen von PCs, die den Nutzern das Schema der Interaktion mit dem System vorgeben.²⁵ Der letztgenannte Fall ist symptomatisch, da er die Verwandtschaft von maschineller bzw. elektronischer Datenverarbeitung und *capture* geradezu ausstellt.²⁶ Strukturell fällt *capture* nämlich mit der Funktionslogik der EDV zusammen, die seit ihren Anfängen mit Holleriths Tabelliermaschinen ja selbst durch Verfahren des Erfassens, Zählens, Ordnen usw. charakterisiert ist. *Capture* ist, vereinfacht gesagt, die der Digitaltechnik logisch wie historisch entsprechende Form von Überwachung und Kontrolle. Computer ihrerseits sind per se technologische Komplizen des *capture*. Auf der Ebene ihres Gebrauchs zeigt sich das in eingebetteten Systemen für Überwachungs- und Steuerungsaufgaben oder in Anwendungen wie Tabellenkalkulationen, Datenbanken und Customer-Relationship-Management-Lösungen, auf der Ebene ihrer Programmierung scheint es vor allem in den Klassen und Methoden objektorientierter Sprachen auf, und auf der Ebene ihrer Bedienung wird es besonders in den grafischen Komponenten von GUIs und Applikationen oder in den interaktiven Elementen von Dokumenten und Webseiten sichtbar. Und sind <persönliche> Computer wie PCs, Tablets und Smartphones an digitale Netzwerke angeschlossen, ist die Erfassung von Nutzeraktivitäten durch Dritte nicht nur ein Leichtes (wenigstens in technischer Hinsicht), sondern mit der Einbindung ins Netz <protokollogisch> quasi vorinstalliert.²⁷ Wer sich im Internet bewegt, ist mit jedem Tastendruck auf dem Keyboard, mit jedem Mausklick im Browser und mit jedem Fingerwisch in der App potentielles Ziel von *capture*. Dieses stellt deshalb nicht nur ein Mittel zur Kostensenkung dar. *Capture* ist ein technologisch-ökonomisches Kalkül zur möglichst restlosen Verdattung menschlicher Handlungen.

III.

Capture – die systematische Erfassung von Aktivitäten und deren <Grammatisierung> in Datensätzen – ist der wirtschaftliche Mechanismus, der das Internet in seiner gegenwärtigen Gestalt, gemeinhin Web 2.0 genannt, antreibt. John Battelle und Tim O'Reilly, die diesen Ausdruck populär gemacht haben, formulierten es auf der ersten Web 2.0-Konferenz im Jahr 2004 so: «Customers are building your business for you.»²⁸ Und ein Jahr später führte O'Reilly aus: «Users add value. But only a small percentage of users will go to the trouble of adding value to your application via explicit means. Therefore, Web 2.0 companies set inclusive defaults for aggregating user data and building value as a side-effect of ordinary use of the application.»²⁹ Web 2.0-Dienste sind folglich nicht bloß eine neue Art der Kommunikation. Sie sind, wie Battelles und O'Reillys Äußerungen deutlich machen und wie Mark Andrejevic es auf den Punkt bringt, eine

²⁵ Siehe ebd., 746.

²⁶ Siehe ebd., 744.

²⁷ Zum Protokoll als Organisations- und Kontrollprinzip digitaler Medien siehe Alexander R. Galloway: *Protocol: How Control Exists After Decentralization*, Cambridge, Mass. 2004.

²⁸ Zit. n. Francesca Coppa: *Pop Culture, Fans, and Social Media*, in: Jeremy Hunsinger, Theresa Senft (Hg.): *The Social Media Handbook*, New York 2014, 76–92, hier 85.

²⁹ Tim O'Reilly: *What Is Web 2.0? Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software*, datiert 30.9.2005, www.oreilly.de/artikel/web20.html, gesehen am 14.6.2015, Herv. i. Orig.

neue Produktionsweise: «eine Art und Weise, Menschen zum Arbeiten zu bringen, die den Wert generieren, der es der Plattform erst ermöglicht, all die anderen Funktionen zu erfüllen, die man ihr zuschreibt».³⁰ Die scheinbar kostenlosen «Angebote» zur Kommunikation, die Google, Amazon, Facebook, Snapchat, Twitter, Pinterest, Instagram, Pandora oder Spotify machen, binden Nutzerinnen und Nutzer in ein streng kontrolliertes System von *capture* ein, damit sie darin Daten generieren, die von den Unternehmen dann auf verschiedene Weise (vor allem aber im Verkauf von Anzeigenraum für gezielt platzierte Werbung) zu Geld gemacht werden. Die ständigen Bemühungen von Google und Co., immer mehr Wissen über ihre Kundinnen und Kunden zu erlangen, dienen allein diesem Ziel. Dabei erweisen die von den Unternehmen «gesammelten» (d. h. eigentlich durch *capture* erzeugten) Daten ihre kommerzielle Verwertbarkeit sowohl in Form von *small data*, d. h. als kleine, direkt auf einzelne Personen oder Sachen bezogene Datensätze, als auch in Form von Big Data, d. h. als große, aggregierte Datenmengen, die durch statistische Analysen Aufschluss über Muster und Zusammenhänge geben können und Prognosen über künftige Entwicklungen erlauben.³¹ Die auf der Grundlage unserer Aktivitäten generierten Daten sind der Preis, den wir für die Teilhabe an «kostenlosen» Netzwerkdiensten fortgesetzt entrichten. Den Zugang zu den vielfach euphorisch gefeierten, sogenannten sozialen Medien «bezahlen» wir, indem wir uns der kommerziellen Überwachung unterwerfen.³² Die Welt des Web 2.0 ist eine mit Plan und Absicht errichtete wirtschaftliche (Arbeits-)Welt, deren technische Struktur die Gesetze der herrschenden Ökonomie implementiert.

Unter Berufung auf die Marx'sche Arbeitswertlehre haben Fuchs, Andrejevic u. a. Nutzeraktivitäten auf Plattformen wie Facebook als eine Form von Arbeit bezeichnet, als *digital labour* oder auch als «playbour» (aus *play* und *labour*)³³ – eine «Arbeit», die unentgeltlich geleistet wird (und in der Regel auch gar nicht als Arbeit wahrgenommen wird) und durch welche Daten mit Tauschwert, also Waren, erzeugt werden. Freilich weicht diese Auffassung von Arbeit in entscheidenden Punkten von der Definition wertbildender Arbeit ab, die Marx in seiner Analyse der kapitalistischen Produktionsweise im 19. Jahrhundert gegeben hat. Gemäß Marx beruht die Generierung von ökonomischem (Mehr-)Wert – vereinfacht gesagt – auf der Ausbeutung bzw. der Verausgabung der vom Kapitalisten gekauften Arbeitskraft des Proletariats, der für den Kapitalisten in Lohnarbeit Waren herstellt, die im Tausch einen größeren Wert realisieren als das zur Herstellung der Waren vorgeschossene Kapital (eben den sogenannten Mehrwert). Wertbildend ist nach Marx also nur menschliche Arbeit, und zwar derjenige Teil der Lohnarbeit, der über die Arbeitszeit, welche zur Schaffung des Werts der verausgabten Arbeitskraft und Produktionsmittel notwendig ist, hinausgeht: die sogenannte unbezahlte Mehrarbeit. Allein solche Arbeit ist im Marx'schen Sinne «produktiv» und damit die eigentliche Triebkraft der Ökonomie.³⁴

Gerade diese Bestimmung von Arbeit und (Mehr-)Wert in ihrem Zusammenhang hat eine Reihe von Theoretikerinnen und Theoretikern im Anschluss

³⁰ Mark Andrejevic: Facebook als neue Produktionsweise, in: Leistert u. a. (Hg.): *Generation Facebook*, 31–50, hier 31.

³¹ Zu Big Data siehe Reichert (Hg.): *Big Data*; zur Bedeutung von *small data* siehe Alex Pepsakhovich, Seth Stephens-Davidowitz: *How Not to Drown in Numbers*, in: *New York Times*, dort datiert 3.5.2015, www.nytimes.com/2015/05/03/opinion/sunday/how-not-to-drown-in-numbers.html, gesehen am 14.6.2015.

³² Andrejevic: Facebook als neue Produktionsweise, 35.

³³ Siehe Christian Fuchs, Sebastian Sevignani: *What Is Digital Labour? What Is Digital Work? What's Their Difference? And Why Do These Questions Matter for Understanding Social Media?*, in: *triple-C: Communication, Capitalism & Critique*, Bd. 11, Nr. 2, 2013, 237–293, online unter www.triple-c.at/index.php/tripleC/article/view/461, gesehen am 14.6.2015; Andrejevic: Facebook als neue Produktionsweise; Trebor Scholz (Hg.): *Digital Labor: The Internet as Playground and Factory*, New York 2012; Julian Kücklich: *Precarious Playbour: Modders and the Digital Games Industry*, in: *The Fibreculture Journal*, Nr. 5, 2005, online unter five.fibreculturejournal.org/fcj-025-precariou-playbour-modders-and-the-digital-games-industry/, gesehen am 14.6.2015.

³⁴ Siehe dazu Karl Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Bd. 1, 4. Aufl., Berlin 1962 [1890], 201–209.

an Marx und über ihn hinaus in den letzten Jahrzehnten zu reinterpretieren oder zu reformulieren versucht. Mit der technologischen und organisatorischen Entwicklung der Produktivkräfte in der sogenannten Ersten Welt (d. h. der steigenden Automation, Computerisierung und Verwissenschaftlichung von Arbeitsprozessen) sei eine qualitative Veränderung im Charakter von Arbeit einhergegangen, die zunehmend intellektuell, affektiv und kooperativ werde. Nach Moulier-Boutang dominiert im «kognitiven Kapitalismus» nicht länger die Produktion gegenständlicher Güter. Arbeit bestehe heute hauptsächlich darin, «technisches Wissen zu verwalten, die Entwicklung von Lernprozessen sicherzustellen, neues Wissen zu schaffen und sich den Zugang zu allen verfügbaren Kenntnissen zu sichern».³⁵ Der wachsende Stellenwert der Wissensproduktion führt gemäß Lazzarato zu einer sozialen «Massenintellektualität» und einer generellen Immaterialisierung von Arbeit, die sich z. B. in der Werbung, der Mode oder der Softwareproduktion bekunde und die nur noch als netzwerkartiges Geschehen zu begreifen sei: «This immaterial labor constitutes itself in the form of networks that are immediately collective, and we might say that it exists only in the form of networks and flows.»³⁶ Dank weltumspannender Informations- und Kommunikationsnetzwerke komme es laut Dyer-Witthford zur Entstehung einer «planetarischen Fabrik» des internationalisierten, universalisierten, mobilisierten, flexibilisierten und prekarierten Arbeitens im Rahmen globaler Wertschöpfungsketten.³⁷ Bei Negri, dem wohl bekanntesten Vertreter des Postoperaismus, laufen die angesprochenen Tendenzen auf die Behauptung hinaus, unter postfordistischen Bedingungen habe das von Marx entdeckte Wertgesetz seine Gültigkeit verloren, weil sich «immaterialer», affektive, kollektive Arbeit (im Gegensatz zu herkömmlicher Fabrikarbeit) nicht in Zeitquanten messen lasse und damit auch die Bestimmung des Werts ihrer Produkte aus der für die Herstellung gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit unmöglich werde.³⁸

An den hier skizzierten Positionen ist vielfach Kritik geübt worden, die sich in erster Linie am teilweise recht freien Umgang der Interpreten mit Marx'schen Begriffen wie «Arbeit», «Wert» und «Ausbeutung» entzündet. Sicherlich sind manche Annahmen und Argumente gerade von postoperaistischen Denkerinnen und Denkern aus Perspektive eher theoriekonservativer Marx-Lektüren problematisch.³⁹ Ebenso sicher ist aber, dass sich in den letzten vierzig Jahren ein ungeheurer technologischer und organisatorischer Wandel der materiellen Arbeitsbedingungen vollzogen hat. Dass dieser Wandel nicht nur die Formen konkreter Arbeitsprozesse, sondern auch die gesamtgesellschaftliche Reproduktion des Kapitals tangiert, ist kein abwegiger Gedanke. Selbstverständlich stellt Lohnarbeit noch immer den Regelfall der Produktion dar (und wird es im Rahmen einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung notwendig auch bleiben). Veränderungen wie etwa die wachsende Bedeutung von Informations- und Kommunikationsnetzwerken oder die zunehmende Verwischung der temporalen und sachlichen Grenzen zwischen Arbeits- und Freizeit durch

³⁵ Moulier-Boutang: Marx in Kalifornien, 31.

³⁶ Lazzarato: Immaterial Labor, 136.

³⁷ Siehe Nick Dyer-Witthford: Digital Labour, Species-Becoming and the Global Worker, in: *Ephemera*, Bd. 10, Nr. 3–4, 2010, 484–503, hier 490, online unter www.ephemerajournal.org/contribution/digital-labour-species-becoming-and-global-worker, gesehen am 14.6.2015.

³⁸ Siehe u. a. Antonio Negri: *Twenty Theses on Marx: Interpretation of the Class Situation Today*, in: Saree Makdisi, Cesare Casarino, Rebecca Kar (Hg.): *Marxism Beyond Marxism*, New York 1996, 149–180, hier 149–151.

³⁹ Für Kritiken am postoperaistischen Denken siehe u. a. Holger Schatz: Entfesselte Produktion. Eine kritische Würdigung des Postoperaismus, in: *Denknetz Jahrbuch*, Zürich 2011, 45–55; Max Henninger: *Doing the Math. Reflections on the Alleged Obsolescence of the Law of Value under Post-Fordism*, in: *Ephemera*, Bd. 7, Nr. 1, 2007, 158–177, online unter www.ephemerajournal.org/sites/default/files/7-1henninger.pdf, gesehen am 14.6.2015; Franz Katz: *Warten auf die immaterielle Arbeiterbewegung*, in: *Kosmoprolet*, Heft 1, 2007, 112–126, online unter www.klassenlos.tk/data/pdf/kosmoprolet1.pdf, gesehen am 14.6.2015.

«Flexibilisierung» von Anstellungsverhältnissen sind jedoch beobachtbare Realität. Und die gründlich untersuchten Beispiele Google und Facebook belegen, dass es, wenigstens für manche Unternehmen, gut funktionierende Geschäftsmodelle gibt, die auf der Kommodifizierung unentgeltlich erzeugter personenbezogener Daten beruhen.

Es scheint deshalb ratsam, dem traditionellen Marx'schen Begriff von (Lohn-)Arbeit zu heuristischen Zwecken einen Ausdruck an die Seite zu stellen, der in ganz allgemeiner Weise das Herstellen von Daten als wirtschaftlich nutzbaren «Stoff» bezeichnet: *Datenarbeit* soll als Name für alle Vorgänge und Abläufe stehen, in welchen durch Verfahren des *capture* aus beliebigen Aktivitäten Daten gewonnen werden, die von kommerziell operierenden Unternehmen angeeignet und ökonomisch verwertet werden. Auch wenn solche Aktivitäten von Seiten der Unternehmen typischerweise nicht mit Lohn entgolten und von den Ausübenden zudem meist gar nicht als Arbeit erlebt werden, scheint dieses Wort doch gerechtfertigt: Einerseits stellen noch scheinbar geringfügige Aktivitäten wie die Aktualisierung der eigenen Profilseite im sozialen Netzwerk, das Schreiben einer Textnachricht oder das Tätigen eines Online-Einkaufs in physiologischer Hinsicht eine «Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw.»⁴⁰ dar; andererseits entstehen als Ergebnisse der Aktivitäten (auch wenn dies von den Ausübenden in der Regel nicht bemerkt oder bedacht wird) «Produkte» – eben Daten –, die in weiterverarbeiteter Form in den Kreislaufprozess des Kapitals eingehen. Weder sind diese Produkte jenseits der jeweiligen Aktivitäten einfach gegeben (dem lateinischen Ursprung des Wortes «Daten» zum Trotz), noch fallen sie sozusagen unabsichtlich als nützlicher Nebeneffekt an. Sie sind das Resultat einer planmäßigen, mit erheblichem Aufwand betriebenen und ökonomisch motivierten Intervention durch Dritte. Und schließlich gründet auch Datenarbeit in einer Tauschbeziehung – wenn gleich dabei sehr andere Sachen den Besitzer wechseln als bei Lohnarbeit: Nicht Lohn gegen Arbeitskraft wird hier getauscht, sondern ein medientechnisch eröffneter «Raum» von Handlungsoptionen (die von den Betroffenen als nützlich, unterhaltsam o.Ä. geschätzt werden) gegen die aus den in diesem Raum getätigten Handlungen gewonnenen Daten.

IV.

Datenarbeit macht einen großen Teil dessen aus, was wir mit unseren PCs, Notebooks, Tablets und Smartphones im Internet Tag für Tag tun. Überall löst das Surfen, um mit Gilles Deleuze zu sprechen, schon die alten Arbeitsformen ab.⁴¹ Mit dem Web 2.0 und den sogenannten sozialen Medien ist Datenarbeit aber noch lange nicht an ihre denkbaren Grenzen gestoßen. Die kapitalistische Logik der fortgesetzten Verwertung des Werts und die weitere Entwicklung der materiellen Produktivkräfte im Bereich der Digitaltechnik, d. h. die anhaltende Proliferation, Verkleinerung und Vernetzung von Mikroprozessoren,

⁴⁰ Marx: *Das Kapital*, Bd. 1, 58.

⁴¹ Siehe Gilles Deleuze: *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften* [1990], in: ders.: *Unterhandlungen 1972–1990*, Frankfurt/M. 2004, 254–262, hier 258.

stellen vielmehr in Aussicht, dass die durch *capture* bewirkte Subsumtion unter das Kapital in letzter Konsequenz vor keiner Nische des Privat- wie Soziallebens Halt machen wird. Industrie-Trendwörter wie *ubiquitous computing*, *pervasive computing* oder *ambient intelligence* verheißen genau das. Mit der weiterhin ungebremsen Verbreitung von Digitaltechnik zeichnet sich, wie Mark Hansen es ausdrückt, ein «Zustand erkennbarer Allgegenwärtigkeit» von Medien ab, durch den diese schließlich «atmosphärisch» würden.⁴² Die passiven sensorischen Kapazitäten aktueller digitaler Systeme bewirkten eine «gewaltige Ausdehnung des Empfindungsvermögens», wodurch es schon jetzt möglich sei, «riesige Mengen von Verhaltens- und Umweltdaten ohne aktive Beteiligung, Initiative oder auch nur Bewusstsein unsererseits zu registrieren».⁴³ Neuartige Geräte wie Smartwatches und Smartglasses («Wearables»), mit RFID und Nahfeldkommunikations-Kapazitäten ausgestattete Gegenstände und Einrichtungen (das «Internet der Dinge») und von Sensor- und Steuerungstechnik durchzogene private und öffentliche Gebäude und Räume («Smart Homes» und «Smart Cities») weben an einem immer umfassenderen und engmaschigeren Netz informatischer Überwachung. Als Agenten des nächsten kapitalistischen Expansionsschubs tragen sie Verfahren des *capture* in bislang unerschlossene Bereiche hinein und dabei vor allem über die räumlichen und zeitlichen Schranken regulärer Arbeit hinaus. Es ist bezeichnend, dass Gadgets der Quantified-Self-Bewegung wie Fitnesstracker gerade auf Aktivitäten zielen, die für gewöhnlich außerhalb von Lohnarbeit stattfinden. Datenarbeit ist die strategische Ausweitung der Verwertungszone.

Was Arbeit im herkömmlichen Sinne betrifft, zeitigen der medientechnische Fortschritt im Besonderen und die Entwicklung der technischen Produktivkräfte im Allgemeinen scheinbar gegenläufige Folgen: Zum einen lässt sich schwerlich leugnen, dass die durch die «digitale Revolution» verschärfte Rationalisierung und Automatisierung – in Wirtschaft und Politik derzeit unter dem Schlagwort «Industrie 4.0» diskutiert – traditionelle Formen von Lohnarbeit bedrohen.⁴⁴ Der Konkurrenzdruck drängt Unternehmen zur steten Produktivkraftsteigerung durch den Einsatz immer leistungsfähigerer Maschinen und Systeme, wodurch aber der Anteil «lebendiger», d. h. von Menschen verausgabter Arbeit (und damit auch die nach Marx alleinige Quelle ökonomischer Wertschöpfung) an der Produktion sich verkleinert. Zum anderen ist mit der Diffusion der Digitaltechnik nicht nur in berufliche, sondern auch in alltägliche Umgebungen eine ständige Vergrößerung der ökonomischen Sphäre zu beobachten. Die durch Mobiltelefon und E-mail hergestellte dauernde Erreichbarkeit von Personen für ihre Arbeitgeber auch außerhalb der eigentlichen Arbeitszeit ist nur ein erstes Zeichen davon. Die der Zielsetzung nach totale Abdeckung der Welt durch digitale Netzwerke installiert auf technischer Ebene einen Zwang zur Mitteilung. Wie Lazzarato bemerkt, verlangt der «Informatioskapitalismus» von seinen Subjekten die ständige Überwachung, Organisation und Aktivierung ihrer selbst zur Produktion durch und in Prozessen der

⁴² Mark B. N. Hansen: Medien des 21. Jahrhunderts, technisches Empfinden und unsere originäre Umweltbedingung, in: Erich Hörl (Hg.): *Die technologische Bedingung*, Frankfurt/M. 2011, 365–409, hier 371 u. 367, Herv. i. Orig.

⁴³ Ebd., 372.

⁴⁴ Siehe dazu u. a. Schröter: *The Internet and «Frictionless Capitalism»*.

Kommunikation: «[O]ne *has to* express oneself, one *has to* speak, communicate, cooperate, and so forth.»⁴⁵ Es scheint sich zu bewahrheiten, was Marshall McLuhan in den 1960er Jahren prophezeit hatte: die durch das globale Netz der elektronischen Medien induzierte Ununterscheidbarkeit von Arbeit und Freizeit.⁴⁶ Während McLuhan dies jedoch so interpretierte, dass gewöhnliche Arbeit mit der kybernetischen Automation der Gesellschaft verschwinden werde,⁴⁷ ist heute eher das Gegenteil festzustellen. Tendenziell nehmen alle Aktivitäten ökonomischen Charakter an. Mit der gesamtgesellschaftlichen Durchsetzung digitaler Medientechnik kommt es, wie Tiqqun feststellt, zugleich zu einer «Sozialisierung der Ökonomie» und zu einer «Anthropomorphose des Kapitals», indem «jede kontingente Handlung von einer Mischung aus Überwachungs- und Erfassungsdispositiven erfasst wird» und so zum Element der Kapitalreproduktion wird.⁴⁸

Anders als es Tiqquns Formulierung von der «kontingenten Handlung» nahelegt, erfasst das *capture* der Medien aber beileibe nicht nur bewusst ausgeübte Tätigkeiten, d. h. absichtlich herbeigeführte Zustandsveränderungen der äußeren Wirklichkeit. Über das im Web 2.0 erfasste intentionale Kommunikations- und Konsumverhalten hinaus gerät mit personalisierter Sensortechnik wie elektronischen Armbändern zunehmend der «ganze Mensch» unter das Regime informatischer Überwachung: Von der Nahrungsaufnahme über den Kalorienverbrauch bis zum Stuhlgang, von der Körpertemperatur über die Pulsfrequenz bis zum Grad physiologischer Erregung, von der Zahl täglich gemachter Schritte bis zu Bewegungsmustern im öffentlichen Raum dürfen sich etwa die Lebensmittel-, die Gesundheits- und die Versicherungsbranche auf Berge wirtschaftlich nutzbarer Daten freuen.⁴⁹ Die von der Quantified-Self-Bewegung propagierte kontinuierliche Selbstüberwachung und -kontrolle des Individuums zur körperlichen wie geistigen Selbstoptimierung steht unter Bedingungen kapitalistischer Reproduktion im Zeichen der Verwertung dieses «Selbst» durch ökonomische Interessen. Endlich wird durch geeignete Smart Technology auch die Wachzeit als letzte, circadiane Begrenzung der Arbeit aufgehoben werden: Das «intelligente Bett» macht den menschlichen Körper noch im Schlaf zum digitaltechnisch produktiven Agenten.⁵⁰ Lifelogging ist nichts als ein Mode-Tarnwort für die gegenwärtig sich inthronisierende informatische Objektivierung von Leben in verwertbaren Daten. Zum disziplinierten Individuum als Träger einer (durch Lohnarbeit) ausbeutbaren Arbeitskraft tritt im Zeitalter des *Capture*-Kapitalismus das Deleuze'sche Dividuum⁵¹ als Quelle einer (durch Datenarbeit) rund um die Uhr ausbeutbaren Datenkraft hinzu.

Freilich dürfen diese Anmerkungen über eines nicht hinwegtäuschen: Weder stellt Datenarbeit für den kapitalistischen Verwertungsprozess in funktioneller Hinsicht eine Alternative zur herkömmlichen (Lohn-)Arbeit dar, noch lässt sie sich als eine davon isolierte, rein «virtuelle» Angelegenheit betrachten. Sie ist ein zu den regulären Arbeitsformen komplementäres Geschehen und daher auf komplexe Weise an diese geknüpft.⁵² So ist bereits ihre bloße Möglichkeit mit

⁴⁵ Lazzarato: *Immaterial Labor*, 134, Herv. i. O.

⁴⁶ Siehe Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle. Understanding Media*, Düsseldorf 1992 [1964], 393.

⁴⁷ Siehe ebd., 398.

⁴⁸ Tiqqun: *Kybernetik und Revolte*, 47.

⁴⁹ Siehe etwa Hamza Shaban: *Big Doctor is Watching*, in: *Slate*, dort datiert 27.2.2015, www.slate.com/articles/technology/future_tense/2015/02/how_data_from_fitness_trackers_medical_devices_could_affect_health_insurance.single.html, gesehen am 14.6.2015; Parmy Olson: *Wearable Tech Is Plugging Into Health Insurance*, in: *Forbes*, dort datiert 19.6.2014, www.forbes.com/sites/parmyolson/2014/06/19/wearable-tech-health-insurance/, gesehen am 14.6.2015; Thorin Klosowski: *Lots of Health Apps Are Selling Your Data. Here's Why*, Eintrag im Blog *lifehacker*, dort datiert 9.5.2014, lifehacker.com/lots-of-health-apps-are-selling-your-data-heres-why-1574001899, gesehen am 14.6.2015.

⁵⁰ Siehe Kieren McCarthy: *Taking a Look at Luna: The Smart Bed That Knows Your Sleep Secrets*, in: *The Register*, dort datiert 6.2.2015, www.theregister.co.uk/2015/02/06/taking_a_look_at_luna_the_bed_of_the_future/, gesehen am 14.6.2015.

⁵¹ Siehe Deleuze: *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften*, 258.

⁵² Vgl. Dyer-Witheford: *Digital Labour, Species-Becoming and the Global Worker*, 491–492.

dem realen Elend von Menschen erkaufte, deren Arbeit außerhalb der <virtuellen> Welten von Facebook und Co. geleistet wird und gleichermaßen den <realen> Rahmen dieser Welten bildet: den mit Waffengewalt versklavten Arbeiterinnen und Arbeitern, die in der kongolesischen Kivu-Region das zur Herstellung von Mobiltelefonen nötige Coltan-Erz abbauen, den Foxconn-Angestellten, die in Shenzhen für Hungerlöhne unsere Smartphones und Tablets zusammensetzen, oder den Bewohnerinnen und Bewohnern von Agbogbloshie, die auf der größten Elektromülldeponie der Welt in Accra ihre Gesundheit ruinieren, um aus unseren entsorgten Geräten ein bisschen Kupfer zu gewinnen. Und solches Elend ist durchaus nicht nur in der sozialen Peripherie sogenannter Entwicklungs- und Schwellenländer zu finden. Es betrifft ebenso die in der Ersten Welt tätigen Lagerarbeiter, welche die riesigen Warenhäuser der Online-Händler bestellen, die Paketboten, welche die im Internet geordneten Waren ausliefern, oder die Gebäudereinigerinnen und -reiniger, welche die Büros von Webdesignerinnen und -designern oder IT-Fachkräften sauber halten.⁵³

V.

Wie Geert Lovink in seinen «Anmerkungen zur Medientheorie nach Snowden» richtig festhält, ist das eigentliche Problem, das der NSA-Skandal zutage gebracht hat, nicht die geheimdienstliche Überwachung der privaten Kommunikation. Dagegen kann man sich kryptografisch wappnen oder entsprechende Gesetze erlassen. Die Problematik reicht tiefer: «What the NSA revelations have unleashed is the existential uncertainty that comes along with <everything you say can and will be used against you.> The long-term implications of such destruction of informal exchange are yet unknown.»⁵⁴ Jedoch entgeht Lovink die Richtigkeit seiner eigenen Feststellung, was eine Kritik der politischen Ökonomie digitaler Netzwerke anbelangt: Alles, was wir im Fangnetz digitaler Medien sagen (und tun und lassen), kann und wird gegen uns nicht so sehr verwendet als vielmehr *verwertet* werden. Die von Lovink diagnostizierte «existenzielle Unsicherheit» bedeutet schlicht die durch den *Capture*-Kapitalismus bewirkte <Befreiung>, d. h. Enteignung, von unseren personenbezogenen Daten, die «Zerstörung des zwanglosen Austauschs» nichts anderes als die Subsumtion aller Kommunikation unter das kapitalistische Wertgesetz. Gegen dessen gesellschaftliche Realität hilft aber kein How-to der EFF und kein Parteiprogramm der Piraten, keine Verschlüsselung und auch keine rechtliche Vorschrift, darauf gibt es keine einfachen technischen oder juristischen Antworten.

Was Kittler Mitte der 1980er Jahre als <geschlossenes System> eines universalen digitalen Datenverkehrs imaginierte und heute daran ist, konkrete Gestalt anzunehmen, verspricht die Möglichkeit, weit entfernt von der Hoffnung, «uns dabei zu vergessen»,⁵⁵ im Gegenteil jeden Moment unseres privaten und sozialen Daseins in Form von Datensätzen zu «erinnern», um diese einer ökonomischen Verwertung zuzuführen. Es droht das totale *capture* menschlicher

⁵³ Siehe dazu Friederike Bahl: *Lebensmodelle in der Dienstleistungsgesellschaft*, Hamburg 2014; Philipp Staab: *Macht und Herrschaft in der Servicewelt*, Hamburg 2014; Nick Dyer-Witford: *Cyber-Proletariat: Global Labour in the Digital Vortex*, Chicago, Ill. 2015.

⁵⁴ Geert Lovink: *Hermes on the Hudson: Notes on Media Theory After Snowden*, in: *e-Flux*, Nr. 54, 2014, online unter workero1.e-flux.com/pdf/article_8979320.pdf, gesehen am 14.6.2015.

⁵⁵ Kittler: Jeder kennt den CIA, was aber ist die NSA?

Existenz zum Zweck ihrer vollständigen Vermittlung als Datenarbeit. Und deshalb ist die drängende Frage wohl auch nicht, ob NSA, GCHQ und BND den größeren Skandal darstellen oder Facebook, Google und Amazon. Zu fragen wäre viel eher, wie sich die deutschsprachige Medienwissenschaft mit der Komplizenschaft der (Medien-)Technik an der Ausweitung der Verwertungszone, deren informatische Mechanismen mit den Überwachungspraktiken von NSA wie von Facebook ins Rampenlicht der Öffentlichkeit gerückt sind, auf ihrem disziplinären Terrain auseinandersetzen will. Aus Sicht einer <strengen> wertkritischen Marx-Lektüre gibt es keine <technische> Abhilfe gegen soziale Realitäten der kapitalistischen Ordnung.⁵⁶ Eine Lösung kann nur die gesellschaftliche Befreiung vom Diktat des Werts durch Abschaffung von Geld und Waren bringen. Vertreterinnen und Vertreter des Postoperaismus und geistig verwandter Strömungen betonen dagegen die emanzipativen Potentiale der neuen technischen Produktivkräfte.⁵⁷ Was mediale Verfahren und Konzepte wie Creative Commons und Digital Commons,⁵⁸ Free and Open Source Software, Crowdsourcing, Open Access und *commons-based peer production*⁵⁹ oder – im Gegenteil – Strategien der (auch künstlerischen) medialen Entziehung und <Ent-Netzung>⁶⁰ in diesem Zusammenhang zu leisten vermögen: Diese Diskussion mitzuführen sollte eine der Aufgaben der Medienwissenschaft sein.

⁵⁶ Siehe beispielhaft Robert Kurz: Der Unwert des Unwissens. Verkürzte «Wertkritik» als Legitimationsideologie eines digitalen Neo-Kleinbürgertums, in: EXIT!, Nr. 5, 2008, 127–195.

⁵⁷ Siehe beispielhaft Paolo Virno: Grammatik der Multitude. Untersuchungen zu gegenwärtigen Lebensformen, Berlin 2005.

⁵⁸ Felix Stalder: Digital Commons, in: Keith Hart, Jean-Louis Laville, Antonio David Cattani (Hg.): *The Human Economy: A World Citizen's Guide*, Cambridge 2010, 313–324.

⁵⁹ Yochai Benkler, Helen Nissenbaum: Commons-based Peer Production and Virtue, in: *The Journal of Political Philosophy*, Bd. 14, Nr. 4, 2006, 394–419.

⁶⁰ Urs Stäheli: Entnetzt euch! Praktiken und Ästhetiken der Anschlusslosigkeit, in: *Mittelweg* 36, Heft 4, 2013, 3–28.

CAPTURE ALL,¹ ODER: WHO'S AFRAID OF A PLEASING LITTLE SISTER?

Die Spitze des Eisbergs digitaler Kontrolle: «Affective Computing»

¹ So der Titel der *Transmediale* 2015, der besagen soll, dass Arbeit, Spiel und Leben der gleichen medientechnischen Quantifizierung, Datafizierung und Prognostifizierung und damit einer umfassenden Ökonomisierung unterliegen. www.transmediale.de/de/content/transmediale-2015-capture-all, gesehen am 21.2.2015.

² Wir verwenden hier absichtlich beide Begriffe, um darauf hinzuweisen, dass es keine klare Trennschärfe zwischen ihnen gibt bzw. eine solche oft nicht gemacht wird. Dennoch muss angemerkt werden, dass beide Begriffe jeweils sehr unterschiedlichen Denktraditionen entstammen. Im vorliegenden Aufsatz wird der Ansatz von Deleuze, der über Henri Bergson auf Baruch Spinoza zurückgreift und dann in den 1990er Jahren von Brian Massumi aufgegriffen worden ist, bewusst ausgeklammert, da er in der Diskussion um *affective computing* keine Rolle spielt. Dort wird, von Picard selbst angesprochen, zwischen Emotion und Affekt nicht unterschieden, auch *sensation* oder *Empfindung* werden oftmals im gleichen Atemzug genannt. Für eine ausführliche Diskussion über die etymologischen Bedeutungen und unterschiedlichen Genealogien der Begriffe Affekt und Emotion siehe die Einleitung in Marie-Luise Angerer, Bernd Bösel, Michaela Ott (Hg.): *Timing of Affect. Epistemologies, Aesthetics, Politics*, Zürich, Berlin, Zürich 2014, 7–16.

Die Regulierung von Affekten und Emotionen ist, wie in zahlreichen Publikationen der letzten Jahre herausgearbeitet, von historischen, kulturellen, soziopolitischen und nicht zuletzt medientechnischen Entwicklungen abhängig. Wie Affekte und Emotionen codiert und zum Ausdruck gebracht werden, ob sie gefördert und aktiv unterstützt werden oder ob sie eher ignoriert oder gar verleugnet werden, hängt von einer Fülle von Faktoren ab, die in vielen historischen und kulturwissenschaftlichen Ansätzen zur Affekt- und Emotionsforschung im Einzelnen untersucht werden.² Gegenwärtig lässt sich bezüglich der techno-medialen Bedingungen allerdings ein grundlegender Wandel ausmachen, dessen gesellschaftspolitische Auswirkungen noch vollkommen unklar sind. Die Affektivität wird dabei auf eine Weise technisiert, die alle bisherigen psychotechnischen Verfahren in den Schatten stellt. Die Rede ist hier von Affekt- und Psychotechnologien, die zum Erfassen, Speichern, Messen, Kategorisieren, Katalogisieren, Operationalisieren, Simulieren und Induzieren affektiver Zustände implementiert werden. In diesem Kontext zu nennen sind *affective gaming*, die *surveillance technologies* und auch bestimmte Anwendungen der Quantified-Self-Bewegung sowie des Life-Tracking. Das umfassendste Versprechen stammt diesbezüglich aber zweifellos von den Vertreter_innen des *affective computing*. Dieses gegenwärtig stark forcierte Forschungsgebiet geht auf die gleichnamige Publikation der Informatikerin Rosalind Picard von 1997 zurück, worin diese erstmals die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten des Erkennens und Simulierens von Affekten durch Computer in visionärer Weitsicht benennt.³ Dieses Forschungsfeld ist in den letzten Jahren zunehmend präsent geworden: Seit 2005 findet alle zwei Jahre eine *International Conference on Affective Computing and Intelligent Interaction* (kurz: ACII)⁴ statt; seit 2010 erscheinen die *IEEE Transactions on Affective Computing*;⁵ und 2015 ist mit dem *Oxford Handbook on Affective Computing*⁶ die erste umfassende Synopsis erschienen. In

Aussicht gestellt wird die auf die User_innen abgestimmte Generierung eines affektiven Agenten, der über das permanente Registrieren von affektiven Parametern (Mimik, Körperhaltung und -bewegungen, Stimmlage, Bio-Daten)⁷ und über den Einsatz affektiver Interfaces eine Art Double oder «Komplementärpersönlichkeit» zur Erfüllung der individuellen Glücksorientierung installiert. Vorstufen hierzu sind die derzeit beworbenen Apps zur permanenten Kontrolle der Körperdaten, Bewegungs- und Kommunikationsprofile und der Medienutzung. Die sogenannte Psycho-Informatik versucht mithilfe dieser Daten und entsprechender Algorithmen den psychischen Zustand von User_innen in Echtzeit decodierbar zu machen – freilich um diese dann zu entsprechenden gesundheitsförderlichen Handlungen zu motivieren.⁸ Das Netzwerk der technischen Objekte bzw. die technische Umwelt wird heute also als sensitive ausgerüstet, um mit den User_innen auch auf affektiver Ebene zu interagieren.

Nun war es insbesondere diese emotionale Seite, die den Menschen im doppelten Sinne als unberechenbar markierte: der Vernunft und den Techniken des Messens entzogen. Doch mit den sich seit einigen Jahren etablierenden «Affective Sciences»⁹ hat sich diese Ansicht grundlegend gewandelt. Man kann sogar noch früher ansetzen und auf die Versuche der Kybernetik verweisen, der affektiven Programmierung auf die Spur zu kommen. Einerseits geht es dabei darum, die menschliche affektive Ausstattung bzw. emotionale Kompetenz als regelgeleitetes Programm zu decodieren, andererseits jedoch darum, Computer mit «affektiven» Algorithmen zu programmieren.¹⁰ Diese Doppelbewegung der Decodierung und Recodierung folgt allerdings implizit bleibenden Vorannahmen, die heute – angesichts einer global sich entwickelnden neoliberalen Politik – immer deutlicher zutage treten.

Im *Oxford Handbook* wird eine ähnliche Doppelrichtung bezüglich der zu entwickelnden (zum Teil schon bestehenden) Fähigkeiten computergestützter Systeme erläutert. Zum «Affect Detection» genannten Bereich zählt die Hard- und Software, die menschliche Ausdrucks- und Körperparameter beobachtet, misst und als Signale für distinkte Affekte bzw. Emotionen prozessiert. Dabei sollen sowohl die bewusst empfundenen emotionalen Zustände erkannt werden als auch diejenigen, die unbewusst bleiben (etwa weil sie zu schnell oder zu schwach sind, um über die Bewusstseinsschwelle zu treten). Die *Süddeutsche Zeitung* vermeldete daher in einer dem *affective computing* gewidmeten Notiz treffend: «Das Gerät weiß schon, was du fühlst»¹¹ – und zwar tendenziell früher und möglicherweise auch genauer, als das Individuum selbst es jemals vermag. Zum Bereich «Affect Generation» oder auch «Affect Synthesis» gehört dagegen die Hard- und Software, die Affektausdrücke simuliert, um mit User_innen zu interagieren und nicht zuletzt erwünschte emotionale Zustände bei diesen auszulösen oder unerwünschte zu dämpfen.

Die Affektregulation, die seit der Antike mit Praktiken und Diskursen der Selbstbildung verbunden war und die bis ins 20. Jahrhundert mit (je nach Klassen-, Geschlechts- und Ethnienzugehörigkeit gerasterten) starken normativen

³ Rosalind W. Picard: *Affective Computing*, Cambridge, Mass., 1997.

⁴ Die Konferenz findet 2015 in Xian, China statt, siehe: www.acii2015.org/, gesehen am 24.2.2015.

⁵ Vgl. ieeexplore.ieee.org/xpl/aboutjournal.jsp?punumber=5165369#AimsScope, gesehen am 24.2.2015.

⁶ Rafael A. Calvo, Sidney K. D'Mello, Jonathan Gratch, Arvid Kappas (Hg.): *The Oxford Handbook of Affective Computing*, New York 2015.

⁷ Der zweite Abschnitt («Affect Detection») des *Oxford Handbook* widmet folgenden affektiven Kanälen jeweils ein Kapitel: «face analysis», «body expressions», «speech», «texts», «physiological sensing» sowie «affective brain-computer interfaces». Diese letzteren komplettieren offensichtlich alle bisherigen Versuche, die Affekte von unter Beobachtung stehenden Proband_innen aufzuzeichnen.

⁸ Vgl. Andreas Wenleder: App überwacht Seele, in: *Süddeutsche Zeitung*, 29.10.2014. Vgl. auch das Start-up-Unternehmen Psyware, das durch algorithmische Sprachanalyse die Persönlichkeit eines Menschen in Sekundenschnelle zu analysieren verspricht (Katrin Hummel: *Deine Sprache verrät dich*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, dort datiert 20.5.2015, www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/software-erkennt-persoenlichkeit-mit-sprachanalyse-13596216.html, gesehen am 4.6.2015).

⁹ Vgl. Richard J. Davidson, Klaus R. Scherer, H. Hill Goldsmith (Hg.): *Handbook of Affective Sciences*, Oxford 2003.

¹⁰ Vgl. Claus Pias (Hg.): *Cybernetics/Kybernetik. The Macy Conferences 1946–1953. Essays & Dokumente*, Vol. 1 und 2, Zürich, Berlin 2003–2004; Marie-Luise Angerer: *Vom Begehren nach dem Affekt*, Zürich, Berlin 2007.

¹¹ Michael Moorstedt: Das Gerät weiß schon, was du fühlst, in: *Süddeutsche Zeitung*, 19.1.2015.

Forderungen verbunden blieb, die es dann jeweils individuell umzusetzen galt, wird heute also zunehmend automatisierten Systemen überantwortet. Diese Auslagerung ist nicht per se ein Problem. Vielmehr ist durchaus denkbar, dass die Unterstützung der Affektregulation durch im doppelten Sinn empfindsame, «atmosphärische» Medien tatsächlich bald als mehr oder weniger selbstverständliche Kulturtechnik aufgefasst werden wird, so wie der Einsatz von elektronischen Medien zum «mood management»¹² längst zum unauffälligen kulturellen Repertoire gehört. Dennoch muss danach gefragt werden, auf welchen Grundlagen diese affektive Algorithmisierung voranschreitet, d. h. auf welchen Vorannahmen sie beruht, welche «Gefühlsnormen» (Arlie Hochschild) dabei fortgeschrieben werden und nicht zuletzt welche Interessengemengelage die Proponent_innen des *affective computing* antreibt. Hierzu mag sich ein Streifzug durch die Geschichte der (tentativ so genannten) Psycho-kybernetik lohnen, insbesondere im Hinblick auf die Erkennung von Emotionen bis hin zur computergestützten *affect detection*, um anschließend die medientechnischen Strategien der Affektgenerierung einer kritischen Analyse zu unterziehen.

¹² Vgl. Holger Schramm: *Mood Management durch Musik. Die alltägliche Nutzung von Musik zur Regulierung von Stimmungen*, Köln 2005.

¹³ Dieser Begriff wurde popularisiert durch Maxwell Maltz: *Psycho-Cybernetics*, New Jersey 1960. Vgl. auch die Auseinandersetzung mit Maltz bei Stefan Rieger: *Kybernetische Anthropologie. Eine Geschichte der Virtualität*, Frankfurt/M. 2003, 19–22.

¹⁴ Vgl. Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Zweiter Band*, Frankfurt/M. 1997, insbesondere 321–465 («Zusammenfassung. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation»).

¹⁵ Vgl. Gregory Bateson: *Ökologie des Geistes. Anthropologische, biologische, psychologische und epistemologische Perspektiven*, Frankfurt/M. 1985. Darin finden sich jene Aufsätze, in denen Bateson seit den 1950er Jahren die Theorie des *double bind* entwickelte (siehe ebd., 270–301 sowie 353–361). Norbert Elias hat sich wiederum in seinem Spätwerk von Batesons psychiatrischem Begriff für sein eigenes soziologisches «Doppelbindermodell» inspirieren lassen. Siehe Norbert Elias: *Engagement und Distanzierung*, Frankfurt/M. 1987. Wir danken den anonymen Gutachter_innen für diesen Hinweis.

¹⁶ John Bowlby: *Attachment and Loss*, New York 1982, 42.

Psychokybernetik¹⁵

Als Norbert Elias in den 1930er Jahren seine These von der Zunahme zivilisatorischer Regime der Affektkontrolle entwickelte, war die Erfindung der Kybernetik als neuer Leitdisziplin noch nicht abzusehen.¹⁴ Tatsächlich lässt sich aber die Frage stellen, ob der Prozess der Zivilisation, verstanden als ebendie Zunahme von wirksamen Methoden affektiver Kontrolle, nicht vor allem durch seine partielle Auslagerung auf informationstechnologisch gestützte Systeme radikalisiert wird. Wie die Dokumentation der Macy-Konferenzen zeigt, war die Anwendung der allgemeinen Regelungstheorie auf psychische und psychosoziale Systeme von vornherein mit beabsichtigt – und wurde durch Gregory Batesons Theorie des *double bind* nur wenige Jahre danach erstmalig umgesetzt. Von dieser Konzeption führt ein direkter Weg zur Entwicklung einer *Ökologie des Geistes*, wie Bateson sie schließlich 20 Jahre später vorlegte.¹⁵ Diese Ökologie folgt dem Prinzip des inneren Gleichgewichts oder der Homöostase, wie sie auch der kybernetischen Regelungstechnik zugrunde liegt.

Ähnliches gilt für John Bowlbys Bindungstheorie, die u. a. auf «Feedback» und «Kontrolle» beruht. Tatsächlich führt Bowlby seine Leser_innen zunächst in die Prinzipien einer kybernetischen Kontrolltheorie anhand der Beschreibung der Feedback-Funktion eines Thermostaten ein,¹⁶ um diesen Vorgang auf das menschliche Bindungsverhalten zu übertragen. Allan N. Schore hat in seinem Vorwort zur zweiten Auflage von Bowlbys *Attachment and Loss* von 1982 dessen Intention erstaunlich bündig zusammengefasst: «Attachment theory, as first propounded in this definitional volume, is fundamentally a regulatory theory. Attachment can thus be conceptualized as the interactive regulation of

synchrony between psychobiologically attuned organisms.»¹⁷ Nebenbei sei vermerkt, dass Allan Schore später seinerseits mit einer groß angelegten Theorie der Affektregulation bekannt wurde.¹⁸

Eine weitere Engführung des Affektiven auf das Thema der Kontrolle ist bereits am Namen der von David R. Heise begründeten *affect control theory* abzulesen. Diese beruht auf der Idee, dass Menschen jeweils solche Handlungen setzen, die zur Bestätigung stabiler Grundgefühle («sentiments») führen. Die situativen Emotionen, die durch die Handlungen entstehen, sollen also diesen Grundgefühlen entsprechen; tun sie dies nicht, werden die Grundgefühle nachjustiert, um die aufgetretene Spannung oder «deflection» (Abweichung) zu minimieren.¹⁹ Emotionen sind hier also Feedbackgrößen oder «Signale»²⁰ für das psychische System, das seine affektiv-kognitiven Selbst- und Fremdbilder erhalten will. Der Clou an dieser Theorie ist nun, dass sie beansprucht, über die Analyse der Grundgefühle das Verhalten von Mitgliedern großer Gruppen vorhersagen zu können. Dieses Verfahren wird heute in der Einstellungsforschung verwendet, um das Verhalten von Konsument_innen, Wähler_innen und ähnlichen Gruppen zu prognostizieren. Die *affect control theory* bietet dafür auch ein mathematisches Modell zur Minimierung der Deflektion und zur «Optimierung» des eigenen Verhaltens sowie ein seit 1987 entwickeltes Computerprogramm zur Vermessung von Grundgefühlen.²¹ Die Kybernetisierung des Affektiven erreicht hier in ihrer Verflechtung mit den Informationstechnologien ein neues Niveau, dessen erwünschte wie unerwünschte Auswirkungen sich ab den 2010er Jahren deutlich im ökonomischen Zugriff auf Big Data zeigen.²²

Es lässt sich nun über diese allgemeine Entwicklung einer Kybernetisierung der Psychologie mit ihrem Fokus auf affektive Regulation und Kontrolle hinaus auch eine Genealogie nachzeichnen, die von einem der ersten Psychokybernetiker zu Rosalind Picard als der Galionsfigur des *affective computing* führt.

Das Tomkins-Ekman-Paradigma²³

Silvan Tomkins hat in den 1960er Jahren auf kybernetische Prinzipien zurückgegriffen, um einen Alternativentwurf zum aus der Psychoanalyse stammenden triebtheoretisch fundierten Modell der Psyche vorzulegen. Tomkins' Ausgangslage bildet ein System von Affektspektren (die Bezeichnungen markieren jeweils die schwache sowie die starke Ausprägung): «surprise–startle» als neutrales Affektspektrum, «distress–anguish», «anger–rage», «fear–terror», «shame–humiliation», «dissembl» und «disgust» als negative Affekte sowie «interest–excitement» und «enjoyment–joy» als positive. Diese Affekte bilden in seinem System das primäre Motivationssystem des Menschen. Die Scham begreift Tomkins wiederum als zentralen Affekt, der durch die Unterdrückung von «interest–excitement» und «enjoyment–joy» einsetzt und eng an die Sichtbarkeit und im Besonderen an die Ausdrucksfähigkeit des Gesichts geknüpft ist.

¹⁷ Allan N. Schore: Foreword, in: ebd., xvi.

¹⁸ Allan N. Schore: *Affect Regulation and the Origin of Self*, Hillsdale, New Jersey 1994.

¹⁹ Vgl. David R. Heise: *Expressive Order. Confirming Sentiments in Social Actions*, New York 2006, 3–4.

²⁰ Vgl. ebd., Kapitel 8.1 «Emotions as Signals», 57.

²¹ Ebd., 130. Diese Vermessung der Grundgefühle überschneidet sich offenkundig mit der aus dem Bereich des *affective computing* stammenden «sentiment analysis» von im Internet zirkulierenden Texten und Begriffen; vgl. Khurshid Ahmad (Hg.): *Affective Computing and Sentiment Analysis. Emotion, Metaphor, and Terminology*, New York 2011.

²² Vgl. Viktor Mayer-Schönberger, Kenneth Cukier: *Big Data. Die Revolution, die unser Leben verändern wird*, München 2013, Kapitel 5, «Datafizierung».

²³ Vgl. Ruth Leys: *From Guilt to Shame. Auschwitz and After*, Princeton, Oxford 2007, 137 ff.

«Man is, of all animals, the most voyeuristic. He is more dependent on his visual sense than most animals, and his visual sense contributes more information than any of his senses», betont er.²⁴ Die Schamreaktion besteht vor allem im Abwenden der Augen vor den Blicken anderer, und da das Selbst, wie Tomkins schreibt, im Gesicht, hier wiederum besonders in den Augen, lebt und kommuniziert, kehrt es sich in der Scham gewissermaßen gegen sich selbst, was als eine Art innerer Erkrankung erlebt wird.²⁵ Die Scham ist demnach ein existentieller Modus der Selbstbezüglichkeit, der auf die große Verletzbarkeit des affektiven Gesamtorganismus verweist.²⁶

Mit der Zentralstellung des Gesichts und damit der Sichtbarkeit von Affekten legte Tomkins den Grundstein für die später von seinem Schüler Paul Ekman entwickelte, nun mediengestützte Forschung zur Erkennung von Gesichtsausdrücken und ihrer Operationalisierung. Ekman kam durch seine Studien des nonverbalen Verhaltens beim Stamm der Fore auf Papua-Neuguinea zu dem Schluss, dass sich zumindest die Basisaffekte in universeller Weise durch bestimmte Gesichtsausdrücke zeigen und daher Darwin und nicht etwa Margaret Mead recht hatte. Die bestehenden kulturellen Unterschiede in den «social display rules» (den «Darbietungsregeln»)²⁷ erschweren zwar die Erkennbarkeit der jeweils empfundenen Emotionen, doch lassen sich diese durch die Analyse der «micro-expressions» aufspüren. Da diese für ungeübte Beobachter_innen zu schnell ablaufen, wurde die Medienunterstützung zunächst durch Video, später durch Computer zu einem entscheidenden epistemischen Faktor. Zusammen mit Wallace Friesen präsentierte Ekman 1978 das auf dieser Basis entwickelte Facial Action Coding System (FACS), das schließlich eine der Grundlagen des *affective computing* werden sollte.²⁸

In den 1990er Jahren erfolgten unterschiedliche Zugriffe auf Silvan Tomkins' Grundlagenforschung. Zum einen war die (Wieder-)Entdeckung der Arbeiten Tomkins' durch Eve Kosofsky Sedgwick ein entscheidender Impulsgeber für den *affective turn* in den Kultur- und Medienwissenschaften.²⁹ Für Kosofsky Sedgwick war dabei die Konzeption der Affekte als freie, plastisch modulierbare und an kein bestimmtes Objekt gebundene Größen maßgeblich: «Affect, unlike the drives, has a degree of competency and complexity that affords it the relative ability to motivate the human to greater degrees of freedom. [...] Tomkins even proposes a principle for freedom, suggesting Freud's pleasure principle as the model. He calls it the *information complexity, or <degrees-of-freedom principle>*.»³⁰

Zum anderen griff Rosalind Picard auf das sogenannte Tomkins-Ekman-Paradigma zurück, um Computerprogramme zur automatischen Erkennung menschlicher Emotionen zu entwickeln. In der ersten Nummer von IEEE beschreibt Picard, wie sie auf eine Meldung im Wall Street Journal stößt, worin die Erfindung einer Maschine beschrieben wird, die Emotionen messen könne. Ihr Erfinder: kein Geringerer als Manfred Clynes, Forscher bei der NASA, dem die Einführung der Bezeichnung Cyborg zugeschrieben wird.³¹ Sein

²⁴ Silvan Tomkins: *Affect Imagery Consciousness. The Complete Edition*, New York 2008, 373.

²⁵ Ebd., 359.

²⁶ Vgl. hierzu die Analyse der Rolle der Scham bei Descartes von David Wills: *Automatisches Leben, also Leben*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 4, 2011, 15–30.

²⁷ Paul Ekman: *Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren*, Heidelberg 2010, 5.

²⁸ Zur Kritik der Implementierung von Ekman's Forschungen siehe Anna Tuschling: *The Age of Affective Computing*, in: Angerer, Bösel, Ott (Hg.): *Timing of Affect*, 179–190.

²⁹ Vgl. Angerer: *Vom Begehren nach dem Affekt*, 61–84.

³⁰ Eve Kosofsky Sedgwick, Adam Frank (Hg.): *Shame and its Sisters. A Silvan Tomkins Reader*, Durham, London 1995, 35, Herv. MA/BB.

³¹ Vgl. Manfred E. Clynes: *CYBORG II: Sentic Space Travel*, in: Chris Hables Gray u. a. (Hg.): *The CYBORG-Handbook*, New York, London, 35–42; des Weiteren: *An Interview with Manfred E. Clynes*, conducted by Chris Hables Grey, in: ebd., 43–54.

«Sentograph» sollte die jeweils kleinsten Abweichungen beim Drücken einer Taste messen und diese Daten mit entsprechenden Gefühlslagen wie Freude, Erregung, Traurigkeit usw. korrelieren: «I was amused by this crazy fact.» Picard wird Jahre später durch Marvin Minsky Clynnes vorgestellt und dieser vertraut ihr an, dass er bei der erstmaligen Präsentation seiner Maschine mit lautem Gelächter entlassen wurde («he was literally laughed off the stage»). Sie beschreibt dort weiter, wie sie in den Folgejahren versucht, die Bedeutung von Emotionen zu ignorieren, da sie als hart arbeitende Ingenieurin nicht in den Ruf kommen wollte, sich mit so etwas Unwichtigem wie Emotionen zu beschäftigen: Frauen und Gefühle in der Wissenschaft! Picard überwand diese Widerstände und Ängste und gilt heute als Pionierin der Erforschung von Computer und Emotionen: «Today we know emotion is involved in rational-decision-making and action selection, and in order to behave rationally in real life you need to have a properly functioning emotion system.»³² Dass Picard selbst mit der Gründung der Firma Affectiva inzwischen erste ausgereifte Anwendungen vermarktet – aktuell das «Affdex» genannte Programm zur Decodierung der Gesichtsmimik von Kund_innen –, stellt zudem die gegenwärtige Verflechtung von Technowissenschaft und Ökonomie unter Beweis.³³

«Affect Detection» ohne Macht- und Kontrollkritik?

Was sich in diesen Zugriffen auf Tomkins und Ekman mehr als deutlich ablesen lässt, ist die unterschiedliche Bewertung und Indienstnahme von Affekt – der einmal als Freiheit (von einem eng gefassten Triebssystem sowie der sprachlichen Hegemonie) begriffen wird und zum anderen Neuro- und Kognitionswissenschaften sowie der Computerforschung Einsatzfelder eröffnet, die neue Kontroll- und Adaptionsforschung stimulieren. Die bereits existierenden bzw. sich in Entwicklung befindenden Anwendungen des *affective computing* umfassen neben den Sicherheits- und Überwachungstechnologien (z. B. «deception detection») das elektronisch gestützte Lernen (z. B. «affective tutor»), die Arbeit mit autistischen Menschen, Computerspiele, Robotik und Dienstleistungen im Wellness- und Gesundheitsbereich. So weit die Versprechungen des *affective computing* also gestreut sind, so sehr fällt das fast gänzliche Fehlen kritischer Einwände auf. Das *Oxford Handbook* enthält gerade mal einen einzigen Beitrag über mögliche ethische Probleme.³⁴

Picard selbst hat in ihrem Einführungsband *Affective Computing* die potentiellen Bedenken zwar offensiv diskutiert, sie aber mit wenig überzeugenden Argumenten abgetan. Bezüglich des bedrohlichen Szenarios einer totalen, zentral gesteuerten affektiven Überwachung schreibt sie: «One can imagine some malevolent dictator requiring people to wear emotion <meters> of some sort, to monitor their fun, for example. Emotion control might be achieved both by subliminal influences and by overt requirements to engage in tasks believed to lead to certain emotions.»³⁵ In welchem Ausmaß *affective surveillance*

³² Rosalind W. Picard: Affective Computing. From Laughter to IEEE, in: *IEEE Transactions on Affective Computing*, Vol. 1, Nr. 1, Januar–Juni 2010, 12.

³³ Auf der Homepage www.affectiva.com/technology/ wird explizit auf das von Ekman entwickelte FACS als Grundlage für das Programm hingewiesen, gesehen am 24.2.2015.

³⁴ Roddie Cowie: Ethical Issues in Affective Computing, in: *Oxford Handbook*, 334–348.

³⁵ Picard: *Affective Computing*, 123.



Abb. 1 Siri (Speech Interpretation and Recognition Interface) als «persönliche Assistentin» auf dem iPhone 4s

³⁶ Ebd., 118. Vgl. auch Shazia Afzal, Peter Robinson: Emotion Data Collection and Its Implications for Affective Computing, in: *Oxford Handbook*, 359–370.

³⁷ Vgl. Mathias Fuchs, Sonia Fizek, Paolo Ruffino, Niklas Schrape (Hg.): *Rethinking Gamification*, Lüneburg 2014.

³⁸ Picard: *Affective Computing*, 124.

³⁹ Man kann hier die lange Serie von weiblichen Maschinencodierungen anführen wie etwa Olimpia (in E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann*) und Maria (in Fritz Langs *Metropolis*), wie eine_r der anonymen Gutachter_innen dankenswerterweise angemerkt hat.

⁴⁰ Picard selbst hat nur ausgeführt, dass Frauen mit größerer emotionaler Kompetenz ausgestattet sind, weshalb es logisch sei, affektiv operierende Rechenmaschinen mit der Metapher einer weiblichen Figur zu benennen.

⁴¹ Vgl. Cyberfeminist Manifesto for the 21st Century, www.sterneck.net/cyberfems-matrix/index.php, gesehen am 24.2.2015.

⁴² Sadie Plant: The Future Looms Weaving Women and Cybernetics, in: *Body & Society*, Nr. 3/4, 1995, 45–64.

und Kontrolle zentralisiert ausgeübt werden könnten, war für Picard offenbar noch nicht absehbar. In ähnlicher Weise wird das Problem kleingeredet, das in der Sammlung und Speicherung von «affective information» (bzw. «emotion data») besteht: «Affective information should be treated with respect and courtesy, and its privacy preserved according to the desires of the humans involved.»³⁶ Dass die Vermessung von User_innen durch automatisierte affektsensible Systeme die Erstellung individualisierter «affect databases» nach sich zieht – so z. B. auch intensiviert im Computerspielbereich (Stichwort: Gamification)³⁷ –, sollte jedoch angesichts der Allgegenwart von Hackerangriffen und

Cyberspionage besonders beunruhigen.

Picard stellte ihre Vision jedenfalls in voller Überzeugung als geradezu antithetisch zu Orwells *Big Brother* hin: «Within the family metaphor, the closest image of an affective system is not one of a powerful big brother, but of a pleasing little sister.»³⁸ Mit der Figur dieser kleinen Schwester wird nun allerdings einem Trojanischen Pferd gleich eine lange Tradition von Zuschreibungen (wieder) in die Technikwelt importiert:³⁹ Zuschreibungen von Frauen als helfenden Kräften, von Frauen als unsichtbaren Zuarbeiterinnen, von Frauen als von Natur aus gefühlvolleren Menschen sowie als harm- und anspruchslose Lebensbegleiterinnen, jedoch gleichzeitig auch als (technische) Verführerinnen.⁴⁰ Nur wenige Jahre vor Picards Veröffentlichung war das *Cyberfeministische Manifest*⁴¹ erschienen und eine der Mitverfasserinnen, Sadie Plant, ist dafür bekannt geworden, dass sie den digitalen Raum zum neuen Bewegungsraum für Frauen erklärte: Diese, noch nie in die Geschichte des abendländischen männlichen Subjekts inkludiert, würden heute als die ersten Cyborgs höchst adäquat agieren – rhizomatisch, multifunktionell und technisch absolut instruiert.⁴²

Die Figur der kleinen Schwester ist inzwischen längst in der Realität des Alltäglichen und in der fiktionalen Medienwelt zu Hause: ob als Siri im iPhone⁴³ oder Samantha als Operating System im Film *HER* von Spike Jonze.⁴⁴ Beide «Mädchen» sind Beispiele für die Affekt generierende Seite in diesem Feld, dem die Bilder von zahlreichen kleinen und größeren Schwestern in den 1990er Jahren in der Sci-Fi-Literatur helllichtig vorausgegangen waren.⁴⁵ Doch während Siri ganz in der Tradition des dienstbaren weiblichen Geistes steht, hat Jonze mit Samantha eine Figur geschaffen, die ihrer Programmierung zum Trotz den Dienst quittiert. Zumindest im Phantasma der technologischen Singularität wird somit die jahrtausendealte Matrix der Geschlechter durchbrochen – sehr im Gegensatz zu den Rollenklischees, die gerade auch im IT-Bereich nach wie vor gängig sind, wie die jüngsten Debatten um Sexismus und Feminismus im Computerspiel bewiesen haben.

Ausblick

Die Mehrdeutigkeit der aktuellen Zugriffe auf den Affekt lässt sich unserer Ansicht nach besonders an der Aufmerksamkeit ablesen, mit der neuerdings autistische Menschen bedacht werden. Drei dieser Zugriffe – einen ökonomisch-neoliberalen, einen technisch-normalisierenden und einen ästhetisch-aktivistischen – wollen wir hier in aller Kürze miteinander in Beziehung setzen.

Zunächst fällt auf, dass die Software-Industrie in den letzten Jahren bewusst auf jene Fähigkeiten zurückgreift, die autistischen Menschen schon lange zugeschrieben wurden. Ihre enorme Konzentrationsleistung und Fähigkeit zur Mustererkennung machen sie offenbar zu idealen Softwarefehler-Analysten.⁴⁶ Die neoliberale Wirtschaftsordnung hat entdeckt, dass sich diese zuvor bestenfalls als Inselbegabungen anerkannten Skills gewinnbringend einsetzen lassen.

Von diesem unterscheidet sich ein ebenfalls mit der Software-Industrie in Verbindung stehender Zugriff, der allerdings eine ganz andere Intention verfolgt. Autistische Menschen zählen nämlich schon seit der Veröffentlichung von Picards *Affective Computing* zu den am häufigsten genannten Untersuchungs- und Anwendungsobjekten. Auf welche Weise Computer diesen bei der Differenzierung von emotionalem Ausdruck behilflich sein können, ist nicht zufällig auch im *Oxford Handbook* ausführliches Thema.⁴⁷ Hier waltet ein technischer Zugriff, der neben seinem therapeutischen Anliegen auch einen unverkennbar normalisierenden Zug aufweist. Autistische Menschen sollen lernen, ihre eigenen Affekte sowie diejenigen ihrer Mitmenschen schneller und besser zu erkennen, als es ihnen aus Sicht neurotypischer Menschen möglich ist. Anders gesagt, sollen sie mithilfe technischer Prothesen einen konstitutiven Mangel überwinden lernen.

Es lässt sich jedoch noch ein dritter Zugriff beobachten, der von der Seite der Humanities betrieben wird. So gelten autistische Menschen für die kanadische Philosophin und Choreografin Erin Manning als Beleg dafür, dass sich Wirklichkeitsbezüge auf unterschiedliche Weise herstellen und gestalten und daher jeweils unterschiedlich interpretiert werden müssen. Manning hat – mit Blick auf die Autismus-Aktivistin Amanda Baggs – hervorgehoben, dass sprachliche Kommunikation nur *ein* Weg ist, sich mit der Welt und den anderen zu verständigen – ein anderer wäre anstelle von sprachlicher Bedeutungsproduktion körperliche Responsivität.⁴⁸ Am Beispiel von Baggs' *In My Language*⁴⁹ dekliniert Manning das Spektrum von Affekt, Empfindung und Objektbezug durch, um



Abb. 2 Operating System «Samantha» im Film *HER*, Regie: Spike Jonze, USA 2013

⁴³ Vgl. «Siri versteht, was Du sagst und weiß, was Du meinst», www.apple.com/de/jos/siri, gesehen am 21.2.2015.

⁴⁴ Marie-Luise Angerer: Her Master's Voice. Eine akusmatische Liebesbeziehung von Spike Jonze, in: *Film-Konzepte*, Nr. 37, 2015, 57–66.

⁴⁵ Vgl. Marge Piercy: *The Body of Glass*, London 1991 [dt.: *Er, Sie und Es*, Hamburg 1993]; Melissa Scott: *Trouble and Her Friends*, New York 1994.

⁴⁶ «Software-Konzern SAP stellt Hunderte Autisten ein»: www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/sap-stellt-bis-2020-hunderte-autisten-ein-a-900882.html, dort datiert 21.5.2013, gesehen am 24.2.2015.

⁴⁷ Daniel S. Messinger u. a.: *Affective Computing, Emotional Development, and Autism*, in: *Oxford Handbook*, 516–536; s. auch Rosalind W. Picard: *The Promise of Affective Computing*, in: ebd., 11 f.

⁴⁸ Erin Manning: *Relationscapes. Movement, Art, Philosophy*, Cambridge, Mass., London 2009.

⁴⁹ YouTube-Video «In My Language»: www.youtube.com/watch?v=jnylMi1hl2c, dort datiert 14.1.2007, gesehen am 24.2.2015.

zu zeigen, dass hier von autistischer Seite her ein grundlegend anderes Affektivitätsmuster produktiv gemacht wird. Allerdings geht Manning nicht weiter auf den Umstand ein, dass Baggs mithilfe des Computers ihre Botschaft der Netzwelt kundtut.

Der erste dieser Zugriffe sieht von der Affektivität von Autisten ab, um stattdessen deren perzeptive und kognitive Fähigkeiten gewinnbringend einzusetzen. Der zweite Zugriff macht nun genau diese als mangelhaft dargestellte Affektivität zum Ansatzpunkt seiner Forschung und seiner Anwendungen, um diesen Mangel medientechnisch zu kompensieren. Allein der dritte Zugriff, der sich anders als die beiden zuerst genannten auf *das selbständige Produktivwerden autistischer Menschen* konzentriert, versucht deren andere Affektivitätsstruktur zu würdigen und hieraus weiterreichende ästhetische und epistemische Schlussfolgerungen zu ziehen.

Diese Zugriffe und Kämpfe spielen sich in einem Feld ab, das sich mit dem von Bernard Stiegler geprägten Begriff der «Psychomacht» abstecken lässt. Doch während Stiegler mit der Psychomacht vor allem die manipulativen Zugriffe der Programmindustrien demarkiert (die Kontrolle der Affekte und die Arretierung der Aufmerksamkeit sind hierbei die Leitmotive),⁵⁰ gilt es gerade unter Rückgriff auf Foucaults Machtanalyse daran zu erinnern, dass es durchaus auch eine lustvolle Seite der Macht gibt, die sich nicht auf die repressive Ausübung derselben durch die Verfügenden beschränkt. Gerade an den digitalen Medien und insbesondere an den Affekt- und Psychotechnologien zeigt sich diese lustvolle Produktivität in sinnfälliger Weise. Angesichts dieser neuen Entwicklungs- und Intensivierungsstufe des «Psychotechnischen»⁵¹ ist allerdings danach zu fragen, welche Zugriffe auf das Affektive hierbei vorherrschend sind und welche Alternativen es gibt, die nicht schon immer einer kapitalistischen Bedürfnismatrix gehorchen. Einmal mehr stellt sich also die Frage nach einem Begehren in der Epoche des «affektiven Dispositivs», das imstande ist, diesem Aufgehen in der totalen *Erfassung* eine widerständige *Verfasstheit* entgegenzusetzen – eine Widerständigkeit, die sich auch in einer Sprache widerspiegelt, deren Syntax sich den medientechnischen Anpassungen entzieht.⁵²

⁵⁰ Vgl. Bernard Stiegler: *Symbolic Misery, Volume 1: The Hyperindustrial Epoch*, Cambridge 2014, sowie ders.: *Von der Biopolitik zur Psychomacht*, Frankfurt/M. 2009.

⁵¹ Zu diesem Begriff siehe: Bernd Bösel: Die philosophische Relevanz der Psychotechniken. Argumente für die Indienstnahme eines ambivalenten Begriffs, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, Vol. 38, Nr. 2, 2013, 123–142.

⁵² Vgl. die zunehmend technische Wissenschaftssprache in den (Digital) Humanities.

WENN DATA STIRBT

Grenzen, Kontrolle und Migration

Es ist der 11. Februar 2015 und wieder berichten Zeitungen nach Informationen des UNHCR von mehr als dreihundert toten «Flüchtlingen» vor der italienischen Insel Lampedusa.¹ Die Nachrichten rufen Erinnerungen an die Vorfälle vom 3. Oktober 2013 wach: An diesem Tag ertranken mehrere hundert Migrant_innen in Sichtweite zur europäischen Küste. In der politischen und medialen Öffentlichkeit ist «Lampedusa» seither der Inbegriff für eine humanitäre Katastrophe. Der Präsident des Europäischen Parlaments, Martin Schulz, sagte 2013 noch, «Lampedusa muss ein Wendepunkt für die europäische Flüchtlingspolitik sein»;² EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso beteuerte, er werde «all diese Toten sein Lebtage nicht vergessen»;³ und EU-Innenkommissarin Cecilia Malmström bestätigte: «Das ist das Bild einer Union, die wir nicht wollen».⁴ Aktuelle Berichte reihen sich in diesen Duktus ein, es ist von «Tragödie», «Krise», «Katastrophe» und «Horror» die Rede sowie vom Mittelmeer als «Massengrab» oder «Friedhof».⁵

Die allgemeine Entrüstung über die Toten an den europäischen Außengrenzen scheint sich medial an Schwellenwerten zu entfachen: Bilder von Hunderten von Särgen oder von wenigen Überlebenden ehemals voller Boote münden in Forderungen an die Europäische Union, bessere Kontrolle über die Situation zu gewinnen. Angesichts der Implementierung unterschiedlicher Überwachungsprogramme und Informationssysteme zur Regulierung von Migration nach und in Europa innerhalb der letzten Jahrzehnte bleibt zu fragen, ob die EU tatsächlich zu wenig überwacht und kontrolliert. Beispielhaft sei erwähnt, dass das Budget der Grenzschutzagentur Frontex im Jahr 2014 knapp 98 Millionen Euro betrug.⁶ Nur sieben Tage nach dem Lampedusa-Ereignis 2013 verabschiedete das Europäische Parlament die Eurosur-Richtlinie, die zur Aufnahme des European border surveillance system (Eurosur) am 2. Dezember 2013 führte.⁷ Darüber hinaus führte die EU mehrere Datenbanken und ihre

¹ Bootstragödie: 300 müssen als vermisst gelten, in: UNHCR, dort datiert 12.2.2015, www.unhcr.de/presse/nachrichten/artikel/34b2695fa461068bed5b41f87e11711/unhcr-schockiert-ueber-vermutetes-ausmass-der-boots-tragoedie.html, Hunderte Flüchtlinge erfroren oder ertrunken, in: ZEIT Online, dort datiert 11.2.2015, www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2015-02/lampedusa-fluechtlinge-ertrunken, beide gesehen am 11.2.2015.

² Schulz – Lampedusa muss ein Wendepunkt werden, in: ZEIT Online, dort datiert 24.10.2013, www.zeit.de/news/2013-10/24/d-eu-gipfel-fluechtlinge-schulz-lampedusa-muss-ein-wendepunkt-werden-24193211, gesehen am 10.2.2015.

³ Alex Rühle: Katastrophe ohne Ende, in: *Süddeutsche Zeitung*, dort datiert 30.12.2013, www.sueddeutsche.de/politik/fluechtlingspolitik-nach-dem-lampedusa-bootsunglueck-katastrophe-ohne-ende-1.1852969, gesehen am 10.2.2015.

⁴ Zit. nach Lisa-Marie Heimeshoff u. a. (Hg.): *Grenzregime II. Migration, Kontrolle, Wissen, Transnationale Perspektiven*, Berlin 2014, 10.

⁵ Beispiele hierfür sind mannigfaltig, siehe u. a.: Heribert Prantl: Kein Platz im Boot, in: *Süddeutsche Zeitung*, dort datiert 7.10.2013, www.sueddeutsche.de/politik/fluechtlingspolitik-der-eu-kein-platz-im-boot-1.1788385, gesehen am 11.2.2015.

fortschreitende Vernetzung ein: das Schengener Informationssystem I und II (SIS), das Visa-Informationssystem (VIS), das European Dactyloscopy (Eurodac) und Entscheidungen über Konnektivität und Einsatz bestimmter Daten im Prümer Vertrag.⁸

Tatsächlich hat die EU mit den genannten Programmen ein Überwachungsgefüge etabliert, das die Grenzen der EU immer weiter nach außen und innen ausdehnt und sich durch transnationale Vernetzung auszeichnet, um unterschiedliche Bewegungen der Migration regulieren zu können. Es ist also eindeutig, dass die EU in immer größerem Maße bestrebt ist, mit Überwachungsprogrammen und dem Einsatz von Technologien das Phänomen Migration zu kontrollieren. Die Forderung nach Kontrollmaßnahmen an sich führt also am Problem der Sterberaten vor Lampedusa vorbei. Vielmehr lohnt es sich, den Blick auf die Logik der Kontrolle und der Bevölkerungsregulierung des Grenzregimes der EU zu richten, um beschreibbar machen zu können, wie Migration sowohl dauerhaft medial per Überwachungstechnologie gestaltet wird als auch ereignishaft medial der Öffentlichkeit als «Tragödie» aufscheint.⁹ Die zentrale hier vorgestellte These lautet, dass im Modus der Überwachung und Kontrolle Migrant_innen virtuell aufgebrochen und als Körper-Daten-Hybride wiedervereint werden: Individuen werden di-viduell, der Mensch erhält ein Double oder einen Schatten aus Information und fusioniert damit zu einer technisierten Singularität, die durch Vernetzung räumliche und durch Speicherung zeitliche Entgrenzung erfährt.¹⁰ Dieser Mechanismus ist Teil der Regulierung von Migration im Inneren wie dem Äußeren der EU. Er ändert nicht nur die Beschaffenheit des/der Migrierenden, sondern auch, wie noch zu sehen sein wird, die Textur der Grenze und die Art und Weise der Bevölkerungsregulierung.

Während auf der Ebene der Grenzkontrollpolitik die Informatisierung von Individuen mittels Eurodac, SIS I+II, VIS oder Eurosur für die Steuerung der Migration wichtig ist und auf der Ebene der Repräsentation durch Statistiken und Diagramme ihre mediale Darstellung findet, verfolgen Printmedien oder Fernsehbeiträge eine mediale Rahmung von Migration, die diese technisierten Singularitäten wieder zu einheitlichen Körpern und schicksalsbehafteten Individuen zusammensetzt. Die gebrauchsfähige raumzeitliche Fragmentierung und Entgrenzung der Individuen durch Überwachungstechnologie sowie eine auf Prävention (also Zukünftigkeit) gerichtete Logik der Kontrolle treffen in der Wirklichkeit des Todes auf eine mediale Verschaltung des Körpers als Träger von Narrativen (also Historizität), die verstorbenen Migrant_innen Einzug ins Feld der Repräsentation als Subjekte gestattet. Es gilt demnach zu untersuchen, wie Überwachung und Kontrolle die Verwaltung von Grenzen gestalten, und nach Synergien und Störungskategorien in der eigenartigen Verschaltung unterschiedlicher medialer Rahmungen von Migration zu fahnden, die mit, an und gegen die technisierte Singularität, das Grenzregime und Europa arbeiten.

⁶ Frontex: Amended Budget 2014 N2 [governance document auf frontex.europa.eu], dort datiert 22.10.2014, frontex.europa.eu/assets/About_Frontex/Governance_documents/Budget/Budget_2014_N2.pdf, gesehen am 10.2.2015.

⁷ Regulation No 1052/2013, in: Official Journal of the European Union, dort datiert 6.11.2013, eur-lex.europa.eu/legal-content/EN/TXT/PDF/?uri=CELEX:32013R1052&from=EN, gesehen am 13.1.2015.

⁸ Beschluss des 2007/533/JI Rates, in: Amtsblatt der Europäischen Union, dort datiert 12.6.2007, eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:32007D0533&from=DE, gesehen am 14.1.2015; Council of the European Union: Dokument 5124/7/14, dort datiert 19.12.2014, www.statewatch.org/news/2015/jan/eu-council-prum-implementation-5124-rev7-14.pdf, gesehen am 17.1.2015; Council of the European Union: Report on the technical functioning of the Visa Information System, dort datiert 21.3.2014, www.statewatch.org/news/2014/may/eu-2014-03-eu-lisa-vis-report.pdf, gesehen am 22.1.2015; Council of the European Union: Annual report on the 2013 activities of the Central Unit of Eurodac pursuant to Article 24(1) of Regulation (EC) No 2725/2000, dort datiert 12.6.2014, www.statewatch.org/news/2014/jun/eu-council-eu-lisa-report-10898-14.pdf, gesehen am 11.2.2015.

⁹ Zum Begriff des Grenzregimes vgl. Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*, Bielefeld 2007.

¹⁰ Zum Begriff des Dividuellen vgl. Gilles Deleuze: Postskriptum über die Kontrollgesellschaften, in: ders.: *Unterhandlungen 1972–1990*, Frankfurt/M. 1993, 254–262; Gerald Raunig: *Das Dividuelle Begehren* [Vorlesung anlässlich der Präsentation von «Open» Nr. 19], dort datiert 12.6.2010, www.skor.nl/cgi-sys/suspendedpage.cgi, gesehen am 11.1.2015. Zur Hybridisierung von Körpern und Daten vgl. Fn 27 und 39 in diesem Text.

Grenze – Kontrolle – Data-Double

Gemeinhin werden Sicherheits- und Grenztechnologien in Diskussionen um die sogenannte «Festung Europa» ins Feld geführt. Datenspeicherung, Satellitenüberwachung, Biometrie, Drohnen etc. lassen sich aufzählen, um die Abschottungsbestrebungen Europas eindrücklich zu machen und die Außengrenze als impermeable, hypertechnologisierte Grenzmauer der Festung zu inszenieren. Diese Darstellungspraxis zeigt sich allerdings wenig sensibel für die spezifischen Eigenschaften und Funktionen moderner Grenzen, sie blendet auch die Kraft migrantischer Netzwerke aus, die es immer wieder schaffen, Europas Grenzen durch ihren Übertritt als porös zu entlarven.¹¹ Es macht daher Sinn, von einem Grenzregime zu sprechen, das die Funktionalität von Grenzen als Orte der «biopolitischen Bevölkerungsregulation und Mobilitätskontrolle» fasst.¹² Die Außengrenze der EU ist keine gezogene Linie, sie ist vielmehr das Produkt harter Arbeit. Ganz unterschiedliche Akteur_innen, Orte und Praktiken sind an diesem Prozess der *border work*¹³ beteiligt, sie multiplizieren und dynamisieren das, was als schlichte geografische Grenze begriffen wird. Diese alltäglichen Mikropraktiken werden von Technologien mitgestaltet, sie deterritorialisieren, informatisieren und digitalisieren die Grenze, sie machen aber auch veränderte Funktionsbestimmungen von Grenzen möglich. Grenzen fungieren laut William Walters also eher als Selektionsmechanismus, die, einer Firewall oder Antivirus-Software ähnlich, in- und exkludieren, sich aber immer den Bewegungen an den Grenzen anpassen müssen.¹⁴ Die technologischen Informationssysteme sind so betrachtet das Produkt von Entscheidungsträger_innen und technischen Veränderungen, aber auch das der Migrationsbestrebungen Einzelner, wobei sie die Grenze in ihrer Funktion als Filter und der «differenziellen Inklusion» stützen.¹⁵

Die Einführung mehrerer Datenbanken und Überwachungsprogramme zur Durchsetzung der Grenzen der EU lässt sich am besten unter dem Konzept der *surveillant assemblage* fassen.¹⁶ *Surveillant assemblages* akzentuieren die gestiegene Konnektivität heutiger Informationssysteme. SIS I und II sind ein Informationssystem der Schengen-Staaten zur Personen- und Sachfahndung, das die polizeiliche und justizbehördliche Zusammenarbeit der Mitgliedstaaten der Europäischen Union und assoziierter Staaten, die dem Schengen-Raum angehören, sichern soll.¹⁷ Auch VIS ist eine Datenbank und ein System zum Austausch von Einträgen über Kurzzeitvisa im Schengen-Raum. Es soll Behörden die Identifizierung von Personen und die Überprüfung jeweiliger Visaeinträge erleichtern und beschleunigen. Dabei bildet VIS die Schnittstelle der Nationen, ermöglicht Kommunikation unter ihnen und beinhaltet ein *Biometric Matching System* (BMS) zur automatisierten Überprüfung von Fingerabdrücken. Die Eurodac-Datenbank für Fingerabdrücke von Asylsuchenden (über 14 Jahre) dient der Speicherung und Vermittlung von biometrischen Daten «irregulärer» Migrant_innen und Asylbewerber_innen.¹⁸

¹¹ Vgl. Paolo Cuttitta: Das Europäische Grenzregime: Dynamiken und Wechselwirkungen, in: Sabine Hess, Bernd Kasperek (Hg.): *Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*, Berlin, Hamburg 2010, 23–41.

¹² Heimeshoff u. a. (Hg.): *Grenzregime II*, 16.

¹³ Vgl. Chris Rumford: Theorizing Borders, in: *European Journal of Social Theory*, Vol. 9, Nr. 2, 2006, 155–169. Zu den Grenzpolitiken der EU vgl. Bernd Kasperek: Von Schengen nach Lampedusa, Ceuta und Piräus: Grenzpolitiken der Europäischen Union, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, Nr. 47, 2013, 39–46.

¹⁴ William Walters: *Border/Control*, in: *European Journal of Social Theory*, Vol. 9, Nr. 2, 2006, 187–203, hier 197, 200.

¹⁵ Sandro Mezzadra, Brett Neilson: *Border as Method, or, the Multiplication of Labor*, Durham 2013, 7.

¹⁶ Vgl. Kevin Haggerty, Richard Ericson: *The surveillant assemblage*, in: *British Journal of Sociology*, Vol. 51, Nr. 4, 2000, 605–622. Zur Kritik an der Dominanz von Konzepten des Panoptismus in den Surveillance Studies vgl. David Lyon: *From Big Brother to Electronic Panopticon*, in: ders.: *The Electronic Eye: The Rise of Surveillance Society*, Minneapolis 1994, 57–80; Kevin Haggerty: *Tear down the walls. On demolishing the panopticon*, in: David Lyon (Hg.): *Theorizing Surveillance*, New York, London 2006, 23–45; Majid Yar: *Panoptic Power and the Pathologisation of Vision. Critical Reflections on the Foucauldian Thesis*, in: *Surveillance and Society*, Vol. 1, Nr. 3, 2003, 254–271, online unter library.queensu.ca/ojs/index.php/surveillance-and-society/article/view/3340, gesehen am 04.2.2015.

¹⁷ eu-LISA: *SIS II – 2013 Statistics*, Juni 2014, ec.europa.eu/dgs/home-affairs/what-we-do/policies/borders-and-visas/agency/docs/20140709_sis_ii_stats_2013_public_en.pdf, gesehen am 13.1.2015; Europäische Kommission: *Schengener Informationssystem (SIS II) geht in Betrieb*, dort datiert 9.4.2013, europa.eu/rapid/press-release_IP-13-309_de.htm, gesehen am 13.1.2015.

¹⁸ Eine Analyse des o.g. eu-LISA-Eurodac Reports bietet Chris Jones: *Statewatch Analysis. 11 Years of Eurodac*, www.statewatch.org/analyses/no-235-eurodac.pdf, gesehen am 17.1.2015.

Die Vernetzungsbestrebungen erweitern das europäische Grenzregime zum Teil weit über dessen territoriale Grenzen hinweg. So speisen Botschaften europäischer Staaten weltweit Daten in das Schengener Informationssystem ein, und Drohnen und Satelliten des Eurosur beobachten die Küste Nordafrikas. Von einer ‹Festung Europa› mit harten Kanten kann daher nicht mehr die Rede sein, vielmehr fransen diese in Analogie zur rhizomatischen Qualität der *surveillant assemblage* nach allen Seiten hin aus und bleiben beweglich. Diese Delokalisierung der Grenze bedeutet auch, dass Überwachung und Kontrolle nicht mehr direkt an den Grenzen stattfinden, sondern zu einer Form des *remote control*¹⁹ jenseits des Territoriums, aber auch jenseits üblicher Überwachungsinstanzen (wie Polizei oder Grenzschutz) werden.²⁰ Ebenso geht das Bild eines klaren hierarchischen Blicks im Stile des *Big Brother* an den Realitäten der EU-Überwachung vorbei, vielmehr kann von einer Verflachung von Blickregimen die Rede sein, die auf lokaler, nationaler und transnationaler Ebene simultan operieren und erst in einem dynamischen Austausch Kräfteverhältnisse schaffen. Dies impliziert allerdings nicht eine Demokratisierung von Wissen: SIS I und II, VIS und Eurodac sind allesamt nicht öffentliche Datenbanken, ebenso operiert Frontex weitestgehend intransparent.²¹ Die *surveillant assemblage* der EU operiert mit einer Kontrolllogik, die Überwachung nicht als Motor für die Selbstdisziplinierung von Individuen zu normalisiert-normativen Subjekten initiiert, sondern vielmehr Individuen über Daten verifiziert und identifiziert.²² William Walters schreibt hierzu treffend:

My point is that discipline and the panopticon are specific technologies pertaining to particular historical and social contexts. Consider that NEXUS and DKL are not in the business of individualization, at least not in the sense of encouraging subjects to govern themselves as ‹individuals›. They are in many ways less deep, governing persons rather like baggage, mail, or in the case of LifeGuard, living matter.²³

In der *surveillant assemblage* des europäischen Grenzregimes ist ein Pragmatismus in Bezug auf das Individuum zu beobachten, der je nach Gebrauch differenziert und Institutionen erlaubt, innerhalb von Populationen zu filtern. So ist Eurodac das wichtigste System zur Umsetzung der Dublin-Verordnungen II und III, die das Herzstück der EU-Asylpolitik darstellen und vorgeben, dass Geflüchtete nur in dem EU-Mitgliedstaat Asyl beantragen können, in den sie zuerst eingereist sind. Dieses System wurde entwickelt, um das sogenannte ‹Asyl-Shoppen› zu verhindern, also den Versuch seitens Migrant_innen, in verschiedenen Ländern parallel einen Asylantrag zu stellen und damit die Wahrscheinlichkeit einer Aufenthaltserlaubnis zu erhöhen. Betrachtet man die Filterfunktion von Grenzziehungsprozessen, liefern Datenbanken wie SIS I und II, Eurodac und VIS eine Basis, um Individuen in einzelne Profile oder Risikofaktoren zu unterteilen.²⁴ Es sind diese algorithmischen Bündelungen der sogenannten *dataveillance*²⁵, die Individuen in Teilbereichen erfassen und

¹⁹ Vgl. Virginie Guiraudon, Gallya Lahav: Comparative perspectives on Border Control. Away from the Border and Outside the State, in: Peter Andreas, Timothy Snyder (Hg.): *The Wall Around the West. State Borders and Immigration Controls in North America and Europe*. Boston 2000, 55–81.

²⁰ Vgl. Peter Adey: Borders, identification and surveillance. New regimes of border control, in: Kristie Ball, Kevin Haggerty, David Lyon (Hg.): *Routledge Handbook of Surveillance Studies*, New York, London 2012, 193–201, hier 197 ff.

²¹ Vgl. Bernd Kasperek: Laboratorium, Think Tank, Doing Border: Die Grenzschutzagentur Frontex, in: Sabine Hess, Bernd Kasperek (Hg.): *Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*, Berlin, Hamburg 2010, 111–126.

²² Vgl. Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M. 1976; Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt/M. 1987.

²³ Walters: *Border/Control*, 198.

²⁴ Vgl. Elspeth Guild: International Terrorism and EU Immigration, Asylum and Borders Policy: The Unexpected Victims of 11 September 2001, in: *European Foreign Affairs Review*, Vol. 8, 2003, 331–346; Amade M'charek, Katharina Schramm, David Skinner: Topologies of Race: Doing territory, population and identity in Europe, in: *Science, Technology, & Human Values*, Vol. 39, Nr. 4, 2014, 468–487.

²⁵ Vgl. David Lyon: The Search for Surveillance Theories, in: ders. (Hg.): *Theorizing Surveillance*, New York, London 2006, 3–20.

eine funktionalisierende Wirkung entfalten, indem sie Populationen in <Risiko-
gruppen> einteilen. Nicht nur biografische Informationen wie (bereits verfass-
te) Asylanträge werden gespeichert: VIS und der Prümer Vertrag arbeiten mit
DNA und biometrischen Daten und übersetzen so die Körper von Migrant_
innen in Information. Kevin Haggerty und Richard Ericson nennen das Pro-
dukt dieser Hybridisierung ein «*data double*»: «a new type of body, a form of
becoming which transcends human corporeality and reduces flesh to pure in-
formation».²⁶ Die Produktion von Data-Doubles oder auch *data shadows* bewegt
sich nicht auf der Ebene der Repräsentation, sondern sie sind als Amalgamie-
rungen von Körpern und Daten eine materiell-virtuelle Größe.²⁷ Das Individu-
um wiederum wird individuell, je nach Algorithmus erweitert, zerstückelt und in
data flows formiert.

Grenztechnologien produzieren also auf der einen Seite materiell-virtuelle
Dividuen, die konstituierend sind für neue Formen der Subjektivierung, und
liefern auf der anderen Seite in ebendiesem Prozess die Bedingung für eine ob-
jektivierende Praxis des Ein- und Ausschlusses anhand selektiver Rahmungen.
Um das Konzept des Profiling fortzuführen, bedeutet dies auch, dass z. B. mit-
tels biometrischer Verfahren die Grenze selbst in die Körper der Migrant_in-
nen eingeschrieben wird. Grenzkontrolle geschieht nicht mehr allein an der
Peripherie: Durch Verifizierung und Identifizierung, etwa mittels der Eurodac-
Datenbank, kann sich die Grenze nahezu jederzeit innerhalb des Schengen-
Raums durch eine Kontrolle manifestieren.²⁸ VIS dient der Suche nach *visa*
overstayers, also der Ermittlung auslaufender Visa von Angehörigen von Dritt-
staaten mittels biometrischer Datenspeicherung, und ist das gängigste Bei-
spiel für Kontrolle und Überwachung im Inneren und für den Körper als Trä-
ger der Grenze. Louise Amoore hat für diesen Vorgang das Konzept *biometric*
borders entwickelt. Die biometrische Grenze signalisiert

[...] a significant turn to scientific and managerial techniques in governing the
mobility of bodies; and an extension of biopower such that the body, in effect, be-
comes the carrier of the border as it is inscribed with multiple encoded boundaries
of access.²⁹

Auf temporaler Ebene reguliert die Ausdifferenzierung des technologischen
Grenzregimes Migrant_innen durch eine Virtualisierung, die mitunter mit
dem vermeintlichen Versprechen der kalkulierbaren Eindämmung zukünftiger
Risiken einhergeht. Gespeicherte Daten machen längst vergangene Handlun-
gen aktuell, Fingerabdrücke identifizieren vergangene Taten mit dem Körper
(an) der Grenze und finden ihre Bündelung in Profilen, die im Rückgriff auf
ihnen zugewiesene Gefährdungspotenziale über Zukünftigkeiten entschei-
den. Die räumliche Entgrenzung von Migrant_innen durch Informatisie-
rung – ihre technologisierte Singularisierung durch ein Data-Double – wirkt
umgekehrt einschränkend auf ihre Mobilität.³⁰ Die graduelle Expansion des
EU-Grenzregimes bis weit in umliegende Staaten hinein sowie die allgemeine

²⁶ Haggerty u. a.: *The surveillant assemblage*, 613.

²⁷ Vgl. Irma van der Ploeg: *The body as data in the age of information*, in: Kristie Ball, Kevin Haggerty, David Lyon (Hg.): *Routledge Handbook of Surveillance Studies*, New York, London 2012, 176–185.

²⁸ Vgl. Dennis Broeders: *The New Digital Borders of Europe. EU Databases and the Surveillance of Irregular Migrants*, in: *International Sociology*, Vol. 22, Nr. 1, 2007, 71–92; Didier Bigo, Elspeth Guild: *Policing in the Name of Freedom*, in: dies. (Hg.): *Controlling Frontiers. Free Movement into and within Europe*, Aldershot 2005, 1–13; Adey: *Borders*, 194 ff.

²⁹ Louise Amoore: *Biometric borders: Governing mobilities in the war on terror*, in: *Political Geography*, Nr. 25, 2006, 336–351, hier 348.

³⁰ Vgl. M'charek: *Topologies of Race*; Amoore: *Biometric Borders*; Elspeth Guild: *Moving the Borders of Europe*. Inaugural Lecture Universität Nijmegen, 2000, cmr.jur.ru.nl/cmr/docs/oratie.eg.pdf, gesehen am 3.2.2015.

Total successful transactions* to the Eurodac Central Unit in 2013 per Member State

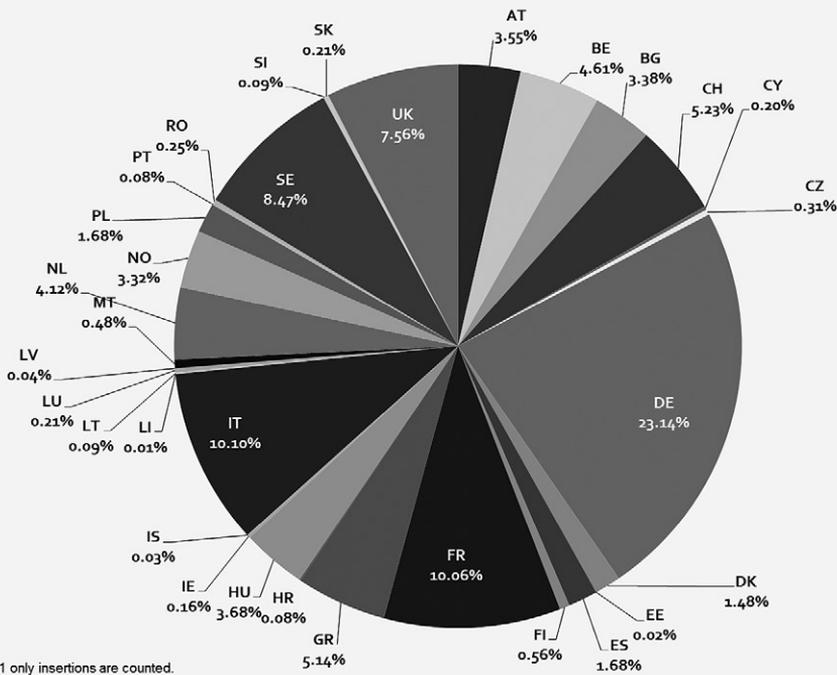


Abb. 1 Prozentuale Einspeisungen von Fingerabdrücken von Asylbewerber_innen über 14 Jahre in die Eurodac-Datenbank pro Land

Delokalisierung der Grenze via technologischer Vernetzung und Inkorporierung wirken paradoxerweise gerade hierdurch stabilisierend auf die Durchsetzung der Grenze als Grenze.

Sterben als Störfall

Die Konstitution des Phänomens Migration über Überwachungstechnologien findet in öffentlichen Diskursen ihre Verfestigung, wird aber auch darin transparent oder gestört. An der oben angerissenen Darstellung öffentlicher Debatten zu Lampedusa zeigt sich, dass die mediale Rahmung von Migration seitens des Fernsehens, des Radios oder der Printmedien zunächst einer anderen Darstellungspraxis angehört. Gewonnene Daten der nicht öffentlichen Datenbanken von Agenturen wie eu-LISA werden nüchtern in Diagrammen, Zahlen und Listen veröffentlicht und geben Aufschlüsse über Migration in der EU (Abb. 1). Ebendiese Zahlen finden sich z. B. auch in Reden von Politiker_innen wieder. Der öffentliche Diskursraum ist in seiner funktionalen Rahmung von Migrant_innen nach Nutzer_innenprofilen den Überwachungstechnologien zunächst nicht unähnlich, gestaltet dieser ebenfalls die Polarisierung der Migration in *villains* und *victims* mit. Debatten um <massenhafte Tode auf Lampedusa> und <massenhafte Überflutung der Grenzanlagen in Ceuta

und Melilla> zeigen diesen Duktus. Während allerdings Zahlen seitens eu-LISA und Frontex zu Abschiebungsraten, *push-back*-Aktionen oder der immer größeren technischen Ausgestaltung des Grenzregimes (die Migrant_innen zwingt, immer gefährlichere Routen über das Mittelmeer nach Eu-



Abb. 2 Journalisten fotografieren und filmen Särge von ertrunkenen Migrant_innen nach einem Schiffsunglück vor Lampedusa, 2013

ropa zu beschreiten) Tode an den Außengrenzen implizit in sich tragen, zwingt die Sichtbarkeit des Todes, sofern sie eine gewisse Schwelle erreicht hat, in weiteren medialen Rahmungen zu anderen Visualisierungen. Der qualitative Unterschied besteht mitunter darin, dass Ereignisse wie die vor Lampedusa ein anderes mediales Blickregime bedienen: Betrauerbares Leben wird nicht als Statistik oder Diagramm dargestellt.³¹ Die kulturell geprägte Rahmung des Todes sieht Bilder von Särgen, betroffenen Politiker_innen und weinenden Angehörigen vor (Abb. 2). Dabei überschreibt die Inszenierung der Tode als erschütternde Momente, dass das Sterben von Migrant_innen leider eher die Regel als die Ausnahme ist. So weisen die medialen und politischen Inszenierungsweisen von Ereignissen wie denen vor Lampedusa als «Krisen» und «Tragödien» eine immense Produktivkraft auf für die Legitimation weiterer Technisierungs- und Vernetzungsbestrebungen seitens der Grenzkontrollpolitik. Laut Lisa-Marie Heimeshoff, Sabine Hess, Stefanie Kron, Helene Schwenk und Miriam Trzeciak recodiert das Einstimmen auf eine humanitäre Bestürzung das Grenzregime selbst und führt zu einer Politik der Ad-hoc-Entscheidungen. Die Autor_innen argumentieren, dass

[...] sich die institutionell-politischen Akteur_innen des Grenzregimes humanitärer Diskurse bedienen und jede_n Tote_n in ein Argument für restriktivere Maßnahmen verwandeln. So weisen auch, entgegen allen emotionalisierten Beteuerungen, die konkreten Maßnahmen, welche nach den Todesfällen von Lampedusa Anfang Oktober 2013 eingeleitet wurden, auf weitere Restriktionen des europäischen Grenzregimes hin. Dies ist die eigentliche Tragödie.³²

Es zeigt sich, dass, obwohl Ereignisse wie die vor Lampedusa auf eine Veränderung der Grenzpolitiken hoffen ließen, sich eher das Gegenteil einstellte. Dies nicht nur, weil die humanitäre Inszenierung von Lampedusa als «Tragödie» sich als Katalysator für weitere Überwachungsprogramme nutzbar machen ließ, sondern auch, weil die mediale Rahmung von Migrant_innen als namenlose «Flüchtlinge» genau genommen eine weitere Objektivierungsform in sich trägt: Sie blendet aus, dass Migrant_innen auch aus freier Entscheidung heraus den Weg nach Europa angetreten sind.³³

Ungleich vielen Migrant_innen auf dem Weg in die EU erhalten Individuen erst mit ihrer Bewegung in eine administrative Grenzzone ein Data-Double

³¹ Zum Zusammenspiel von betrauerbarem Leben und Politik vgl. Judith Butler: *Gewalt, Trauer, Politik*, in: dies.: *Gefährdetes Leben. Politische Essays*, Frankfurt / M. 2005, 36–69; Judith Butler: *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*, Frankfurt / M., New York 2010 [2009].

³² Heimeshoff u. a. (Hg.): *Grenzregime II*, 10.

³³ Vgl. Sandro Mezzadra: *The Right to Escape*, in: *Ephemera. Theory and Politics in Organisation*, Vol. 4, Nr. 3, 2004, 267–175.



Abb. 3 Refugee-Aktivist_innen protestieren auf dem Dach der ehemaligen Gerhart-Hauptmann-Schule in der Ohlauer Straße, Berlin

Diese konstituierende Macht der Grenze ist jedoch ein funktionales Beiproduct der biopolitischen Regulierung des Lebens in Europa über die Kontrolle von Wahrscheinlichkeiten.³⁴ In der Gestaltung des Lebens innerhalb der EU als einem freiheitlichen, sicheren und rechtlichen Raum sind Grenzen die regulierenden Bereiche der Risiken für das Leben ebenjener Bevölkerung mittels Premediation. Dieser Bezug auf das Leben produziert die Mechanismen des Grenzregimes, in denen Migrant_innen sich fragmentarisch und materiell-virtuell als Träger_innen der Grenze formieren. Jenseits dieser Dividualität kommt der Tod allerdings als je individuelles, gesellschaftliches Problem auf und zeigt, wie gerade der Körper dieser gebrauchsfähigen Fragmentierung widersteht.³⁵ Genau in diesem Sinne sehen sich Migrant_innen in ihren politischen Kämpfen innerhalb der EU auf ihre Körper verwiesen. Ein Beispiel stellen die Geschehnisse an der ehemaligen Gerhart-Hauptmann-Schule in der Ohlauer Straße in Berlin im Sommer 2014 dar, als mehrere Migrant_innen sich im Zuge der *Refugee Movement*-Bewegung der Räumung der besetzten Schule widersetzen, um ihren politischen Forderungen Gehör zu verschaffen. Angesichts des massiven Polizeiaufgebots, das ihren <Auszug> begleiten sollte, drohten einige von ihnen damit, sich vom Dach der Schule zu stürzen, würde ein Versuch unternommen, das Gebäude endgültig zu räumen, um Migrant_innen in entlegenen Heimen unterzubringen. Dieser Kampf um Sichtbarkeit und Gehör legte die lokale Politik für Wochen lahm und entfaltete so einen mikropolitischen Skandal in Kreuzberg und in der medialen Öffentlichkeit (Abb. 3). Die vermeintliche Aporie, in der Politiker_innen sich wähten, und die daraus folgende Entscheidungslosigkeit über Tage hinweg ergaben sich aus der materiell-virtuellen Zusammensetzung der Menschen auf dem Dach: Die inkorporierte Grenze durch ein Data-Double verhinderte die vollwertige Inklusion in die EU, während ihre potenzielle Endlichkeit als lebendige Organismen es der Berliner Politik unmöglich machte, ihr Sterben vor den Augen einer breiten Öffentlichkeit zuzulassen. Im biopolitischen Sinne gilt für diese Migrant_innen als Körper-Daten-Hybride: weder «leben machen» noch «sterben lassen».³⁶ An diesem Fall lässt sich

³⁴ Zur biopolitischen Bevölkerungsregulierung vgl. Michel Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*, Frankfurt/M. 2004; Michel Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik*, Frankfurt/M. 2006.

³⁵ Vgl. Tanja Prokić: *Kritik des narrativen Selbst: Von der (Un)Möglichkeit der Selbsttechnologien in der Moderne. Eine Erzählung*, Würzburg 2011, 181 ff.

³⁶ Michel Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975–76*, Frankfurt/M. 1999, 276–305, hier 277.

auch ablesen, wie die öffentlichen Medien zur Beobachtung zweiter Ordnung werden, da sie Migration als Bewegung von Individuen und menschlichem Leben deutlich werden lassen und die technische Handhabung der Migration seitens nicht öffentlicher Datenbanken offenbar machen. Vielleicht liegt genau hierin auch ein Irritationsmoment von Ereignissen wie denen vor Lampedusa. Die Körper der Migrant_innen, die mitunter in Datenwolken schweben, werden zu Körpern von Gewicht in der rauen Wiederkehr als Tote im Mittelmeer.

DIGITALE SELBSTVERMESSUNG

Verdatung und soziale Kontrolle

Gamification und Selbstkontrolle

Mikrosensorische Aufzeichnungs- und Speichermedien wie die Fitness-Devices Endomondo Pro, Runkeeper, Runtastic, Nike+ Running, miCoach, MapMyRun sind nur einige von zahlreichen auf dem Markt befindlichen Gadgets, die individuelle Körperpraktiken in ein dichtes Netzwerk quantifizierender Verdatung überführen. Der Begriff der Verdatung bezeichnet mediale Verfahren und Praktiken, die für die Speicherung und Verarbeitung personenbezogener Wissensbestände eingesetzt werden. In diesem Zusammenhang bedienen sich Fitness-Apps einer Vielzahl von Techniken und Medien. Sie entwickeln Handlungsanweisungen und Orientierungswissen, die das Monitoring und Mapping körperlicher Aktivitäten mit Körperdisziplinierungen und Selbstpraktiken verknüpfen, und erstrecken sich von statistischen Auswertungen mittels Kurven, Korrelationen, Prozentwerten, Balkendiagrammen und Tabellen vom Coaching bis zu Fitness-Testverfahren und detaillierten Plänen zur Gewichtsreduktion. Die Verdatung von Körper- und Verhaltensfunktionen zielt auf die Herstellung eines Individuums «that becomes a knowable, calculable and administrable object».¹ Dabei durchlaufen die Kulturtechniken des Messens unterschiedliche Verfahren, um Individuen und ihre Körper in Zahlen oder Einheiten zu verwandeln: «Quantification relies on data collection, followed by visualization of this data and cross-referencing, in order to discover correlations, and provide feedback to modify behaviour».²

Die Fitness-Tracker sind mit einer Vielzahl von Aktivitätssensoren ausgestattet, um sportliche Leistungen und körperliche Befindlichkeiten in Echtzeit vermessbar zu machen. Ihre Messdaten umfassen zurückgelegte Distanzen, Zeit, Geschwindigkeit, Herzfrequenz, Hydration, Kalorienverbrauch u. a. m. Vor seiner Inbetriebnahme muss das physikalische Trägermedium zunächst auf seinen Nutzer abgestimmt werden, der aufgefordert wird, mit seinen Körperdaten einen personenbezogenen Vermessungsvorgang einzuleiten: Schrittlänge, Größe, Gewicht und Alter bilden Profildaten zur Verbesserung der Reliabilität

¹ Elizabeth Shove, Mika Pantzar, Matt Watson: *The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How it Changes*, London 2012, 17.

² Jennifer R. Whitson: *Gaming the Quantified Self*, in: *Surveillance and Society*, Nr. 11, 2013, 163–176, hier 167.

der Daten. Die durch die Fitness-Devices erhobenen biometrischen Daten können von ihren Nutzern mittels numerischer Messgrößen und Datenvisualisierungen erschlossen und zum Zweck der Selbstformung und Selbstdarstellung angeeignet werden. Dank stabiler und schneller werdender Mobilfunknetze sind viele Menschen mit ihren mobilen Endgeräten zudem permanent mit dem Internet verbunden, was der Konnektivität einen zusätzlichen Schub verleiht.

Die *wearables* der Selbstvermessung (z. B. Smartwatches, Datenbrillen oder Aktivitäts-Tracker) entfalten ihren informationsästhetischen Mehrwert aber erst in Verbindung mit der Einrichtung von *ludic interfaces*, die hergestellt werden, um die Datenvisualisierungen mit spieltypischen Elementen und Mechaniken anzureichern.³ Die spielerischen Umgebungen der Tracking-Tools werden mit dem Ziel, das Verhalten von Menschen zu beeinflussen, gleichermaßen für die Wissensvermittlung (*game-based learning*) und die Nutzungsmotivation der User eingesetzt.⁴ Ein zentrales Element der Vermittlung spieleähnlicher Anwendungen, die mit Technologien und Design aus dem Unterhaltungssoftwarebereich entwickelt werden, stellt das Dashboard dar. Es sorgt nicht nur für eine übersichtliche Auswertung der erhobenen Daten, sondern ermittelt auch Normabweichungen, Leistungsunterschreitungen oder erreichte Zielvorgaben. Das Dashboard, das in Browser-Anwendungen erreichbar ist, bündelt mehrere funktionale Elemente der digitalen Selbstvermessung:

1. Es stellt eine Anzeige im Sinne einer Mensch-Maschine-Schnittstelle dar, versammelt operationalisierbare Körperdaten in Echtzeitübertragung und macht sie mittels bildgebender Verfahren der popularisierenden Informationsvisualisierung evident. Die Daten werden bilddidaktisch in navigatorischen Geovisualisierungen, thematischen Kartografien, Balkendiagrammen respektive tabellarischen Rangordnungen und in anwendungsnahen Use-Case-Diagrammen in Form von Tachometern, Thermometern, Ampel- und Scoring-Säulen dargestellt. Um die Lesbarkeit der jeweiligen Zahlenwerte zu erleichtern, sind numerische Repräsentationen oft mit didaktischen Annotationen versehen, die grafisch, farblich, figurativ oder akustisch aufbereitet werden. Damit werden die Daten zusätzlich vermittelt und in überschaubare und hierarchisch geordnete Grenzzonen, Zielbereiche oder Mittelwerte eingebettet.
2. Das Dashboard fungiert auch als eine mediatisierte Datenbank, archiviert die personalisierten Körperdaten und ermöglicht die statistische Evaluation von durchschnittlichen Leistungswerten in Korrelation mit dem Benchmarking von Orientierungs- oder Zielgrößen, die individuell oder auch in Gruppenbeziehungen dargestellt werden können. Mit den Datenbankfunktionen des Dashboard können Fitness- und Gesundheitsdaten operativ verwaltet und miteinander vernetzt werden: Gewicht, Körperfettanteil, Herzfrequenz, Kalorienverbrauch, Blutdruck oder Blutzuckerwerte und die Aufnahme von Nahrungsmitteln und Wasser können in die Bio-Datenbank integriert werden.

³ Deborah Lupton: *Self-Tracking Modes: Reflexive Self-Monitoring and Data Practices*, Canberra 2014, 12.

⁴ Sebastian Deterding u. a.: *Gamifying Research: Strategies, Opportunities, Challenges, Ethics*, in: *Proceedings of the 33rd Annual ACM Conference. Extended Abstracts on Human Factors in Computing Systems*, New York 2015, 2421–2424.

3. Das Dashboard fungiert außerdem als offenes Kontrollmedium und verweist damit auf den Aspekt der subjekttransformativen Selbstpraktiken, wenn es etwa darum geht, die Überbietung oder das Verfehlen von vereinbarten Leistungszielen aufzuzeigen, um Verhaltensänderungen zu monieren.

Mit Ian Bogost lässt sich diese Art der körper- und verhaltenscodierenden Anweisungen und Empfehlungen als «prozedurale Rhetorik»⁵ beschreiben. Bogost rekurriert mit Janet Murray⁶ auf die spielerische Konstruktion eines Start- und Zielszenarios, das es dem Spielenden erlaube, sich innerhalb definierter Vorgaben zu verwirklichen: «The player literally fills in the mission portion of the syllogisms by interacting with the application, but that action is constrained by the rules.»⁷ Neben den bilddidaktischen Vereinfachungen ihrer Informationsanalyse ist das entscheidende Grundproblem der von Bogost beschriebenen Gamification von medialen Anwendungen in der asymmetrischen Beziehung zwischen menschlichen und nicht menschlichen Akteuren zu suchen. Die Spielregeln sind einseitig programmiert und können von den Nutzern nur ausgeführt, selbst aber nicht mehr modifiziert werden, um den Aufbau und den Verlauf des Spieles zu beeinflussen.

Mit seiner Ausrufung eines «ludic turn»⁸ räumt Joost Raessens dem Spielenden einen zentralen Stellenwert in postmodernen Gesellschaftsstrukturen ein. Diesem Protagonisten der Gegenwartsgesellschaft verleiht er den Status eines «Homo Ludens 2.0»⁹ und setzt damit eine anthropologische Konstante, welche die heterogenen Praktiken des Spielens sozial und kulturell entdifferenziert. Die Gamifizierung der digitalen Environments mag zwar für divergierende Interessen einen gemeinsamen Bezugspunkt darstellen, etabliert aber in derselben Weise neue Asymmetrien in sämtlichen Bereichen der spielerischen Mediennutzung. In diesem Zusammenhang verweisen Kritiker der Gamification auf die autoritären Strukturen spielerischer Environments und persuasiver Interaktion und machen die strategischen Zusammenhänge zwischen technischer Infrastruktur, Datenakkumulation und ökonomischer Verwertbarkeit sichtbar.¹⁰

Die Annahme, dass man mit sogenannten *badges* (Abzeichen) seine Errungenschaften «erspielen» kann, verweist aber letztlich weniger auf eine freiheitliche und selbstbestimmte Art und Weise des Spielens, sondern vielmehr auf die Vorstellungen von Marketingmanagern, das Gameplay mit bestimmten Unternehmenszielen zur Deckung zu bringen. Folglich können *badges* nur dann erworben werden, wenn ein bestimmter Wert als Zielvorgabe erreicht wird. Diese in Szene gesetzten Leitwerte werden nicht nur genutzt, um Verhalten als veränderbar zu plausibilisieren, sondern fordern von den Nutzern eine technische Anpassungsleistung, sich an den Messwerten abzuarbeiten.¹¹ Der Zielwert firmiert weniger als Maß der individuellen Selbstverwirklichung, sondern vielmehr als ein formales Handlungsdiktat, das erst dann seine Befehlsform aufgibt, wenn sein vorgeschriebener Zielwert erreicht wird. Adrian

⁵ Ian Bogost: *Persuasive Games. The Expressive Power of Videogames*, Cambridge, Mass. 2007, 9.

⁶ Janet H. Murray: *Hamlet on the Holodeck. The Future of Narrative in Cyberspace*, Cambridge, Mass. 2000, 71. Den Bezug zu Praktiken der Selbstvermessung stellt der Autor dieses Textes her.

⁷ Bogost: *Persuasive Games*, 34.

⁸ Joost Raessens: *Homo Ludens 2.0. The Ludic Turn in Media Theory*, Utrecht 2012, 13.

⁹ Ebd.

¹⁰ Carolin Gerlitz, Anne Helmond: *The Like Economy. Social Buttons and the Data-intensive Web*, in: *New Media & Society*, Vol. 15, 2013, 1348–1365; Carolin Gerlitz: *Die Like Economy*, in: Oliver Leistert, Theo Röhle (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, Bielefeld 2011, 101–122.

¹¹ Vgl. Whitson: *Gaming the Quantified Self*.

Rosenthal, leitender Angestellter bei MSL Germany, schreibt in deren Blog unter dem Titel *Self Tracking* über die formale Autorität der Strukturvorgaben spielerischer Gratifikationen:

Um mein Tagesziel von 3.800 Fuelpunkten zu erreichen, bin ich schon vor Mitternacht noch 20 Minuten auf der Stelle gerannt. Zudem achte ich bewusster darauf, mehr zu gehen bzw. zu laufen: Wäre ich früher nicht auf die Idee gekommen, 30 Minuten zu einer Verabredung zum Abendessen zu laufen, mache ich das mittlerweile regelmäßig.¹²

Diese Selbstbeschreibung verdeutlicht, dass von Nutzern das Abarbeiten von Zielvorgaben und die formale Einhaltung von Spielnormen über die subjektbezogene Verhaltensänderung gestellt werden, die darauf abzielt, dass Subjekte ihr gesamtes Alltagshandeln reflektieren und umstellen.

Im Folgenden möchte ich die Subjektivierungsprozesse näher betrachten, die sich aus der Überlagerung von Messtechnik, Informationsarchitektur und körperlichen Praktiken herausbilden. In diesem Zusammenhang kann die These gestärkt werden, dass der gesellschaftlichen Akzeptanz einer dauerpräsenten Verdichtung des menschlichen Körpers eine Verlängerung medialer Technologien ins Subjekt zugrunde liegt. Die von den Nutzern verwendeten Formen technischer Aufzeichnung und Verbreitung überschreiten die Handlungsanweisungen der Gadgets, indem sie die Self-Tracking-Devices auch für datenbasierte Selbstinszenierungen umfunktionieren. Denn die erweiterten Anwendungen der Fitness-Devices beinhalten unterschiedliche Medien der Selbstdokumentation. Dabei handelt es sich um Tagebücher, kalendarische Medien, Chroniken und Kurvendiagramme, die Maßeinheiten und Orientierungsparameter für die individuelle Bilanzierung schaffen und den Nutzern einen «Spielraum der «Selbstpraxis»»¹³ eröffnen.

Sebastian Deterding hat den Begriff der «Gamification» maßgeblich geprägt. Seine viel zitierte Definition meint die «Eingliederung» von spielerischen Elementen und Funktionen in nicht spielerische Kontexte, alltägliche Prozesse und Objekte.¹⁴ Diese «Eingliederung» des Spiels in die Lebenswirklichkeit der Nutzer wurde von Ian Bogost als strategische Finte eines «marketing bullshit» gebrandmarkt, «to capture the wild, coveted beast that is videogames and to domesticate it for use in the grey, hopeless wasteland of big business.»¹⁵ Die Gamifizierung verläuft aber nicht als ein eindimensionales und lineares Popularisierungsprogramm,¹⁶ das gleichsam von «oben» nach «unten» verordnet und durchgesetzt wird, sondern eröffnet prozessorientierte Spielräume, die im Aushandlungsprozess der beteiligten Akteure und ihrer divergierenden «Rollen» und «Interessen» am Spiel situativ und selektiv entstehen.¹⁷ Wenn der Anspruch besteht, Self-Tracking nicht als bloße Ausführung überindividueller Normen oder passiver Aneignung zu verstehen, ist es notwendig, einen differenzierten Begriff sozialer Praxis zu entwickeln. Dieser räumt den Individuen die grundlegende Möglichkeit ein, sich als reflektierende Subjekte im Mediengebrauch

¹² Adrian Rosenthal: Ich tracke, also bin ich – Wie das Nike Fuelband mein Verhalten verändert, in: MSL Notizblog, dort datiert 7.3.2014, www.msigroup.de/blog/self-tracking, gesehen am 20. 06. 2015.

¹³ Jörg Dünne, Christian Moser: *Automedialität. Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien*, München 2008, 13.

¹⁴ Sebastian Deterding u. a.: From game design elements to gamefulness. Defining «gamification», in: *Proceedings of the 15th International Academic MindTrek Conference: Envisioning Future Media Environments*, New York 2011, 9–15, online unter dl.acm.org/citation.cfm?doi=2181037.2181040, gesehen am 30.6.2015.

¹⁵ Ian Bogost: Gamification is Bullshit: My position statement at the Wharton Gamification Symposium, in: bogost.com, dort datiert 8.8.2011, bogost.com/writing/blog/gamification_is_bullshit, gesehen am 30.6.2015. Vgl. die kritische Entgegnung von Janet H. Murray: An example of gamification that isn't bullshit, in: inventingthemedium.com, dort datiert 6.5.2013, inventingthemedium.com/2013/05/06/an-example-of-gamification-that-isnt-bullshit, gesehen am 20. 06. 2015.

¹⁶ Vgl. Ramón Reichert: Governmentality Studies. Grundlagen- und Methodenprobleme, in: *Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst*, Nr. 2, 2001, 2–9, hier 3f.

¹⁷ Michael Callon: Some Elements of a Sociology of Translation. Domestication of the Scallops and the Fishermen of St Briec Bay, in: John Law (Hg.): *Power, Action and Belief. A New Sociology of Knowledge*, London 1987, 196–233.

zu entwerfen. Diese Sichtweise sorgt dafür, dass die Anwendungen als offen für ihre Umkehrung oder Veränderung gedacht werden können. Versteht man Gamification nicht als einen sozial verdeckten Dezsionismus von Spielregeln und Anordnungen, sondern als einen wechselseitigen, multilateralen und verteilten Effekt der Netzwerkdynamik, dann können die spielerischen Elemente und Funktionen der digitalen Fitness- und Gesundheitsanwendungen als *boundary objects*¹⁸ freigelegt werden, die Möglichkeitsbedingungen von Kommunikation entwickeln und dabei festgelegte Bedeutungskontexte transformieren können: «Boundary objects are one way that the tension between divergent viewpoints may be managed. [...] The tension is itself collective, historical, and partially institutionalized.»¹⁹ Das Analysewerkzeug der *boundary objects* erlaubt es, den Handlungsdeterminismus in Kommunikationsprozessen aufzubrechen und alle möglichen Übersetzungen und Vermischungen digitalisierter Körperlichkeit in Betracht zu ziehen, die von den gelegentlichen *boundary objects* im Gestus einer losen Kopplung zusammengehalten werden.²⁰ In diesem Sinne kann etwa gefragt werden, inwiefern die Vermittlungen von Biodaten Grenzobjekte (z.B. numerische Notationen, Geovisualisierungen, digitale Objekte, Computerprogramme) hervorbringen, welche die funktionalen Interessen der Beteiligten repräsentieren. Als gemeinsame Referenzpunkte etablieren die Grenzobjekte eine gemeinsam geteilte und stabile Ordnung von Informationen und unterstützen die Verhandlungen und Wissenstransformationen, wenn es darum geht, Self-Tracking im Kontext von verständigungs- und verstehensorientierten Kommunikationskulturen zu vermitteln (die diesbezügliche Bandbreite reicht von Dashboard-Anwendungen bis zu Online-Foren). Schließlich können das «Aufleveln» oder das «Score-Hunting» innerhalb der gamifizierenden Informationsästhetik als bereits ausverhandelte Durchgangspunkte in einem verhaltensmoderierenden Orientierungsraum beschrieben werden, die unterschiedliche Anwender als ein kollektives Gedächtnis teilen, ohne dass sie sich untereinander verständigen müssen.

Die Biodaten, die Self-Tracker in den Kommunikationsprozessen des *social net* herstellen, stammen von Handelnden, die nicht nur handeln, sondern in ihrer Praxis auch fortwährend anzeigen, was sie tun. Dementsprechend eröffnen Biodaten weniger ein Fenster zu faktischen Körperwelten, sondern gehen aus sozialen Interaktionen hervor, mit denen Handelnde ihre Handlungen für sich selbst und andere Handelnde wahrnehmbar machen. In grundsätzlicher Hinsicht sind Daten weder gegeben noch vorhanden, sondern werden immer auch durch reflexive Weise in den Handlungen selbst erzeugt.²¹ An der Schnittstelle von reflexiver Selbstthematizierung und sozialen Feedbacktechnologien siedeln sich die Grenzobjekte der digitalen Selbstvermessung auf Online-Plattformen an: Sie bilden die Voraussetzungen für Standardisierungen, Routinen und kooperative Körperkontrolle mittels eines «stabilized way of acting»,²² der es den Self-Trackern ermöglicht, neue Informationen auf der Grundlage festgelegter Abläufe zu erstellen.

¹⁸ Vgl. Susan Leigh Star, James R. Griesemer: «Translations» and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39, in: *Social Studies of Science*, Vol. 19, Nr. 3, 1989, 387–420.

¹⁹ Geoffrey C. Bowker, Susan Leigh Star: *Sorting Things Out. Classification and its Consequences*, Cambridge 1999, 292.

²⁰ Gerard Goggin: *Changing Media with Mobiles*, in: John Hartley, Jean Burgess, Axel Bruns (Hg.): *A Companion to New Media Dynamics*, Oxford 2013, 193–208.

²¹ Vgl. Harold Garfinkel: *Studies in Ethnomethodology*, Cambridge 1967, VII.

²² Reijo Miettinen, Jaakko Virkkunen: *Epistemic Objects, Artefacts and Organizational Change*, in: *Organization*, Vol. 12, Nr. 3, 2005, 437–456, hier 437.



Abb. 1-5 Websites verschiedener Fitness-Tracking-App-Anbieter, 2015

Feedback und soziale Kontrolle

Byron Reeves und Leighton Reid bringen noch einen weiteren Aspekt der Gamification zur Sprache, indem sie den Zusammenhang von Datenvisualisierung und Feedbacktechnologie hinsichtlich ihrer verhaltensmoderierenden Funktionen thematisieren: «Game interfaces set a new bar for feedback. At any one time, Helen sees progress bars, zooming numbers, and status gauges, all in a well-organized dashboard that lets players know how things are going, good or bad.»²³ Sie machen deutlich, dass die Implementierung von Feedbacktechnologien darauf ausgerichtet ist, auf das Verhalten der Nutzer *in actu* einzuwirken:

Quick feedback creates immediacy and contingency in the interactions. When you make a new move, you know quickly whether the action was right or wrong. The close connection between behaviour and feedback increases the likelihood that the reinforcement will be effective.²⁴

In Anlehnung an Reeves und Reid kann der Stellenwert von Feedbackschleifen sowohl für die Mensch-Maschine-Schnittstellen als auch für ihre sozialen Erweiterungen herausgearbeitet werden. Mobile Sport- und Fitness-Tracker sind miniaturisierte Computeranwendungen, die hauptsächlich für das körperliche Training ihrer Benutzer eingesetzt werden. Sie verfügen über eine Vielzahl biometrischer Feedbackschleifen und entwickeln eine Vielzahl multimedialer Anweisungen, welche ihre Benutzer dazu bringen sollen, sich auf bestimmte Weise mit den Zahlenwerten auseinanderzusetzen. Zeitverlaufdiagramme, Audiosignale, Szenario-Charts, Mittelwertberechnungen, Fortschritts-, Zielwert- und Regressionsanalysen übernehmen selbst Handlungsinitiativen, indem sie Handlungsziele festsetzen und eigenständige Reaktionen der Benutzer einfordern. Als Medien der körperlichen Übung sind sie daher mit diversen Funktionen des Feedbacks ausgestattet, die ein dichtes Netz der Verdichtung und der Kontrolle des Körpers etablieren. Dieses digitale Geflecht aus technischer Kontrolle, Selbstkontrolle und sozialer Kontrolle zielt darauf ab, beim Benutzer Fähigkeiten der Selbstthematisierung und der Selbstführung zu entwickeln.

Die Lauf-App Couch to 5k operiert mit einer automatisierten Feedbacktechnologie, die eng an die Wissenspraxis der Zielwertanalyse angelehnt ist. Ihr Coaching-Feedback ist unidirektional ausgerichtet und gibt die wichtigsten Leistungsparameter beim Laufen aus (z. B. die Laufzeit pro Strecke). Der Benutzer ist mit einer Stimme konfrontiert, die mit einem automatischen Script aktiviert wird und ausschließlich Protokollsätze aussendet (z. B. «2 Minuten bis zum Erreichen der Zielvorgabe»). Erst wenn die Nutzer die Leistungsvorgaben erreichen, die Schrittzähler und GPS ermitteln, werden sie vom Audio-Coach über das Erreichen des Ziels informiert. Beim Ziel-Distanz-Lauf berichtet das Audio-Feedback nach jeder Runde über die vom Computer berechnete Endzeit und bewertet die Zeitvolumen bis zur Zielvorgabe entweder positiv oder negativ. Die in ein technisches Verhältnis integrierte Befehlsstruktur von Coach

²³ Byron Reeves, J. Leighton Reid: *Total Engagement. Using Games and Virtual Worlds to Change the Way People Work and Businesses Compete*, Boston, Mass., 2009, 71.

²⁴ Ebd., 72.

und Sportler ist in diesem Fall nicht spielerisch, sondern einseitig und asymmetrisch gestaltet und basiert aus der Sicht des Sportlers auf einem Verhältnis der körperlichen Disziplinierung. Abweichendes Verhalten oder das Verfehlen der selbstoptimierenden Verhaltensänderung wird vom System als Zielverfehlung aufgefasst und zieht Formen der negativen Gratifikation nach sich, wenn traurige Smileys und rot gefärbte Fortschrittsbalken aufgezeigt werden. Der Modus der Ziel-Distanz-Läufe operiert mit Zwischenzielen und Endzielen, die vom Nutzer selbst definiert werden. Daraus sollen sich idealiter kurz- und längerfristige Lernziele für den Nutzer ergeben.

Lauf-Apps wie Nike+ Running oder Runtastic verknüpfen Sensordaten mit Lokalisierungstechnologien auf unterschiedlichen Medienkanälen zur Herstellung einer *cheering*-Funktion. Ihre Einbindung in das erweiterte Internet der mobilen Environments ermöglicht es, dass User ihren Lauf online auf Facebook posten können und in ihren Kopfhörern die Likes und die Kommentare ihrer Freunde in Echtzeit vernehmen können. Dieses Feedback ist bidirektional angeordnet, impliziert neue Möglichkeiten für den Umgang mit Raum, Zeit und Körper und eignet sich in besonderer Weise für die Inszenierung von Liveness und Kopräsenz. In ihrer Eigenschaft als Distributionsmedien ermöglichen sie eine Verbindung zwischen unterschiedlichen Orten und erzeugen eine virtuelle Kopräsenz von Beobachtern, die von ihrer physischen Anwesenheit entbunden sind.

Die Konnektivität des *social net* bietet die Möglichkeit, individuelle Datensamples zu veröffentlichen und auf multiagentielle Kollektive zu verteilen. Per Live-Tracking können die Sportler ihre mittels Geo-Tagging ermittelte Position mit Freunden in sozialen Netzwerken (Facebook, G+, Twitter) und auf diversen Fitnessportalen teilen. Mittels einer bei Runtastic verfügbaren *cheering*-Funktion ist es den Nutzern möglich, in Echtzeitverbindungen mit bis zu fünf Sekunden langen Anfeuerungen motiviert zu werden. Schließlich können sie via soziale Medien auch die Statistiken ihrer eigenen sportlichen Aktivitäten teilen und den Routen anderer Läufer folgen, um etwa die Bestzeit eines Freundes in Angriff zu nehmen. Dieser gamifizierte Fitness-Diskurs geht stillschweigend davon aus, dass sich die Vergesellschaftung im Netz gleichbedeutend mit einer Art positiv aufgeladener Konkurrenz verstehen lassen kann. Mittels Geolokalisierung werden die Nutzer vom Standort befreundeter Läufer in Kenntnis gesetzt. Die zum Nike Fuelband gehörige App zeigt auch die Aktivitäten befreundeter Kontakte an: Über ein *leaderboard* wird angezeigt, wer heute bereits die meisten *badges* erreicht hat, wann bestimmte Meilensteine erreicht worden sind, wer in der Woche vorne liegt und wer im vergangenen Monat am aktivsten war. Mit diesen symbolischen Formen der Gratifikation wird ein sozial geteilter Kommunikationsraum verfügbar gemacht, der es den Nutzern erlauben soll, ihre individualisierten Messwerte mit anderen Nutzerwerten zu vergleichen.

Das mobile Fitness-Monitoring integriert das Feedback also bereits in den Mediengebrauch, um die Nutzer in den konkreten Handlungssituationen flexibler adressieren zu können:

Statt sein Verhalten unmittelbar zu reglementieren, was einen enormen Kontrollaufwand nach sich zöge, ... werden Rückkopplungsschleifen installiert, die dem Einzelnen Normabweichungen signalisieren [...]. Das <Führen der Führungen>, das Foucault als elementare Formel der Machtausübung identifizierte, erhält hier die Gestalt der Steuerung durch feedbackgeleitete Selbststeuerung.²⁵

Durch ihre Kompatibilität mit den Kommunikationsmedien des Web 2.0 sorgen mikrosensorische Anwendungen schließlich dafür, dass sich die Privatsphäre des Einzelnen und seine körperlichen Aktivitäten und Gewohnheiten (1.) in die Kommunikationsräume der Mediennutzung im Front-End-Bereich und (2.) in die informatische Verdatung, das ist die Speicherung und Verarbeitung personenbezogener Daten im Back-End-Bereich der sozialen Netzwerkeiten, verschiebt.²⁶ Das über das Web verbreitete Körperwissen der digitalen Selbstvermessung stärkt nicht nur die Selbstermächtigung der informierten Laien in Online-Foren, sondern schafft auch neue Beobachtungsanordnungen für körperbezogene Expertisen der Kommunikationsinformatik und Back-End-Technologien in Zusammenarbeit mit Gesundheitsbehörden, Arbeitgebern und Versicherungen.

Die von Bogost und Raessens geäußerte Kritik an der Programmlogik, der die User zu folgen haben, ist nur auf einen Teilbereich der digitalen Selbstvermessung übertragbar. Ihre Perspektivierung der medialen Environments von gamifizierten Anwendungen schließt eine Annahme von reflexiven Freiräumen und prozessorientierten Aushandlungsprozessen dezidiert aus, die sich besonders dann ergeben, wenn die User bereit sind, auf Online-Plattformen ihre Aufzeichnungen mit anderen zu teilen. Diese Praktiken der reflexiven Selbstthematisierung sind in der Lage, lose Kopplungen der Selbstvermessung zu etablieren. In diesem Sinne kann das Self-Tracking im ambivalenten Spannungsfeld von Subjektivierung und Entsubjektivierung verortet werden.²⁷ An dieser Schnittstelle zwischen Subjektivierung und Entsubjektivierung können Self-Tracker als medienkulturelle Form ambivalenter Selbstpraktiken aufgefasst werden, die ein Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdführung eröffnen. Wenn ambivalente Selbstpraktiken aus den prozessorientierten Spielräumen der sozialen Medien hervorgehen, dann sind Subjektivierung und Entsubjektivierung als Praktiken anzusehen, die uns eher widerfahren, als dass sie von uns beherrscht und kontrolliert werden würden. Inwiefern darin Entgrenzung zu einer Subjektivierungsform zu werden vermag, muss folglich offen bleiben.

²⁵ Ulrich Brückling: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/M. 2007, 239.

²⁶ Das auf einem Server installierte Programm wird bei Client-Server-Anwendungen mit dem Begriff <Back-End> umschrieben. Das im Bereich der Client-Anwendung laufende Programm wird als <Front-End> bezeichnet.

²⁷ Michel Foucault: *Technologien des Selbst*, in: L. H. Martin u. a. (Hg.): *Technologien des Selbst*, Frankfurt/M. 1993, 24–62, hier 27.

Die strategische Schnittstelle von Self-Tracking und Big Data

Abschließend möchte ich der Frage nachgehen, welche Technologien, Praktiken, Materialitäten und Epistemologien bestimmte Akteure der Großforschung verknüpfen, um Bio- und Verhaltensdaten erzeugen und verwalten zu können, und auf welche Weise die Organisation, Analyse und Repräsentation personenbezogener Daten für soziotechnische und ökonomische Verwertungskontexte

modelliert werden. Bevor auf das Verhältnis zwischen einer Generierung von Daten und einer Gewinnung von Wissen aus den Daten näher eingegangen werden kann, muss eine relevante Unterscheidung zwischen nutzergenerierten Inhalten und transaktionalen Daten getroffen sein.

Die digitale Selbstvermessung besteht nicht nur aus den unstrukturierten Datenmengen, welche die Techniknutzer als Inhalte eigenständig herstellen, wenn sie diese etwa mittels mobiler Endgeräte oder sozialer Medien kommunizieren. Beim Self-Tracking werden auch große Mengen transaktionaler Daten erzeugt, wenn sich die Nutzer mit GPS verorten, Cookies herunterladen, Logdateien nutzen oder sich in Netzwerke einloggen. Allein mit den GPS-Daten von Handys können Lokationsdaten und Aktivitätsmuster für die Erhebung von Häufungen im Datenraum berechnet werden. Freilich kann nivellierend eingewendet werden, dass auch nutzergenerierte Daten für transaktionale Auswertungen im Zusammenspiel von vermessenden Apparaturen und Netzwerken verwendet werden können. Im Unterschied zu transaktionalen Datenvolumina können die von Nutzern generierten Daten jedoch beliebig oft editiert, kommentiert und reflexiv (weiter-)verarbeitet werden.

In diesem Zusammenhang schlägt die Soziologin Deborah Lupton eine erweiterte Perspektive auf die Modi des Self-Monitoring vor, indem sie den Stellenwert persuasiver Medien im Prozess der Subjektkonstitution herausstreicht. Sie untersucht die Einbettung der Fitness-Devices in spezifische Dispositive der Macht und differenziert zwischen *pushed*, *imposed* und *exploited* Self-Tracking:

Pushed self-tracking represents a mode that departs from the private self-tracking mode in that the initial incentive for engaging in self-tracking comes from another actor or agency. [...] *Imposed self-tracking* involves the imposition of self-tracking practices upon individuals by others primarily for these others' benefit. [...] *Exploited self-tracking* refers to the ways in which individuals' personal data are repurposed for the benefit of others. Exploited self-tracking is often marketed to consumers as a way for them to benefit personally, whether by sharing their information with others as a form of communal self-tracking or by earning points or rewards.²⁸

Das *pushed self-tracking* verortet sie exemplarisch in den Anwendungsbereichen der Präventivmedizin und der Patientenüberwachung. Dort wird das mobile Gesundheitsmonitoring seit einigen Jahren unter den Begriffen <Telecare> und <Ambient Assisted Living> aufgegriffen und zielt darauf ab, Menschen aufzufordern, ihre biometrischen Daten zu überwachen, um bestimmte Gesundheitsziele zu erreichen. Die populären Health-Tracking-Plattformen Google Fit und Apple Health Kit sorgen für eine zunehmende Verflechtung von digitalen Medien mit dem häuslichen Umfeld des Alltags: Mobile Verortungstechniken, sensorbasiertes Körper-Monitoring, technische Assistenzsysteme im Wohnumfeld und Systeme der digitalen Verwaltung von Arzt- und Laboruntersuchungen sollen eine permanente Selbst- und Fremdbeobachtung sicherstellen. Die italienische Versicherungsgruppe Generali hat in Europa das Tele-Monitoring bei ihren Lebens- und Krankenversicherungen eingeführt. Dieses

²⁸ Deborah Lupton: The Five Modes of Self-tracking, in: *This Sociological Life. A Blog by sociologist Deborah Lupton*, dort datiert 7.8.2014, simplysociology.wordpress.com/2014/08/07/the-five-modes-of-self-tracking, gesehen am 15.6.2015.

Gesundheits- und Fitness-Monitoring funktioniert mit der App Vitality, die Schritte zählt, sportliche Aktivitäten misst und den elektronischen Nachweis von Gesundheitsbemühungen mit günstigeren Versicherungstarifen belohnt. Die multiplen Beobachtungsanordnungen der Sensor- und Informationstechnik lösen die Oppositionen zwischen dem physischen und medialen Raum auf und sind beispielhaft für die Normalisierung von Fitnesskörpern/Pathologisierung von Risikokörpern als «mediale Konstrukte».²⁹

Das *imposed self-tracking* geht noch einen Schritt weiter. Im Falle von *corporate wellness*-Programmen werden die Mitarbeiter verpflichtet, Tracking-Armbänder zu tragen, und müssen dem Arbeitgeber die ermittelten Gesundheits- und Aktivitätsdaten übergeben.³⁰ Mit dem Konzept der Work-Life-Balance, das Arbeits- und Privatleben miteinander in Beziehung setzt, können Unternehmen ein detailliertes Abbild von Lebensgewohnheiten erstellen und individuellen Merkmalsträgern zuweisen. Gemeinsam mit den Datenanalysten Dacadoo berechnet die Allgemeine Ortskrankenkasse (AOK) einen *Healthscore* für jedes ihrer Mitglieder. Diese Datenportfolios geben statistisch Aufschluss über Korrelationen zwischen den gesundheitlichen Beschwerden und den Lebensgewohnheiten der Mitglieder und lassen eine personalisierte Analyse des Krankheitsrisikos zu, das künftig über individualisierte Versicherungstarife abgestuft werden soll. Die US-Krankenversicherung United Healthcare bietet einen Preisnachlass an, wenn die Versicherten nachweisen können, dass sie täglich eine bestimmte Anzahl an Schritten absolvieren.

Das *exploited self-tracking* kann als Sammelbegriff für die weitreichende Ökonomisierung von Biodaten verstanden werden. Einige Einzelhändler, z. B. Walgreens, die größte Apothekenkette in den USA, haben bereits damit begonnen, tragbare Geräte als Teil ihrer *customer loyalty programs* einzusetzen.³¹ Kunden, die regelmäßig ihre persönlichen Fitness-Daten auf der Plattform hochladen, werden mit Produktermäßigungen belohnt. Die gesammelten Daten können dann von den Einzelhändlern für ihr Marketing verwendet werden und an Dritte verkauft werden.

Fazit

An der Schnittstelle von digitalen Mediensystemen und bioinformatischen Wissensmedien haben Fitness-Tracker maßgeblich dazu beigetragen, den Körper als Medienobjekt «geregelter Gestaltung»³² und «numerischer Ausdrucksformen»³³ zu betrachten. Die Konvergenz von mobilen Medien, Sensornetzwerken, GPS-gestützten Lokalisierungen, automatischen Identifikationsverfahren, digitalen Datenvisualisierungen und *social web*-Anwendungen hat dazu geführt, dass biometrische Apparate, Technologien und Visualisierungen einen gesellschaftlichen Trend der digitalen Selbstvermessung ausgelöst³⁴ und dabei neue Formen von Steuerungs- und Kontrollwissen entwickelt haben.³⁵ Immer mehr Nutzer kommen auf diesem Wege mit der Sensortechnologie, Tracking-Apps

²⁹ Gabriele Klein: BilderWelten – Körperformen. Körperpraktiken in Mediengesellschaften, in: Tanja Thomas (Hg.): *Medienkultur und soziales Handeln*, Wiesbaden 2008, 209–217, hier 211.

³⁰ Chris Till: Exercise as Labour. Quantified Self and the Transformation of Exercise into Labour, in: *Societies*, Vol. 4, Nr. 3, 2014, 446–462.

³¹ Anonym (gshwach): Walgreens Incentivizes Self-Tracking, in: *Medicine in the Age of Networked Intelligence*, dort datiert 7.4.2013, networkedmedicine.tumblr.com/post/47422186125/walgreens-incentivizes-self-tracking, gesehen am 15.6.2015.

³² Pierre Bourdieu: Programm für eine Soziologie des Sports, in: ders.: (Hg.): *Rede und Antwort*, Frankfurt/M. 1992, 193–207, hier 206.

³³ Lev Manovich: *The Language of New Media*, Cambridge 2001, 27.

³⁴ David Lyon: Biometrics, Identification and Surveillance, in: *Bioethics*, Vol. 22, Nr. 9, 2008, 499–508; Deborah Lupton: Quantifying the Body. Monitoring and Measuring Health in the Age of Health Technologies, in: *Critical Public Health*, Vol. 23, Nr. 4, 2013, 393–403.

³⁵ Melanie Swan: Emerging Patient-Driven Health Care Models. An Examination of Health Social Networks, Consumer Personalized Medicine and Quantified Self-Tracking, in: *International Journal of Environmental Research and Public Health*, Vol. 6, Nr. 2, 2009, 492–525, hier 494.

und Self-Tracking-Communities auf Online-Plattformen in Verbindung: «Sensing technologies and apps for the smart phone industry alone have spawned a rapidly expanding market as new sensing frontiers unfold.»³⁶

Die Analyse der mit dem Self-Tracking verknüpften Nutzungskultur der Gamification und der sozialen Netzwerke hat aufgezeigt, dass mit der Einbeziehung der reflexiven Selbstthematization in sämtliche Bereiche des Self-Trackings die Arbeit am Körper als *Prozess* (und nicht als abgeschlossenes Werk) in den Vordergrund rückt. Wenn Melanie Swan unter der digitalen Selbstvermessung eine Sammlung von Daten über die eigene Person versteht, die freiwillig und in kontinuierlichen Abständen erhoben werden,³⁷ dann verweist sie damit auf diese prozessorientierten und dynamischen Formen der Selbstbezüglichkeit, die Anwender auf eine bestimmte Art und Weise transformieren und produktiv machen sollen.

Der im letzten Abschnitt skizzierte Druck einer präventions- und sicherheitsorientierten Gesundheitsgesellschaft, die im Rahmen neoliberaler Gouvernementalität und Automatisierungstechniken forciert auftritt und die Sicherung der Gesundheit nicht nur durch kollektive Rahmenbedingungen, sondern auch durch eine eigenverantwortliche Anstrengung im alltäglichen sozialen Leben zu gewährleisten versucht, kann als Anlass genommen werden, in weiteren Studien die in Aussicht gestellten Verhaltens- und Lebensstilmodifikationen durch Self-Tracking, Quantified Self und Lifelogging hinsichtlich ihrer kontrollgesellschaftlichen Körperdiskurse zu befragen.

³⁶ Ebd.

³⁷ Vgl. ebd., 509.

«DIE AUSEINANDERSETZUNG VERLAGERT SICH DESHALB IMMER WIEDER AUF DIE FRAGE: WER KONTROLLIERT WEN?»»

Seit dem 3. April 2014 tagt der NSA-Untersuchungsausschuss in Berlin.¹ Er untersucht, ob die Kooperationen bundesdeutscher Nachrichtendienste mit der National Security Agency (NSA) und deren sogenannten *Five Eyes*-Partnern² gegen deutsche Gesetze verstoßen hat. Der Ausschuss besteht aus acht Mitgliedern (und ebenso vielen Stellvertreter_innen), sechs entstammen der Regierungskoalition (CDU/CSU, SPD), zwei der Opposition (Bündnis 90/Die Grünen, Die Linke).³

Zwei Lehren lassen sich aus den Dokumenten, die Edward Snowden veröffentlicht hat, ziehen: Erstens bestätigen sie praktisch alle Befürchtungen über das Ausmaß individueller wie massenhafter Überwachung; das parasitäre Mitschneiden von Kommunikation muss seitdem als zeitgenössische Regierungsform verstanden werden. Zweitens ist der so offenbar werdende Wille zum Wissen ungebrochen, hat sich jedoch erheblich transformiert. Er erscheint heute überwiegend als automatisiertes Korrelieren von (zum Teil illegal) abgehörter Alltagskommunikation und sozialen Mustern. Big Data und Algorithmen sind nicht ausschließlich eine Angelegenheit des Silicon Valley. Erheblich zur Durchsetzung des damit aufgerufenen Technologieparadigmas – und somit zur infrastrukturellen Diffusion von Macht – tragen weltweit Regierungen bei, die in der Vergangenheit erheblich in Datenbanken und Rechencluster investiert haben.

Das Transparent-Werden der Bevölkerung gegenüber Regierung und Wirtschaft fällt zunehmend in eins mit dem Intransparent-Werden des Regierungs- und Wirtschaftshandelns selbst. Aus dieser Konstellation – eine übermächtige geheimdienstliche Sphäre trifft auf eine die demokratischen Pflichten weitgehend ignorierende Regierung – erscheint die Arbeit des Untersuchungsausschusses des Bundestags als *mission impossible*. Doch der Eindruck täuscht: Täglich sind durch den Ausschuss weitere Verfehlungen der Geheimdienste bekannt geworden. Zum ersten Mal in der deutschen Nachkriegsgeschichte müssen sich bundesdeutsche Geheimdienste auf ihre Praktiken hin befragen lassen und sind aufgefordert, zu antworten.

¹ Vgl. den Internetauftritt unter www.bundestag.de/bundestag/ausschuesse18/ua/1untersuchungsausschuss, gesehen am 30.6.2015.

² «Five Eyes»: die Geheimdienste von Australien, Neuseeland, Kanada, Großbritannien und den USA.

³ Protokolle der Sitzungen finden sich auf der Website des Ausschusses (vgl. Fn. 1), auf netzpolitik.org und auf wikileaks.org/bnd-nsa/sitzungen, gesehen am 30.6.2015.

Anne Roth ist Mitarbeiterin der Fraktion Die Linke im Untersuchungsausschuss. Geführt wurde das Interview am 17. April 2015. Es zielt nicht auf tagesaktuelle Geschehnisse ab, sondern auf die konkrete Arbeit des Ausschusses und auf diesem Weg auf die allgemeine Frage: Was passiert, wenn der Inbegriff des Opaken, Verschlossenen, Undurchsichtigen, nämlich die Sphäre der Geheimdienste, ins Öffentliche, ins Parlamentarische, ins Intelligible gezerrt wird? Mit dem Zusammenprall dieser diametrisch auseinanderliegenden Kulturen und Arbeitsweisen ist ein Kernthema medienwissenschaftlicher Reflexion angesprochen: Was passiert, wenn etwas ans Licht kommt?

Oliver Leistert Worin besteht der Auftrag des Ausschusses?

Anne Roth Im Wesentlichen besteht er aus drei Teilen: Erstens soll er herausfinden, ob und wenn ja wie eine Massenüberwachung von Kommunikation in und nach Deutschland durch die *Five Eyes* stattfand und inwiefern deutsche Stellen des Bundes davon wussten oder daran beteiligt waren. Zweitens gilt es zu klären, ob die Bundesregierung, der öffentliche Dienst, Mitglieder des Bundestages oder andere Verfassungsorgane davon betroffen waren. Und drittens hat der Ausschuss die Aufgabe, Empfehlungen zur informationellen Selbstbestimmung und der Sicherheit von IT-Systemen auszusprechen. Dahinter verbergen sich zahlreiche Unterfragen. Zwei betreffen den sogenannten <geheimen Krieg>: Wurden oder werden Drohnenangriffe von deutschem Gebiet aus durch das US-Militär dirigiert? Ist die Bundesregierung daran beteiligt oder weiß sie darüber zumindest Bescheid? Was sind die juristischen Rahmenbedingungen? Und zweitens: Inwieweit sind die NSA oder andere US-Stellen bei Flüchtlingsbefragungen in Deutschland involviert?

0.1. Du sitzt als Mitarbeiterin der Fraktion Die Linke im Ausschuss. Was ist deine Aufgabe dort?

A.R. Meine Aufgabe ist es, die Ausschussarbeit zu begleiten. Ich bin bei allen Sitzungen dabei, auch bei den nicht öffentlichen. Einmal die Woche gibt es ein Treffen mit den Referent_innen der anderen Fraktionen. Dort besprechen wir, welche Zeugen möglicherweise geladen werden, welche Themen zu verhandeln und welche Fragen bezüglich der Akten zu klären sind. Die Schwärzungen in den vorgelegten Dokumenten sind ja schon oft im Gespräch gewesen. Es gibt aber noch weitere Auseinandersetzungen in Verfahrensfragen, die der Ausschuss mit der Bundesregierung führt. Entschieden werden diese Fragen von den Obleitern der Fraktionen, vorbereitet werden sie von uns Referent_innen. Zudem muss ich natürlich Akten lesen, oder wenigstens so viel wie möglich davon. Das Material ist so umfangreich, dass die Lektüre in den kleinen Fraktionen – bei den Grünen und bei uns – fast nicht zu bewältigen ist. Dennoch ist das Ziel, so viel wie möglich zur Kenntnis zu nehmen, zu strukturieren und zu sortieren, um entscheiden zu können, was zu verhandelnde Aspekte und aufzurufende Zeugen

sind. Des Weiteren bereiten wir Fragenkataloge für die Abgeordneten vor. Und schließlich mache ich Öffentlichkeitsarbeit, um nach außen darzustellen, was in dem Ausschuss stattfindet, und unterrichte die Fraktion.

0.L. Die Arbeit des Ausschusses ist auch deshalb von Interesse, weil hier zwei widersprüchliche Operationstypen immer wieder in Konflikt geraten: Der Ausschuss will Offenlegung und Transparenz, während die befragten Geheimdienstmitarbeiter die maximale Verdunklung aufrechterhalten wollen. Wie macht sich das bemerkbar?

A.R. Der Widerspruch zwischen Offenlegung und Geheimhaltung ist permanent Thema im Ausschuss. Beide Seiten treffen hier hart aufeinander, das ist sehr konfrontativ. Zu den Ausschusssitzungen kommen zum einen die Zeug_innen, zum anderen aber auch die Mitglieder und Vertreter_innen der Bundesregierung, und zwar gar nicht wenige. Diese greifen permanent ein, wenn sie den Eindruck haben, dass die Zeug_innen, die als Beamte des BND ohnehin sehr verschwiegen sind, über die Stränge schlagen und in der öffentlichen Sitzung zu viele Informationen preisgeben. Dann wird sofort eingegriffen, unter Verweis auf die Geheimhaltungspflichten.

Es gibt verschiedene Arten von Ausschusssitzungen: öffentliche und nicht öffentliche, und zwar in verschiedenen Geheimhaltungsstufen.⁴ Eine ganze Riege von Personen achtet nur darauf, dass nicht zu viel erzählt wird. Gleichzeitig ist es der Auftrag des Ausschusses, Öffentlichkeit zu bestimmten Themen herzustellen. Die Auseinandersetzung verlagert sich deshalb immer wieder auf die Frage: Wer kontrolliert wen? Politisch sollte das Parlament die Bundesregierung kontrollieren und nicht andersherum. Im praktischen Verhalten hat man aber immer wieder den Eindruck, dass die Regierung das Parlament kontrolliert: in der Art und Weise und auch der Form nach, wie da eingegriffen wird. Deshalb gibt es erhebliche und auch laute Auseinandersetzungen.

0.L. Meinem Eindruck nach hat sich in der Konfrontation des Geheimen mit der Transparenz durchaus etwas bewegt. Zwar wiederholen Geheimdienstmitarbeiter_innen immer noch in monotoner Weise, auf eine Frage nicht antworten zu dürfen. Gleichzeitig scheint den geladenen Zeug_innen über die Zeit zu dämmern, dass Rauschen allein den Ausschuss nicht beenden wird. Kannst du bestätigen, dass es hier Veränderungen gibt? Wenn ja, sind das individuelle Entscheidungen oder ist das eine neue Strategie der Dienste?

A.R. Es ist beides. Die Zeug_innen sind je nach Persönlichkeit ganz unterschiedlich. Es gibt diejenigen, die von Anfang an nichts sagen und durch die Situation, in der sie sich befinden, stark verunsichert sind. Das finde ich nicht überraschend: Wenn man jahrzehntelang darauf trainiert ist, über seine Arbeit nicht zu sprechen, und plötzlich in einer breiten Öffentlichkeit, mit Medien und auch mit der Androhung von juristischen Konsequenzen, gezwungen wird, die Wahrheit zu sagen, ist das sicher nicht einfach. Man merkt, wie die sich in

⁴ Das bundesdeutsche Recht kennt vier Geheimhaltungsstufen. In absteigender Reihenfolge: «Streng geheim», «Geheim», «Verschlussache – vertraulich», «Verschlussache – nur für den Dienstgebrauch».

die Ecke manövrieren, wenn sie auf ganz banale Fragen behaupten, sie wüssten keine Antwort oder könnten sich nicht erinnern. Dann gibt es andere, die sehr souverän sind. Das sind meist höhere Beamte, die mit großem Selbstbewusstsein auftreten und versuchen, den dummen kleinen Parlamentarier_innen beizubringen, dass sie keine Ahnung hätten, dass der Geheimdienst wisse, was er tue, und dass er die Sicherheit des Landes schütze. Deren Haltung ist: Alle, die etwas anderes behaupten, sind kriminell oder gefährlich. Die wiederholen ständig dieselben Phrasen und versuchen, den Ausschuss an die Wand zu reden.

Außerdem vermute ich stark, dass es eine Steuerung durch den Dienst oder die Bundesregierung gibt. Aber das ist nur Spekulation – ich kann nicht beurteilen, ob und wie genau das stattfindet. Ich weiß aber, dass der BND ein sehr großes Team hat. Etwa einhundert Mitarbeiter_innen sollen die Akten für den Ausschuss vorbereiten. Auch das Bundeskanzleramt setzt massiv Personal ein. Die werden nicht nur Akten kopieren, sondern sich viele Gedanken machen, wie man mit dem Ausschuss umgehen soll.

Es unterlaufen denen aber auch Fehler. Durch die Aussage eines Zeugen stellte sich heraus, dass bestimmte Akten, welche die Regierung hätte aushändigen müssen, beim Ausschuss nicht angekommen waren. Das Ganze war ein Zufall, dem Zeugen war nicht bewusst, was er da preisgab.⁵ Darum geht es die ganze Zeit: Bekommen wir als Ausschuss alle Informationen, auf die wir ein Recht haben? Die Bundesregierung behauptet, dass sie sich völlig korrekt verhält, dass keine Fehler vorkommen und alle Gesetze eingehalten werden. Dann werden bestimmte Dokumente angefordert und man erhält die Antwort, dass es diese nicht gäbe. Doch plötzlich finden sich diese Akten irgendwo wieder, weil ein Zeuge daraus zitiert. Aufgrund dieses Vorfalles musste sich BND-Präsident Gerhard Schindler bereits persönlich vor dem Ausschuss entschuldigen.

0.1. Ein immer wiederkehrender Streitpunkt sind die Schwärzungen der Akten. Es soll ja Aktenordner geben, die schlicht unlesbar sind. Ist diese Verschleierung eine Strategie oder lässt sich dies auf bürokratische Prozesse zurückführen, auf eine eher systemische Überforderung des Geheimen, ans Licht treten zu müssen?

A.R. Das ist eine deutliche Demonstration der Grundhaltung der Dienste: *Das geht euch nichts an, das kriegt ihr nicht. Wir geben euch nur das absolute Minimum von dem, was ihr haben wollt.* Es hat unzählige Streitereien in den Sitzungen gegeben, nicht nur um die Schwärzungen selbst, sondern auch darum, welche Akten mit welcher Geheimhaltungsstufe klassifiziert werden. Das wird häufig viel restriktiver gehandhabt, als unserer Ansicht nach sinnvoll und richtig wäre. Zum Beispiel gab es eine Kapitelüberschrift, in der Snowden erwähnt wurde. Der gesamte Text darunter war geschwärzt mit dem Argument, das gehöre nicht zum Untersuchungsauftrag.

Der BND folgt dem Grundsatz des «need to know». Jeder soll immer nur das wissen, was sie oder er unbedingt wissen muss. Das hat zu den absurdesten

⁵ In der Sitzung vom 16. Oktober 2014 zitierte ein BND-Mitarbeiter aus Dokumenten, die den Abgeordneten nicht vorlagen. Vgl. André Meister: Live-Blog aus dem Geheimdienst-Untersuchungsausschuss: Sitzung nach wenigen Minuten abgebrochen, in: netzpolitik.org, dort datiert 16.10.2014, netzpolitik.org/2014/live-blog-aus-dem-geheimdienst-untersuchungsausschuss-bnd-abhoer-techinker-im-zeugenstand, gesehen am 30.6.2015.

Situationen in den Zeug_innenbefragungen geführt, wenn Personen in derselben Abteilung gearbeitet haben und nichts von den Projekten des anderen gehört haben wollen – oder das zumindest so darstellen.

0.I. Um zu verstehen, was die Dienste machen, müssen technische Sachverhalte geklärt werden, die das Fachwissen der einzelnen Gremiumsmitglieder überfordern. Zur Stärkung der Expertise werden sogenannte Sachverständige geladen, deren Aufgabe es ist, diese Sachverhalte zu bewerten und in eine den Parlamentarier_innen verständliche Sprache zu übersetzen. Welche Eigenlogik lässt sich in diesem Übersetzungsprozess von Technik in Sprache beobachten?

A.R. Bisher gab es nur eine Sitzung des Ausschusses, für die technische Sachverständige geladen wurden. Trotzdem findet dieser Prozess einer Übersetzung der Technik für Politiker_innen permanent statt, und zwar in der Regel durch die Zeug_innen selbst, zumindest durch diejenigen, die im technischen Bereich arbeiten. Es hat unendlich lange Sitzungen gegeben, in denen die Abgeordneten sich bestimmte Sachverhalte haben erklären lassen. Da haben wir alle viel gelernt! Mittlerweile kommt allen Abgeordneten entspannt über die Lippen, dass es um paketvermittelte Kommunikation geht, sie wissen, was IP-Adressen sind, wie bestimmte Sorten von Filtern funktionieren und was der Unterschied von Rohdaten und Metadaten ist. Allen ist klar, dass diese Details verstanden werden müssen, um die politischen Implikationen beurteilen zu können.

0.I. Es ist bekannt, dass die rechtliche Regulierung den technischen Entwicklungen immer hinterherhinkt. Liegt hierin nicht ein Grunddilemma parlamentarischer Kontrolle von Geheimdiensten, dass diese stets auf dem aktuellen Stand der Technik sein müssen, deren Regulierung aber strukturbedingt an Grenzen stoßen muss?

A.R. Da liegt in jedem Fall ein Spannungsverhältnis. Ich glaube aber nicht, dass die Geheimdienste damit ein Problem haben. Das ist zum Beispiel deutlich geworden in der Befragung von Klaus Landefeld von eco, dem Verband der deutschen Internetwirtschaft, der gleichzeitig Betreiber ist von DE-CIX, dem weltweit größten Internetknoten. Landefeld hat ausgeführt, wie problematisch es ist, dass etwa für die Telekommunikationsüberwachung sehr detailliert beschrieben ist, wie das Ganze stattzufinden hat, während es bei der strategischen Auslandsüberwachung völlig anders ist. Hier sind die Vorgaben sehr allgemein gehalten und enthalten keine technischen Spezifikationen, wie diese Überwachung stattfinden soll. Das ist schon lange der Fall.

Faktisch wird die Überwachung von GIO-geschützter Kommunikation vom BND auf eine Weise betrieben, die nicht rechtmäßig ist und so gar nicht stattfinden darf, weil das Gesetz aus einer Zeit stammt, als es noch keine paketvermittelte Kommunikation über das Internet gab.⁶ Die

⁶ Das «Gesetz zur Beschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses», das sich auf Art. 10 GG stützt, wurde ursprünglich 1968 eingeführt.

Vorgabe des Bundesverfassungsgerichts lautet, dass maximal 20 Prozent der Kommunikation erfasst werden darf, während der Rest sozusagen liegen gelassen werden muss. Das macht natürlich in dem Moment keinen Sinn, wo du nur Pakete abgreifst, weil diese für sich genommen keine lesbare Kommunikation ergeben.⁷

Aber den BND stört das nicht, weil er seine eigene Interpretation dieses Gesetzes anwendet. Die BND-Mitarbeiter_innen handeln faktisch nicht nach dem Gesetz. Auf die Frage, warum sie das tun, antworten sie: *Etwas anderes macht ja gar keinen Sinn*. Und damit haben sie aus ihrer Perspektive sogar recht, weil sie nur so E-Mails oder Telefonate nachvollziehen können. Nur haben sich weder BND noch Bundesregierung darum gekümmert, das Gesetz der technischen Entwicklung anzupassen. Es ist gewiss nicht mein Ziel, Gesetze so anzupassen, dass der BND <besser> und rechtmäßig überwachen kann. Aber es war definitiv auch nicht deren Interesse, die Überwachung rechtskonform zu gestalten.

0.1. Mittlerweile trifft sich der Ausschuss seit rund einem Jahr. Was sind die wichtigsten Erkenntnisse?

A.R. Die Arbeit des Ausschusses besteht aus zwei Teilen. Einerseits muss er sich mit der Bundesregierung über den Geheimhaltungsprozess auseinandersetzen: über eine Befragung Snowdens in Deutschland, über die geschwärzten Akten, die Einstufungen der Sitzungen und so weiter – also alles, was die Öffentlichkeit des Ausschusses betrifft. Wir fassen das unter dem Titel «Behinderung des Ausschusses durch die Bundesregierung» zusammen. Hier gibt es eine Reihe von Punkten, die es eigentlich notwendig machen, die Bundesregierung zu verklagen, denn aus unserer Perspektive hält sie sich nicht an ihre eigenen Gesetze. Aber so eine Klage ist aufwendig, teuer und von den Kapazitäten her nicht zu leisten. Das ist das eine.

Andererseits soll der Ausschuss gemäß Auftrag inhaltlich über die Arbeit des BND aufklären. Da gibt es viele höchst interessante Details. Zum Beispiel ist der BND, wie alle anderen Behörden auch, an Datenschutzgesetze gebunden, führt aber eine Reihe von Datenbanken, für die es keinerlei Anordnungen gibt. Dann gibt es die sogenannte «Weltraumtheorie», also die Frage, ob das BND-Gesetz auch im Weltraum gilt oder nur auf deutschem Boden. Oder die «Funktionsträgertheorie», die auch Artikel 10 des Grundgesetzes berührt. Außerdem stellt sich die Frage, ob deutsche Staatsbürger_innen im Ausland auch dann vor Überwachung geschützt sind, wenn sie nicht privat kommunizieren, sondern in ihrer Funktion als Angestellte einer ausländischen Firma. Darf man sie abhören oder nicht? In der Begrifflichkeit der Bundesregierung sind z. B. deutsche Journalist_innen, die für CNN in Afghanistan arbeiten, solche Funktionsträger_innen. Nach Auffassung des BND dürfen sie abgehört werden, da sie für eine ausländische Firma im Ausland arbeiten. Es gibt aber guten Grund anzunehmen, dass diese Praxis nicht durch das Grundgesetz gedeckt ist. Es wird zudem

⁷ Vgl. André Meister: Geheimer Prüfbericht: Wie der BND die gesetzlich vorgeschriebene 20-Prozent-Regel hintertreibt (Updates), in: netzpolitik.org, dort datiert 4.3.2015, netzpolitik.org/2015/geheimer-pruefbericht-wie-der-bnd-die-gesetzlich-vorgeschriebene-20-prozent-regel-hintertreibt, gesehen am 30.6.2015.

immer wieder diskutiert, ob Artikel 10 GG nur für Deutsche gilt oder auch für Nicht-Deutsche.

Ebenfalls unentschieden ist, wie und wann Metadaten personenbezogene Daten sind. Oder die 20-Prozent-Regel in der Auslandsaufklärung:⁸ Beziehen sich diese 20 Prozent der Daten auf die *Kapazitäten* oder auf die *Auslastung* von Leitungen, also darauf, was tatsächlich genutzt wird, oder auf das was theoretisch genutzt werden kann?

Ferner geht es darum, dass der BND G10-Anordnungen gegen deutsche Staatsbürger_innen dazu benutzt, um Zugriff auf Leitungen zu haben, über die vor allem ausländische Kommunikation abgewickelt wird. Es gibt in der Filterung der Daten, sozusagen vorneweg, einen sogenannten «Separator», der die deutsche Kommunikation von der ausländischen Kommunikation trennen soll – soweit das technisch möglich ist. Um an Daten von Deutschen zu kommen, braucht der BND eine G10-Anordnung, aber wenn er die Daten vom sogenannten «Routineverkehr», also nicht deutsche Kommunikation, erfassen will, braucht er keine Anordnung, muss dafür aber auf Leitungen zugreifen, die im Wesentlichen keine deutsche Kommunikation enthalten. Inwieweit das in Zeiten des Internets überhaupt möglich ist und wie das alles praktisch und faktisch funktioniert, ist auch ein Bestandteil des Lernprozesses des Ausschusses. Wie das technisch umzusetzen ist und wo die Daten fließen, ist bisher ungeklärt. Es ist aber deutlich geworden, dass der BND G10-Anordnungen benutzt, um Transitverkehre zu erfassen. Der ehemalige Präsident der G10-Kommission, Hans de With, war komplett von den Socken, als er hörte, dass dies Praxis sei.⁹

0.I. Wie unfreiwillig komisch, gleichzeitig aber auch hilflos einige Aspekte der Arbeit des Ausschusses sind, macht die von dir erwähnte «Weltraumtheorie» deutlich. Nach dieser Rechtsauffassung darf der BND Satellitenkommunikation massenhaft abhören, weil das Grundgesetz nicht im Weltall gelte. Braucht es eine juristische Atmosphärenbestimmung?

A.R. Auf jeden Fall. Zumindest in diesem Bereich gibt es einige Jurist_innen, die das für ausgesprochen skandalös halten. Zur «Weltraumtheorie» gehört auch die Frage der Gültigkeit des G10-Schutzes. Diesen haben zwei ehemalige Verfassungsrichter als Sachverständige im Ausschuss sehr ausführlich kommentiert.¹⁰ Hans-Jürgen Papier (CSU) ist der Ansicht, dass Artikel 10 nicht nur für deutsche Staatsbürger gelte. So sei das nie gemeint gewesen. Meiner Meinung nach sollten auf dieses deutliche Statement Konsequenzen folgen. Ob die Bundesregierung dann versuchen wird, mit ihrer Zweidrittelmehrheit die Gesetze so zu verändern, dass sie nicht länger verfassungswidrig sind, oder ob etwas anderes dabei herauskommt, ist schwer einzuschätzen. Ich bin hier eher pessimistisch.

0.I. Ein weiteres umstrittenes Objekt sind Metadaten, also Daten, die Angaben über andere Daten oder Inhalte machen. Für den Ausschuss geht es um die Frage der Personenbezogenheit von Daten, da die gesetzlichen

⁸ Nach § 10 Abs. 4 des Gesetzes zur Beschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses dürfen höchstens «20 vom Hundert» der Kapazität, die auf Übertragungswegen zur Verfügung steht, überwacht werden.

⁹ Stefan Krempl: NSA-Ausschuss: BND-NSA-Kooperation Eikonal war «im höchsten Maße unredlich», in: *heise news*, dort datiert 27.3.2015, www.heise.de/newsticker/meldung/NSA-Ausschuss-BND-NSA-Kooperation-Eikonal-war-im-hoechsten-Masse-unredlich-2585687.html, gesehen am 30.6.2015.

¹⁰ In der öffentlichen Sitzung vom 22. Mai 2014.

Regelungen hier einigermaßen eindeutig sind. Was hältst du von der Trennung von personenbeziehbaren und nicht personenbeziehbaren Daten? Ist die Personenbezogenheit vielleicht nicht mehr das Einzige zu schützende Gut, sondern in gleicher Weise die sozialen Beziehungen von Menschen, die sich in den Metadaten ebenfalls aufzeichnen lassen?

A.R. Metadaten sind immer wieder Thema der Anhörung und Anlass für Auseinandersetzungen. Es gibt sehr widersprüchliche Äußerungen der BND-Zeug_innen zur Frage, welche Funktion Metadaten für deren Überwachungstätigkeiten tatsächlich haben. Deshalb lässt sich das für den Ausschuss bisher schwer sagen. Grundsätzlich halte ich die Trennung in personenbezogene Metadaten einerseits und Metadaten, die Aussagen über soziale Relationen machen andererseits, für schwierig. Schließlich können durch Netzwerkanalysen, also durch die Analyse der Bezüge zwischen den Personen, Erkenntnisse über einzelne Personen gewonnen werden, die unter Umständen viel aussagekräftiger sind als der Inhalt einer E-Mail. Diese Trennung würde ich daher nicht mittragen.

Darüber hinaus läuft die Frage, inwieweit Metadaten immer personenbezogene Rückschlüsse zulassen, auf eine Glaubensfrage hinaus. Ich habe mich damit sehr viel beschäftigt, bin aber keine Expertin für Netzwerkanalysen. Ich vertraue den Leuten, die mir sagen, die Erkenntnisse, die sich daraus ziehen lassen, seien sehr weitreichend. Andere widersprechen dieser Auffassung. Es gibt eine Reihe von Metadaten, die eher etwas über Provider sagen, die nichts mit den Personen zu tun haben. In diesem speziellen Fall ist das Recht der Technik nicht bloß etwas hinterher, das Ganze klafft mehrere Stufen auseinander. Es ist sehr deutlich, dass die aktuellen Gesetze der technischen Entwicklung überhaupt nicht angemessen sind. Das passt aus vielen Perspektiven nicht zusammen. Und selbst wenn wir einen parlamentarischen Prozess hätten, der in der Lage wäre, zügig mit solchen Entwicklungen mitzukommen – und den sehe ich im Augenblick nicht –, wäre die technische Entwicklung, die in Polizeikonferenzen diskutiert wird, gar nicht aufs Recht abbildbar, weil sie so wahnsinnig schnell voranschreitet.

0.1. Eine ähnliche schwierige Diskussion betrifft die Frage der Nationalität: Daten deutscher Grundrechtsträger und die Daten Dritter sind vom BND zu unterscheiden, und zwar operativ, vor jedem Prozessieren. Auch hier kommt das Recht der Technik kaum hinterher, da die Daten ja keinen Personalausweis haben. Kannst du uns einige dieser Aporien erläutern?

A.R. Diese Unterscheidung ist rechtlich eindeutig, technisch aber äußerst kompliziert, weil ja offensichtlich nicht nur E-Mail-Accounts, die auf «.de» enden, deutsche Kommunikation enthalten und umgekehrt. Trotzdem ist das ein Filterkriterium. Der BND gibt an, dass in verschiedenen Stufen gefiltert und anschließend noch manuell geprüft werde. Das Gegenargument ist dann: Wenn es deutsche Kommunikation wäre, dürfte der BND sich gar nichts ansehen, das

ist bereits verboten. Hier sind Technik und Grundrechte nicht in Übereinstimmung zu bringen. Wie wäre das zu lösen? Die Nachrichtendienste müssten die E-Mails lesen, im Zweifelsfall die Person identifizieren und sich deren Pass geben lassen. Das ist nicht regelbar, auch nicht über Domainnamen der Anbieter, erst recht nicht bei Kommunikation per Webmail, VPN oder Ähnlichem. Das ist aber auch nicht mein Problem. Das Problem ist, dass der BND behauptet, dass sie nicht nur die Domain-Endungen berücksichtigen, sondern genauer vorgehen und man einfach darauf vertrauen solle, dass alles korrekt abläuft. Faktisch ist das aber unmöglich.

—

BILDSTRECKE

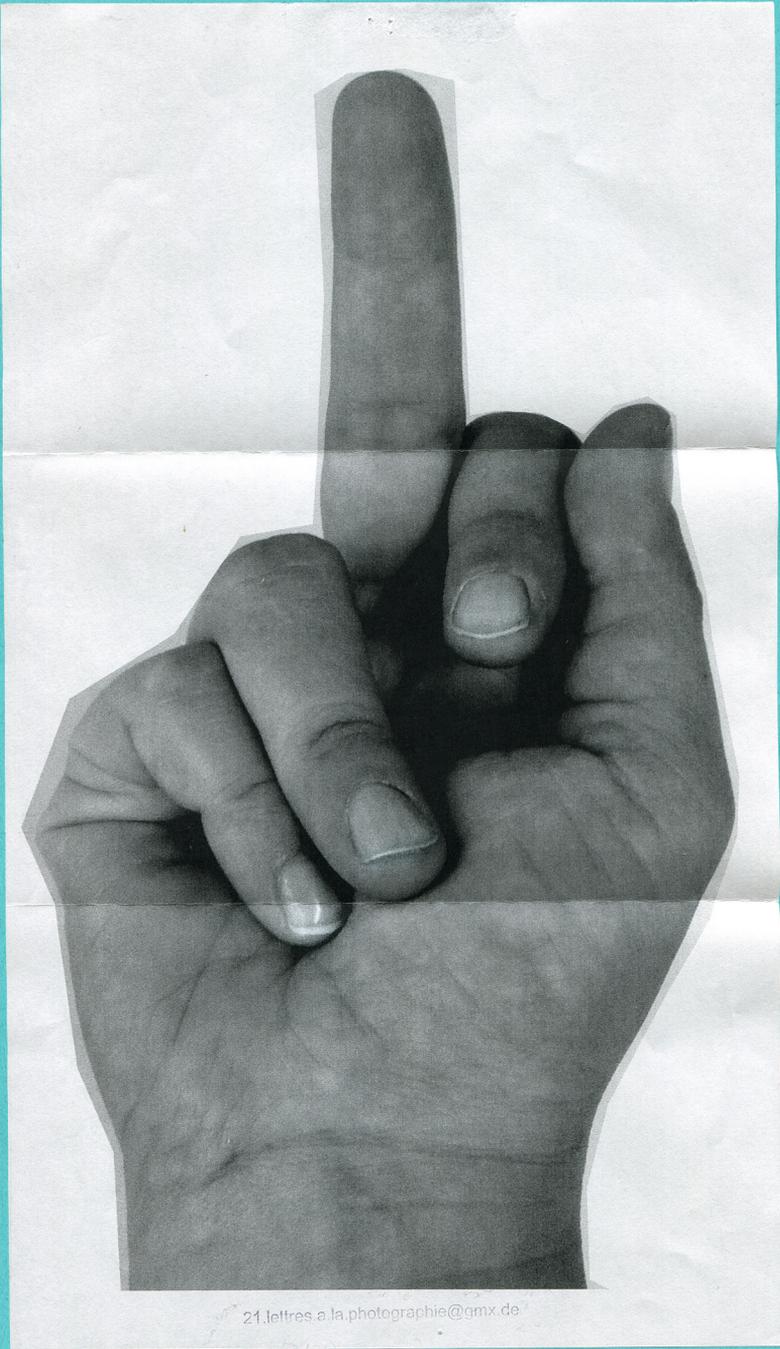
21 LETTRES À LA PHOTOGRAPHIE

Vorgestellt von KATHRIN PETERS

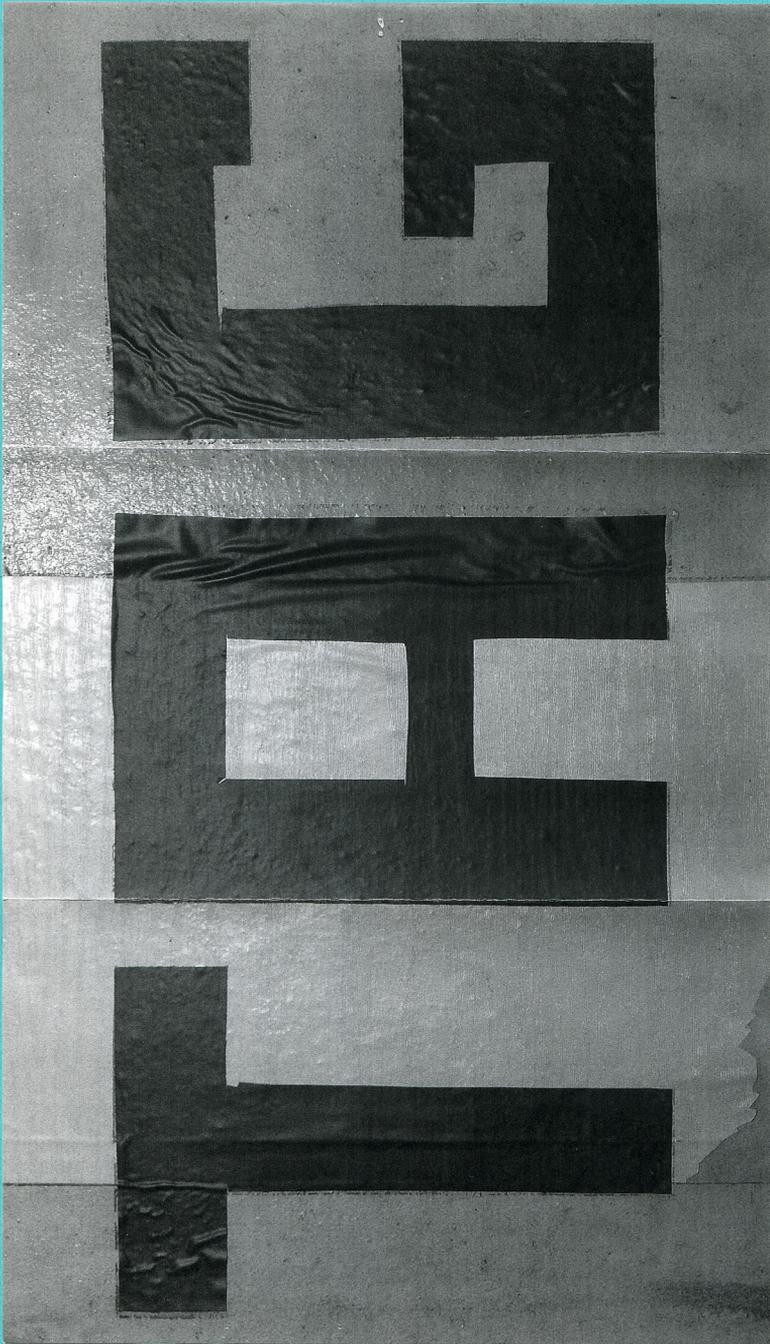
Seit wann ich die Briefe erhalte, erinnere ich nicht mehr genau, mindestens aber seit fünf Jahren. Damals hatte ich schon einen Schwung dieser Fotografien zusammen, die in Briefumschlägen mit Adressaufkleber, aber ohne Absender und Poststempel kommen, und sie an die Wand meines Büros geklebt, in dem ich zu dieser Zeit arbeitete. Meist sind es Ausdrucke auf Kopierpapier, oft beidseitig bedruckt, aber auch kleine Abzüge, wie sie von Fotoläden hergestellt werden, waren schon dabei; einmal eine bedruckte Plastiktüte. Die Briefe haben mich immer an meinen verschiedenen Arbeitsstätten erreicht, und weil es so viele verschiedene waren, Arbeitsstätten meine ich, und vielleicht auch, um jedem Gefühl, verfolgt zu werden, durch vorauseilende Eigeninitiative zu begegnen, habe ich bei jedem weiteren Wechsel meine neue Adresse an die einzige Signatur des/der Absenders/in geschickt, die mir vorliegt: <21.lettres.a.la.photographie@gmx.de> ist auf jeden Brief gestempelt. Erst vor wenigen Tagen ist eine weitere Sendung eingetroffen, es müsste der neunzehnte oder vielleicht sogar schon zwanzigste Brief sein. Einige der Briefe sind verloren gegangen; ich bin etwas sorglos mit den Blättern umgegangen, und das nicht nur wegen deren lapidarer Materialität. Es hat, selbst wenn es sich um ein künstlerisches Projekt handelt, und dessen war ich mir gleich sicher, etwas Unheimliches, anonyme Briefe zu bekommen (wer schreibt mir, den oder die ich nicht kenne, womöglich aber doch kenne, ohne dass sich die andere Person offenbart, während ich aufzufinden und zu erkennen bin, mit Namen und Geschlecht). Anonym ist hier ja nicht nur der Absender, sondern auch die Autorschaft der Bilder – handelt es sich um *found photographs* oder nicht, und wenn nicht, sind Sender_in und Fotograf_in dieselbe Person? Unbestimmt ist zudem, wer die Briefe erhält; nicht nur ich, das weiß ich.

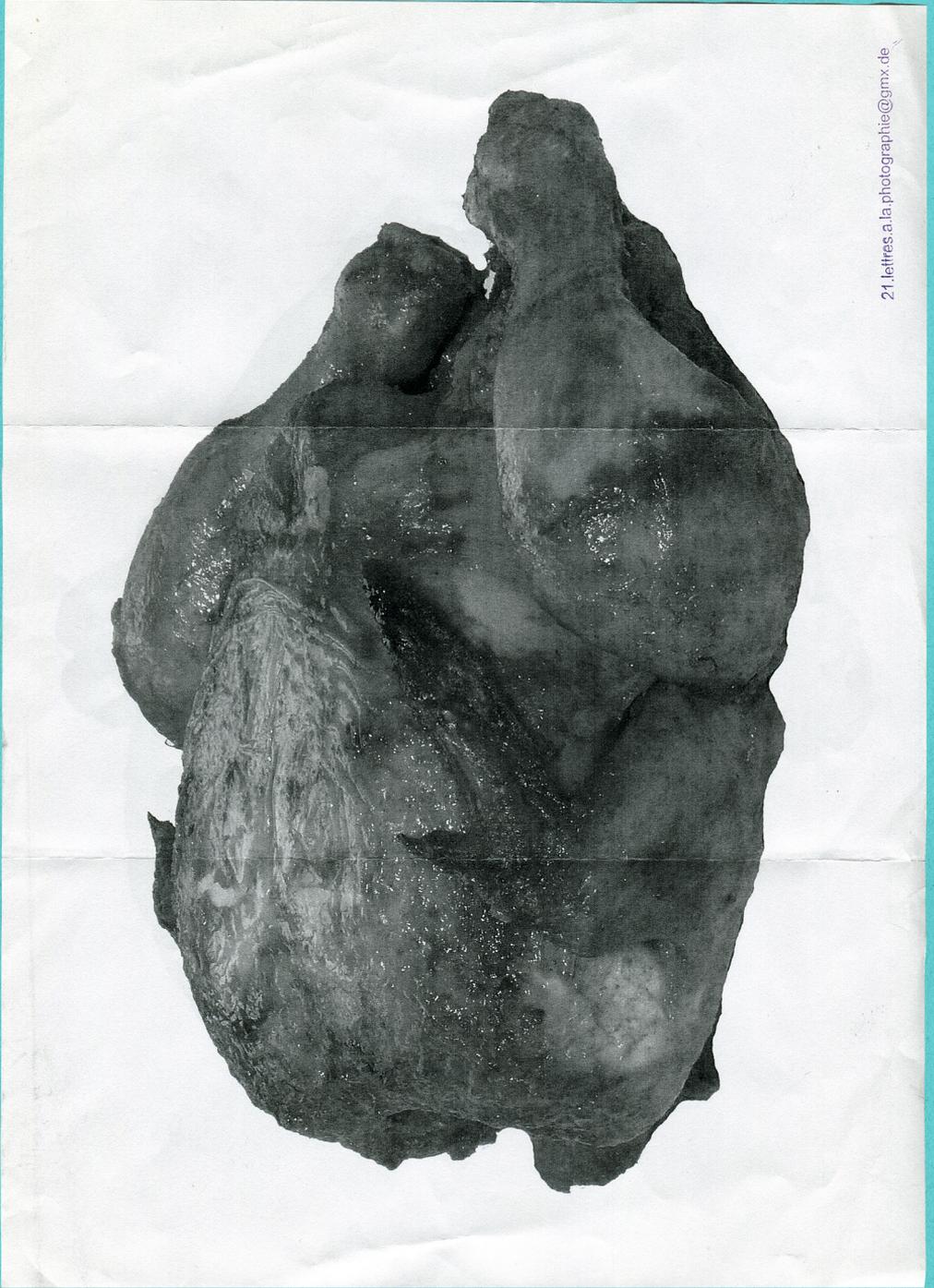
Weil die Bildstrecke in dieser Zeitschrift sich damit beschäftigt, wie autorlose Fotografien bzw. Gebrauchs fotografien durch Auswahl und Anordnung zu einem Archiv werden können, habe ich Lettres, wie wir die Person nennen, für einen Beitrag angeschrieben. Es gefällt mir, wie sich hier eine Arbeit mit anonymen Fotografien mit der Anonymität des Archivs verbindet, wie die Auswahl der Bilder auf dem Weg der postalischen Sendung in eine zeitliche Abfolge gedehnt wird, die es mir mangels Datierung oder Nummerierung nicht zu rekonstruieren gelingt. Lettres hat eine Auswahl getroffen, die einen bestimmten Ausschnitt aus den Briefsendungen in einer bestimmten Reihenfolge zeigt. Auch anonyme Autorschaft bleibt Autorschaft, nicht alles obliegt der Leserin.



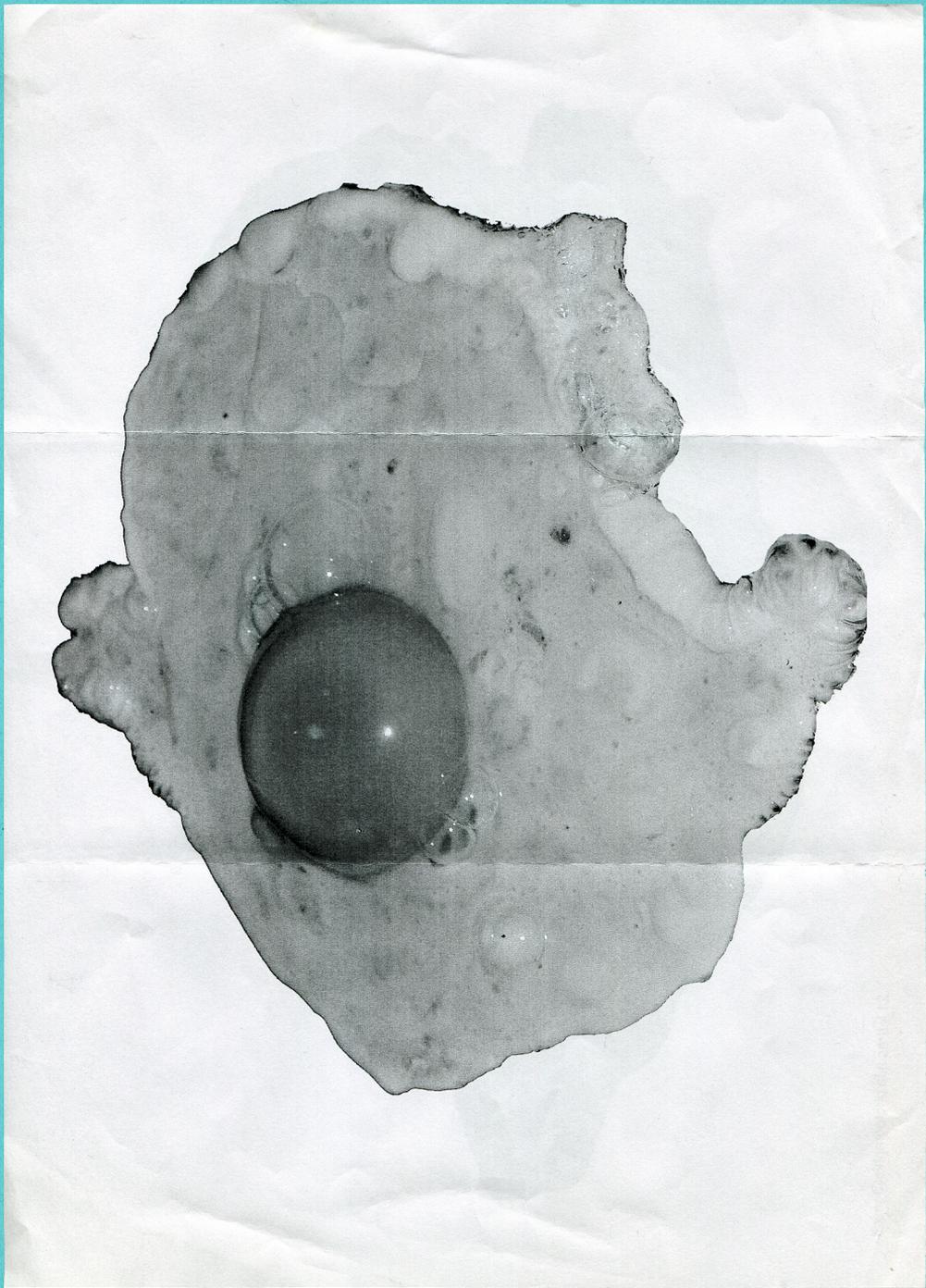


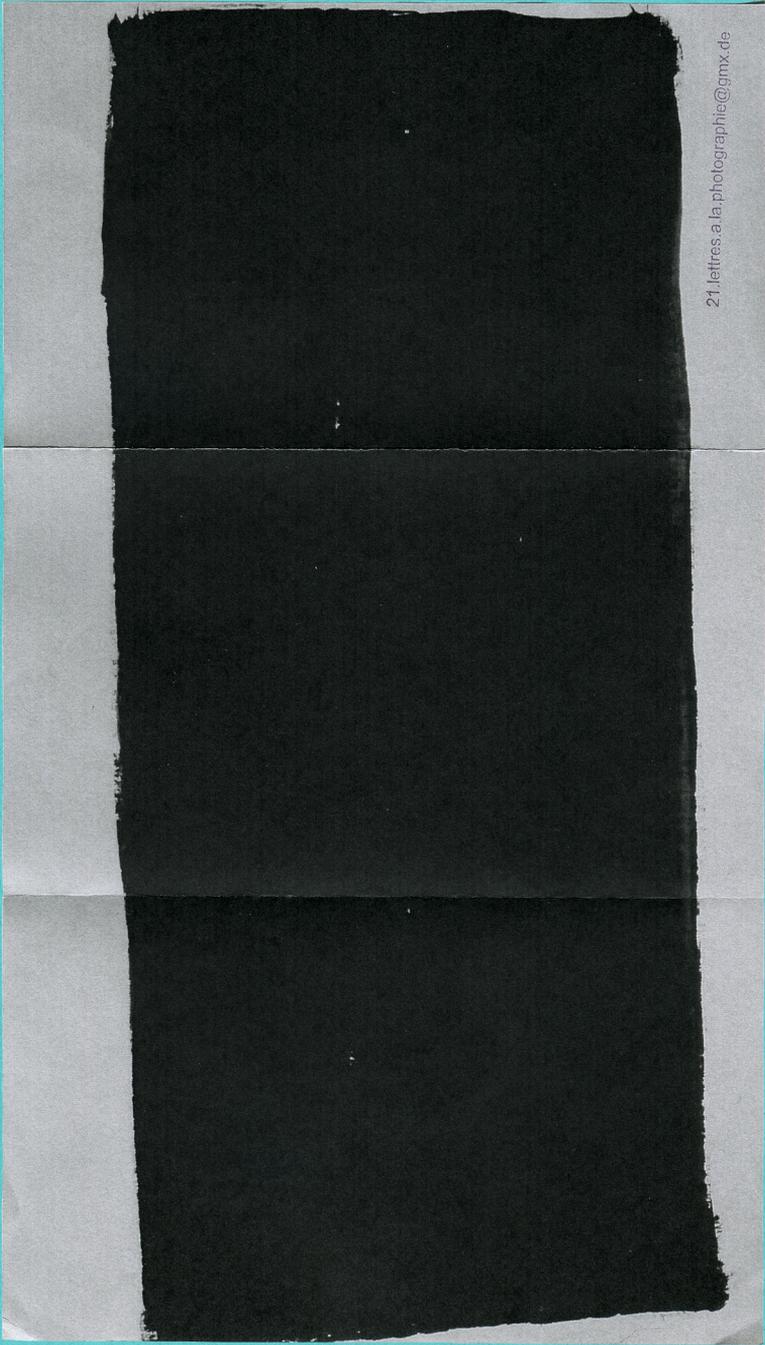
21.lettres.a.la.photographie@gmx.de

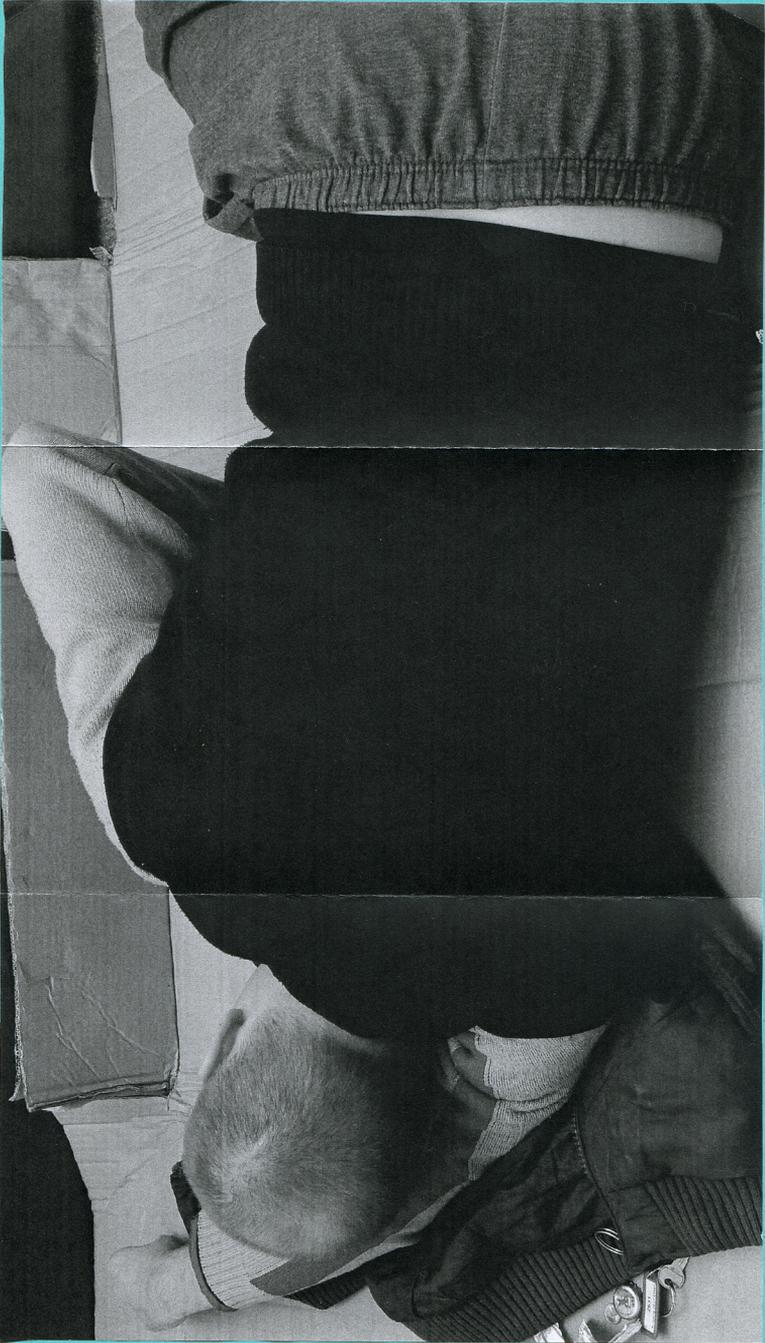




21.lettres.a.la.photographie@gmx.de







21.lettres.a.la.photographie@gmx.de

LABORGESPRÄCH

ERMITTLUNGEN DES GESICHTS

Tatjana Bergius ist freischaffende Künstlerin aus Berlin. Von 2003 bis 2008 arbeitete sie für das Landeskriminalamt in Berlin als Zeichnerin für subjektive Täterporträts und analoge Tatortvermessungen. Die dort erlernte Ästhetik und Struktur der polizeilichen Ermittlungsarbeit prägen Tatjana Bergius' Werke bis heute. Die hier abgebildeten Zeichnungen entstanden während ihrer Zeit beim LKA. Mit Jens Meinrenken und Nina Wiedemeyer sprach Tatjana Bergius über analoge und computerbasierte Phantombilderstellung und Tatortvermessung, über die Ästhetik der Polizeiarbeit, Lichtbildmappen und Graphic Novels sowie über die Konfrontation mit Lebensbühnen, die zu Tatorten wurden.¹

Jens Meinrenken / Nina Wiedemeyer Wie bist du Zeichnerin für das Landeskriminalamt in Berlin geworden?

Tatjana Bergius Konkreter Anlass war eine Fernsehsendung. Als ich eines Abends «Täter-Opfer-Polizei» gesehen habe, wurden ein Zeichner und seine Arbeit als Phantombildersteller der Berliner Polizei vorgestellt. Es wurde ein Phantombild zur möglichen Aufklärung einer Straftat gezeigt.

Ich war von dieser zeichnerischen Verfahrensweise sofort begeistert, nämlich aus der Erinnerung eines Zeugen ein Porträt zeichnen zu können. Am nächsten Tag rief ich beim Landeskriminalamt in Berlin an und sagte, ich wolle ein Praktikum als Phantombildzeichnerin machen. Zufälligerweise war gerade eine Stelle frei. Ich wurde in der folgenden Woche zu einem Bewerbungstermin eingeladen. Ich brachte eine Mappe mit und musste dann noch eine Eingangsprüfung machen im Porträtzeichnen und Raumvermessen. Da mir beides gelang, konnte ich dort bald mit einer Vollzeitstelle anfangen.

J.M./N.W. Was für eine Art von Einführung gab es in die Arbeit?

T.B. Normalerweise gibt es für Polizisten, die in Deutschland die meisten solcher

¹ Das folgende Gespräch entstand im Nachtrag zur Jahrestagung «... macht aber viel Arbeit.» Kunst – Wissen – Arbeit» (9.–11.10.2014) des Graduiertenkollegs «Das Wissen der Künste» an der Universität der Künste Berlin. In Tatjana Bergius' Biografie zeigt sich die damals für die Konferenz zentrale Frage nach der Wechselwirkung von künstlerischer Arbeit und täglichem Broterwerb auf besonders eindringliche Weise. Eine alternative Fassung mit Zeichnungen von Tatjana Bergius, die sie während der Veranstaltung angefertigt hat, wird im gleichnamigen Tagungsband beim Fink Verlag erscheinen.

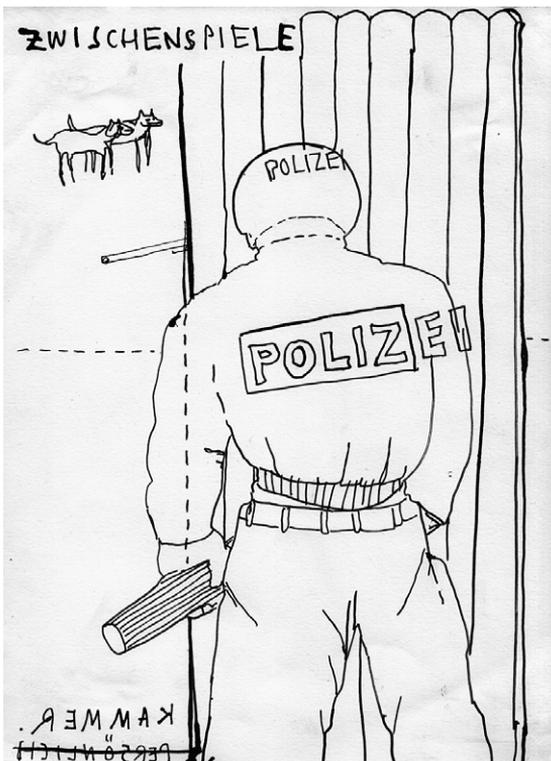
Stellen besetzen, eine Ausbildung in den entsprechenden Computerprogrammen. Ich hatte in Berlin insgesamt fünf weitere Kollegen, die meist aus dem Grafikbereich kamen und zum Zeichenteam dazugehörten. Bis auf eine Ausnahme in Hannover und später auch mich haben alle Phantombildzeichner im gesamten Bundesgebiet ihre Bilder mit Computerprogrammen erstellt. Für das Programm zur Erstellung von Phantombildern erhielt ich eine Einweisung. Dieses sogenannte Düsseldorfer System ist ein Computerprogramm, dessen Datenbasis komplett aus Handzeichnungen zusammengesetzt ist, mit allen möglichen Gesichtsmerkmalen. Diese Gesichter-Details wurden von Verbrecherkarteien abgezeichnet: Münder, Nasen, Augen etc. Der Zeichner erstellt also aus Bildeinzelteilen tatsächlicher Verbrecheraufnahmen das imaginäre Abbild eines neuen Verbrechers.

J.M./N.W. Wie dürfen wir uns den Vorgang des Zeichnens vor und mit Zeugen vorstellen?

T.B. Auf dem Monitor werden die Gesichtsm Merkmale aus der riesigen Datenbank thematisch dem Zeugen zur Auswahl vorgelegt. Doch das war nach meiner Beobachtung zumeist sehr irritierend und eine Überforderung für den Zeugen oder die Zeugin. Auf einer Fachtagung für Phantombildzeichner, an der ich teilnahm, machten Wahrnehmungsforscher der Uni Tübingen darauf aufmerk-

sam, dass eine Irritation der Erinnerung schon nach drei bis sechs Bildvorlagen aufträte und man sich als Befragende unweigerlich auf suggestives Gebiet begeben. Daher habe ich nur am Anfang mit dem Computer gearbeitet. Eigentlich wollte ich gern frei zeichnen, mit dem Bleistift arbeiten. Als ich mich dann nach der Tagung dazu entschieden hatte, konnte ich innerhalb von 20 Minuten mit dem Bleistift zu sehr befriedigenden Ergebnissen kommen. Der Austausch mit den Zeugen war dadurch viel lebendiger, weniger statisch, eine gemeinsame Arbeit an der Erinnerung statt einer ständigen suggestiven Vorlage von Gesichts- und Erinnerungsfragmenten. Dafür benötigt man nicht nur eine künstlerisch geschulte Wahrnehmung, sondern auch die entsprechende Zeichen- und auch Fragetechnik. Was ich gelernt habe: wie das Prozedere bei einer Zeugenabfrage vonstattengeht. Ein klares Bild bekommt man nur mit einer bemüht offenen, unsuggestiven Fragetechnik. Das kann auch mal umständlich sein. Statt nach einem Bart fragt man danach, ob ums Kinn herum etwas auffällig war. Nach dieser Methode habe ich mit den Zeugen gearbeitet.

Abb. 1 *Observation*, Tusche auf Zeichenkarton, 21 x 30 cm, 2005



J.M./N.W. Noch einmal zur Differenz zwischen Computer und Zeichnung: Beim Computerprogramm ist das Gesicht in verschiedene Teile zerlegt. Bei deiner Zeichnung findet ein synthetisierender Prozess statt. Ist die Zeichnung dem subjektiven Erleben und der selektiven Wahrnehmung bei einer Straftat näher als das additive Vorgehen bei der Erstellung einer Computergrafik?

T.B. Es sind in der Tat zwei komplett verschiedene Tätigkeitsfelder. In beiden Fällen fängt man mit der Kopfform an und arbeitet sich dann von der Stirn über die Augenbrauen bis zum Kinn runter. Dieses strukturelle Vorgehen ist vielleicht auch die einzige Ähnlichkeit zur Tatortvermessung. Aber im Grunde weiß ich selbst nicht wirklich, wie das funktioniert. Man muss sich in den Zeugen reinhören. Und herausfragen, was man wissen will. Eine Art Ermittlung des Gesichts.

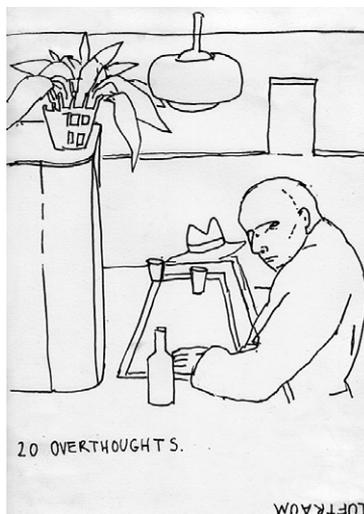
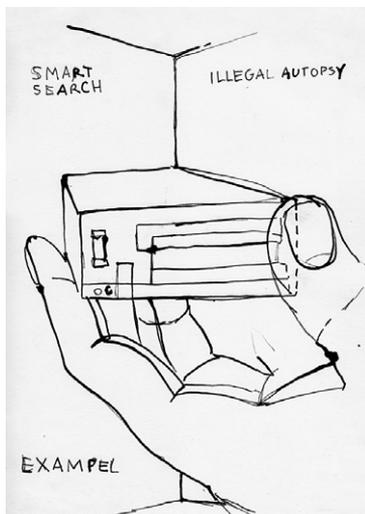
J.M./N.W. Die Zeichnung wird zum Medium der sprachlichen Beschreibung.

T.B. Wie Erinnerung Sprache und Sprache zur Zeichnung wird, das war genau die Arbeit, die mich so gereizt hat.

J.M./N.W. Deine Arbeit bei der Polizei lässt sich auch verstehen als eine Art Imaginationskönnen. Wie waren die Ermittlungsergebnisse der von dir frei gezeichneten Bilder?

T.B. Besser als die der Computerbilder, was glaube ich auf den Entstehungsprozess der Bilder zurückzuführen ist. Man bekommt während des Zeichenprozesses vom Zeugen genauere Korrekturen oder Hinweise. Das Zeichnen lockt offensichtlich die Erinnerung beim Zeugen auf andere Weise hervor. Ich habe oft erlebt, dass ein Zeuge sich am Anfang nicht sicher war, ob er sich an den Täter überhaupt noch erinnern konnte. Über eine grobe Vorskizze konnte ich ein schemenhaftes Erinnern provozieren und so ein konkretes Gesicht

Abb. 2-4 Aus/Ein | Loner | Kammer, Tusche auf Zeichenkarton, 21 x 30 cm, 2005



entstehen lassen. Das war mir mit den Einzelteilen aus dem Computer so nicht möglich; dies war für mich eher wie puzzeln, mit einem vagen Ergebnis. Zwar lernte ich von meinen Kollegen, wie man einen Ausdruck eines am Computer erstellten Phantombildes nachträglich retuschiert: Furchen, Augenringe, Falten werden sozusagen nachgeschminkt. Beim Zeichnen entstehen diese Attribute schon während des Prozesses und weisen so auf charakteristische Merkmale hin. Die Originalzeichnung wurde letztendlich an die jeweilige polizeiliche Ermittlungsstelle geschickt, auch Gerichte arbeiten damit. Das konnte ich einmal miterleben, als ich zu einer Gerichtsverhandlung als Zeugin vorgeladen wurde. Dort legte mir der Richter zwei von mir gezeichnete Phantombilder vor, die vermutlich zu demselben Vergewaltigungsfall gehören sollten. Ich musste genau darlegen, wie die beiden Bilder in der Arbeit mit zwei unterschiedlichen Zeuginnen entstanden waren. Das eine Porträt zeigte ein rundes Gesicht mit dunklen Augen und Haaren, das andere war blond, blauäugig und hatte zudem eine längliche Gesichtsform. Im ersten Fall beugte sich der Täter in dunklem Unterholz über das Opfer. Im zweiten Fall fand die Gewalttat unter einer Straßenlaterne statt. Es stellte sich heraus, dass beide Phantombilder aufgrund der Ähnlichkeit der Grundzüge und weiterer tatrelevanter Daten wie Ort und Uhrzeit dem Angeklagten zugeordnet werden konnten.

J.M./N.W. Du hast noch in einem anderen forensischen Bereich gearbeitet: Tatortvermessungen.

T.B. Bei der Berliner Polizei gehörte zu dieser Stelle neben dem Phantombildzeichnen auch die Tatortvermessung. Das habe ich in Kauf genommen, um die Phantombildarbeit fortzusetzen. Bei den Phantombildern, die in der Fachsprache <subjektive Täterporträts> heißen, wird dir minutiös erzählt, wie das Tätergesicht aufgebaut ist, vom Scheitel bis zur Stoffstruktur der getragenen Oberbekleidung. Danach erbringt man dann eine zeichnerische Übersetzungsleistung aus sprachlichen Elementen. Am Tatort ist es genau das Gegenteil. Beim Erstellen eines Phantombildes arbeitet man mit Zeugen, bei der Tatortarbeit ist man selbst Zeugin, ex post facto oder post mortem. Man ist einem Geschehen und seinen räumlichen Spuren ausgeliefert. Mein erster Tatort war ein aufgebrochener Geldautomat – ohne Leiche. Das war erst mal nicht so schwer. Aber nach der Probezeit wurde ich auch mitgenommen zu echten Leichen-Tatorten.

J.M./N.W. Wie war die Zusammenarbeit mit deinen Kollegen, zum Beispiel mit der Kriminaltechnik? Es wird dort ja auch fotografiert, es werden Spuren gesichert etc.

T.B. Die Zeichner kommen als Letzte an den Tatort. Zuerst wird der Tatort von der Kriminaltechnik vermessen. Die Zeichner vermessen dann den Tatort noch einmal – damals noch ganz analog. Neuerdings gibt es dafür einen Scanner, dessen Daten später vom Zeichner am Computer ausgewertet werden. Und die Polizeifotografen arbeiten mittlerweile mit Drohnen. Das Zeichnen vor Ort

nimmt heute keine wichtige Rolle mehr ein. Aber bis 2008 haben wir mit Stift und Maßband gearbeitet. In eine vorbereitete Skizze aus der Vogelperspektive wurden die Räume aufgenommen und die Maße eingetragen. Wenn man Pech hatte, war die Leiche noch da und die Techniker noch im Raum. Wobei es eigentlich gar keinen großen Unterschied macht, ob die Leiche noch da ist oder nicht, denn der Geruch ist in jedem Fall noch präsent. Am Tatort habe ich alle feststehenden Gegenstände gezeichnet, also Möbel und Dinge, die als Spuren von den Kommissaren belegt wurden, wie z.B. ein Haarbüschel oder ein Schuh. Alles bekommt bei der zeichnerischen Tatortaufnahme die gleiche Trivialität: Ein Wandschrank ist einem Haarbüschel gleichwertig. Die Zeichnungen wurden dann abgeheftet zusammen mit den Fotografien in der sogenannten Lichtbildmappe, die der Kommissar zusammenstellt und betextet. Die Zeichner steuern dazu einen Übersichtsplan bei, der als Auskunftsdokument dem Gericht vorgelegt wird.

J.M./N.W. Wie viele Zeichnungen hast du pro Tatort gemacht?

T.B. Die Anzahl richtete sich nach den Räumen der Tatorte. Jeder Raum einer Wohnung etwa bekam ein Blatt, dazu eventuell noch der Flur. Auch bei einem Außentatort wurde alles aufgenommen, bei einem Waldstück wurden beispielsweise die einzelnen Bäume vermessen. Am Computer wurden dann mit einem Architekturprogramm die Einzelblätter zusammengesetzt zu einem großen Übersichtsplan. Das ist eigentlich das Ergebnis.

J.M./N.W. Warst du einbezogen in die weitere Ermittlungsarbeit?

T.B. Nein, meine Arbeit war nach dem Zeichnen abgeschlossen. Du bekommst vor Betreten des Tatorts zwar eine Einführung durch den ermittelnden Kommissar. Das ist wie eine Kriminalgeschichte, aber sie bleibt konstitutiv ohne Täter, ohne Aufklärung. Den ermittelnden Kommissar nach dem Ermittlungserfolg oder -verlauf zu fragen, das war fast ein Tabu. Keiner machte das. Psychologische Nachbearbeitung oder Nachbesprechungen gab es zu meiner Zeit auch nicht: schnell wieder zum Dienst zurück. Für mich war das dann ab einem bestimmten Punkt unmöglich.

Solche Orte sind furchtbar belastend. Dadurch, dass die Zeichner die letzte Truppe sind, die diesen Ort begehen, hat das etwas sehr Melancholisches, weil ich wusste: Diese Lebensbühne wird nach meiner Arbeit verschwinden und abgebaut. Die Dinge und Orte erzählen einem eine Geschichte. Als Künstlerin schaue ich, vielleicht anders als Polizisten, ganz genau auf diese Lebensbühne – auf die Details und wie alles aufgebaut ist und zueinander in Beziehung steht.

J.M./N.W. Wie hat die Arbeit bei der Polizei deine künstlerische Arbeit beeinflusst?

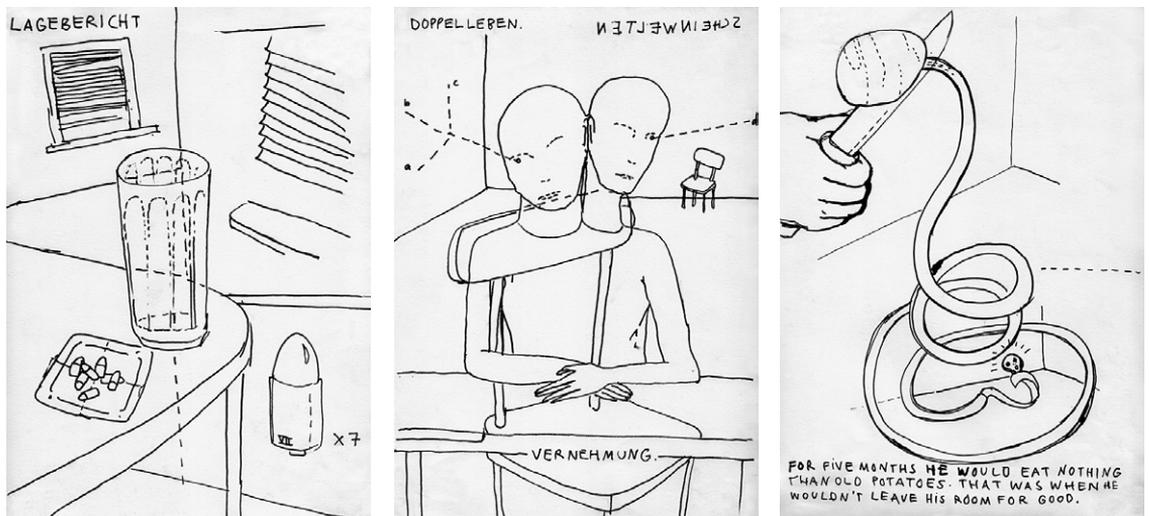
T.B. Ich habe unglaublich viele Anregungen von diesen Tatorten und von der Übersetzung von Erinnerungen mitgenommen in meine eigene künstlerische

Arbeit. Ich konnte meine Technik anbieten und mein Talent zu zeichnen, aber ich konnte vor allem wie ein Fischer in einem großen Netz alles einholen und mich fragen: Was berührt mich dabei, was kann ich davon umsetzen? Wie kann ich meinen «eigenen Tatort» damit anfüllen? Schon während meiner Tätigkeit für die Polizei habe ich zum Beispiel für eine Ausstellung im Georg-Kolbe-Museum in Berlin sechzig Zeichnungen gezeigt, die direkt mit meiner Tatortarbeit zu tun hatten: Es waren subjektive Ausschnitte von Tatortsituationen. Meine Arbeiten sind schon immer aus meinem Leben entstanden und meiner unmittelbaren Umgebung. Daher war das nicht nur eine psychologische Aufarbeitung des Erfahrenen, sondern auch der Wahrnehmung. Denn die eigene Ästhetik der Polizeiarbeit ist wirklich beeindruckend. Ich habe dort eine ganz neue Ästhetik kennengelernt, eine sehr lineare und systematische Aufgabebewältigung: die Akten, das Formularwesen, die Lichtbildmappen. Man hat es mit bürokratisch festgelegten Strukturen zu tun. Das waren Sachen, die meine Arbeit sehr beeinflusst haben – bis hin zu Installationen, in denen ich Tatortausschnitte nachgebaut habe.

J.M. / N.W. Was hat dich an den Tatorten interessiert?

T.B. Die <Kreativität> eines Täters, wenn man das mal völlig amoralisch zu betrachten versucht, war für mich in vielen Fällen sehr beeindruckend. Ich habe Aufbauten an Tatorten zu Gesicht bekommen, die in ihrer fantasievollen Konstruktion und Anordnung auf irritierende Weise künstlerischen Rauminstallationen glichen, auch da sie nach der Tat nun zweckentfremdet erschienen. Irre Objekte im Raum. Bei einer Tatortbegehung fanden wir in einem kleinbürgerlich eingerichteten Wohnzimmer eine Couch vor, aus deren Sitzfläche sich ein selbst konstruierter OP-Tisch ausfahren ließ, inklusive Blutabflussrinne. Wurde der Tisch eingefahren, konnte niemand ahnen, was die Couch hier verborgen

Abb. 5-7 Projekt | Two-in-one | Versteck, Tusche auf Zeichenkarton, 21 x 30 cm, 2005



hielt. An einem anderen Tatort hatte der Täter ein Spiegelkabinett in seiner völlig verwahrlosten Küche aufgebaut. Beim Vermessen merkte ich, dass ich mich, egal vor welchem Spiegel ich stand, in einem anderen Spiegel sehen konnte. Vor jedem Spiegel lag jeweils ein Miniaturbildchen, das einen mir bis dahin unbekanntem erotischen Fetisch darstellte. Oft waren es die Räume an sich, die Einrichtung und Ausstattung, die meine Aufmerksamkeit fesselten. An einem Tatort hingen auf pastellfarbenen Tapetenmustern gerahmte Bilder von Katzen- und Hundewelpen, und schon der Blick durch die offene Tür ins Nebenzimmer zeigte eine riesige Blutlache in einem unglaublichen Chaos. Manchmal faszinierten mich auch Strukturen, wie zum Beispiel die aufgesprungene kristalline Oberfläche einer getrockneten schwarz-roten Blutlache, durch die das Himmelblau eines PVC-Fußbodens leuchtete.

J.M./N.W. Warum hast du mit der Polizeiarbeit aufgehört?

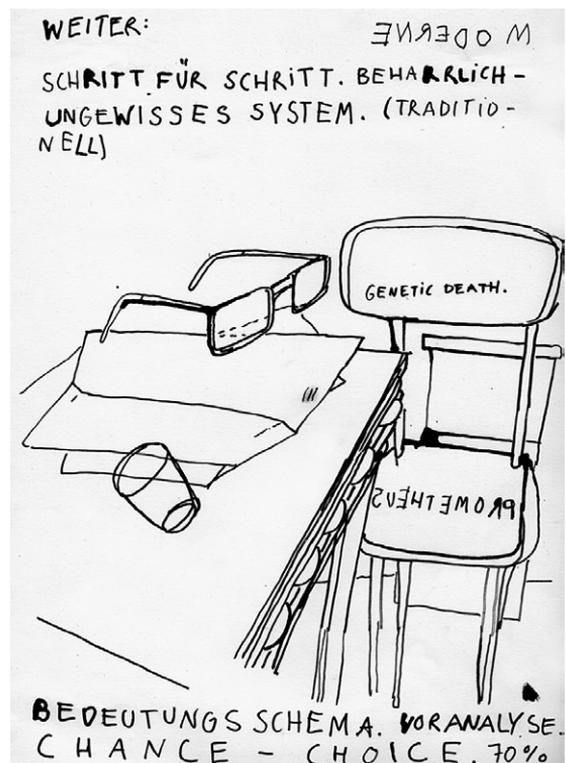
T.B. Ein Brandtatort war der Grund – an den wurden wir gerufen, nachdem Kommissar und Spurensicherung schon Tage zuvor ihre Arbeit verrichtet hatten. Vielleicht war deswegen kein Kommissar vor Ort, der uns die gewöhnliche Tatorteinweisung hätte geben können. Ich ging davon aus, dass wir es mit einem <normalen> Brandtatort zu tun hatten. Ich stieß dort dann völlig unvorbereitet auf die Leichenspuren eines verstorbenen Kindes. Dort, wo der bei meiner Ankunft bereits entfernte kleine Leichnam gelegen hatte, war nun im Ruß eine grüne Fliesenfläche zu sehen, die jedes Detail des Körpers nachzeichnete, sogar die Wimpern des Kopfprofils.

Das hat mich tief getroffen. Ich wusste, dass ich so etwas nie wieder erleben möchte. Ohne eine vorbereitende Erzählung entsteht beim Betreten eines Tatorts ein Schock oder ein Trauma, ein nicht einzuordnendes Schreckenserlebnis. Ich dachte nicht, dass mir das passieren könnte. Ich war eigentlich immer sehr tough und fühlte mich wie im Fernsehen: auf der anderen Seite. Aber das war dann damit zu Ende. Meine Geschichte führte dann auch dazu, dass in der Polizeidienststelle für Kriminaltechnik eine Psychologin eingestellt wurde, soviel ich weiß.

J.M./N.W. Spielen Techniken aus deiner Arbeit bei der Polizei für deine künstlerische Arbeit heute noch eine Rolle?

T.B. Ich bin vorher sehr von der Linie ausgegangen, von der sich Bilder aufbauen. Die Technik meiner Arbeitsweise hat sich durch die Polizeiarbeit extrem verändert. Ich wende mich jetzt viel mehr der

Abb. 8 *Prometheus*, Tusche auf Zeichenkarton, 21 x 30 cm, 2005



Fläche zu und habe eine andere Erzählweise entwickelt. Früher habe ich viele Geschichten auf einer Bildfläche erzählen können, überall passierten verschiedene Sachen, und es ging mir auch um das Gleichgewicht auf einer Fläche als einem großen Erzählfeld. Heute arbeite ich viel genauer und die Abstraktion interessiert mich nicht mehr so.

J.M. / N.W. Mit welchen Materialien arbeitest du?

T.B. Ich arbeite mit Pinsel und schwarzer Tusche, nicht mehr mit Bleistift. Weil das flächiges Arbeiten erlaubt. Und ich arbeite aus der dunklen Fläche heraus.

J.M. / N.W. Seit einiger Zeit machst du Graphic Novels. Hat das auch mit deiner Polizeiarbeit zu tun?

T.B. Die Lichtbildmappen sind eigentlich wie Graphic Novels. Los geht es in diesen Mappen mit der Außenfassade, dann kriecht man wie in einem Schneckenhaus weiter nach innen, von den nummerierten Fotos und Textkommentaren der Kommissare über die Obduktionsfotos bis zum Schluss im besten Fall zur Tatwaffe. Und die Ästhetik ist unheimlich stark: Eine weinrote Leber ist auf einem türkisfarbenen Untergrund drapiert und dann als Foto auf einem gelben Karton aufgezogen. Eine lineare Erzählweise, die dich ohne Menschen nur mit Wohnungssituationen und Gegenständen durch eine Geschichte führt. Für mich waren es vor allem diese objektbezogene Erzählweise und die dazugehörige Systematik der Tatortbeschreibung, die mich mehr und mehr interessierten. Meine Bildgeschichten sind inspiriert von dieser Erschließungsmethode und der Aneinanderreihung von Bildern, die sich zu einer Gesamtgeschichte zusammenschließen.

Die Bilder der Graphic Novels entstanden darüber hinaus als malerische Reaktion auf Vorlagen aus Printmedien, in denen ich eine verstörende Ikonografie zu erkennen glaubte. Ich reihte diese Bilder aneinander und setzte dann einen assoziativen Text unter das jeweilige Panel, woraus sich schließlich eine Geschichte zusammenfügte. In beiden Fällen, den Graphic Novels und den Lichtbildmappen, bestimmt die Rekonstruktion des Verbrechens sowie die Verbindung von Bild und Text die erzählerische Darstellungsweise.

EXTRA

**DIE SCHWER DURCHDRINGBARE
PARALLELWELT
DER DEUTSCHEN SCHÜTZT DIE KILLER**



DIESE BILDREIHE
HAT GEFÜHRT
ZUM ALBANIA

Gastarbeiter, Ausländer, Zuzugsstop, Meyerswende, Rostock, Gellingau, Melle, Lübbeck, Asylkompromiss, Roland Koch, National befreite Zonen und Abschiebelager, Fußball WM mit Integrationshintergrund, NSU, Samson und Meinungsfreiheit, Kristina Schöder & Co, Rasterfahndung, NSU, Zwangsheute, Kopfloch & Terroristen, Islamismus, Pro Deutschland und Verfassungsschutz ...

**DIE MAUER DES RASSISMUS ZEIGT, DASS DIE DEUTSCHEN NOCH
IMMER NICHT IN DIESER GESELLSCHAFT ANGEKOMMEN SIND.
INTEGRATION IS OVER!
WIR SIND ALLE SCHUTZGELDERPRESSER!**

Plakat, entstanden im Kontext des derin-Bündnis, Idee und Gestaltung:
Ulrike Hamann, Sandy Kaltenborn, Berlin 2011

DAS «RASSIFIZIERTE FELD DES SICHTBAREN»

Deutungen des NSU-Terrors 2004–2011

Als die Existenz des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) am 4. November 2011 öffentlich bekannt wurde, schien es, als sei eine Antwort auf die Frage gefunden, wer für die zehn Morde in Rostock, Nürnberg, Hamburg, München, Dortmund, Kassel und Heilbronn in den Jahren zwischen 2000 und 2007 und für die beiden Bombenanschläge in Köln 2001 und 2004 verantwortlich war. Warum konnten die Mordreihe und die Anschläge zuvor trotz umfassender und jahrelanger Ermittlungen nicht aufgeklärt werden?¹ Symptomatisch für eine mögliche Antwort auf diese Frage ist die Aussage eines Kriminaloberrats im seit Mai 2013 laufenden NSU-Verfahren am Oberlandesgericht München. Der Kriminalbeamte hatte zur Ermordung von Habil Kılıç im August 2001 in München ermittelt. Er gibt zu Protokoll, dass ein Zusammenhang zu den Morden an Enver Şimşek und Abdurrahim Özudoğru, beide 2000 in Nürnberg, und Süleyman Taşköprü 2001 in Hamburg schnell nahegelegen habe, da alle Opfer «türkische Mitbürger» gewesen seien. Man habe, so sagt er weiter, zum damaligen Kenntnisstand nicht auf rechte Gewalt schließen können, da diese anders aussähe, «brutal» und «laut». Rassismus als Mordmotiv schien auszuschließen, weil die Morde professionell, kaltblütig, rational ausgeführt wurden, am helllichten Tag, ohne Spuren am Tatort zu hinterlassen, ohne ersichtliches Motiv. Stattdessen verteidigt der Kriminaloberrat die Ermittlungen im Bereich Organisierter Kriminalität: «Jetzt soll man mal bitte nicht so tun, als ob es keine türkische Drogenmafia gibt.»²

Die Aussage des Kriminalbeamten spitzt zu, was vor November 2011 als Konsens galt: Den Fällen ist gemeinsam, dass die Opfer türkischer bzw. griechischer Herkunft sind. Eine rechtsextremistische Motivation liegt fern. Organisierte Kriminalität ist wahrscheinlich. Nachträglich unterstützt wurde diese Einschätzung von Bundeskanzlerin Merkel in ihrer Rede anlässlich der Trauerfeier für die Opfer des NSU: «Nur wenige hierzulande hielten es für möglich, dass rechtsextremistische Terroristen hinter den Morden stehen könnten, nachdem bislang für typisch gehaltene Verhaltensmuster von Terroristen, wie zum

¹ Durch die Aussage eines der Angeklagten, Carsten Schultze, im NSU-Prozess konnte ein weiterer Sprengstoffanschlag, das sogenannte Taschenlampen-Attentat, das am 23.6.1999 in Nürnberg gegen eine türkisch-deutsche Gaststätte verübt wurde, dem NSU zugeordnet werden. NSU Watch: Protokoll 172. Verhandlungstag – 17.12.2014, www.nsu-watch.info/2014/12/protokoll-172-verhandlungstag-17-12-2014/, gesehen am 27.6.2015.

² NSU Watch: Protokoll 22. Verhandlungstag – 11.7.2013, www.nsu-watch.info/2013/07/protokoll-22-verhandlungstag-11-juli-2013/, gesehen am 27.6.2015. 2006 berichtet die Presse über die Vermutung des Profilers Alexander Horn, die der These der Organisierten Kriminalität widerspricht: Horn geht von einem Einzeltäter aus, der «seine Opfer zufällig auswähle, nach deren türkischem Erscheinungsbild». Ein rassistischer Hintergrund der Taten wird aber auch hier ausgeschlossen: «Neonazis könnten kein politisches Kapital aus den Morden schlagen.» E. Berger, K. Litschko: «Eine Bande aus den Bergen Anatoliens», Rekonstruktion einer Mordserie, in: *taz.de*, dort datiert 21.11.2011, www.taz.de/5107106/, gesehen am 27.6.2015.

3 Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel bei der Gedenkveranstaltung für die Opfer rechtsextremistischer Gewalt am 23. Februar 2012 in Berlin, www.bundeskanzlerin.de/ContentArchiv/DE/Archiv17/Reden/2012/02/2012-02-23-bkin-gedenkveranstaltung.html, gesehen am 27.6.2015.

4 Zit. n. Andrea Röpke, Andreas Speit: Einleitung, in: dies. (Hg.): *Blut und Ehre. Geschichte und Gegenwart rechter Gewalt in Deutschland*, Berlin 2013, 9–22, hier 16. Zum Stand der Aufklärung und der Arbeit der parlamentarischen Untersuchungsausschüsse sowie zum Stand des NSU-Prozesses vgl. NSU-Watch (nsu-watch.info); zu Verstrickungen zwischen Ermittlungsbehörden und Neonazistrukturen s. auch: Bodo Ramelow (Hg.): *Schreddern, Spitzeln, Staatsversagen. Wie rechter Terror, Behördenkumpanei und Rassismus aus der Mitte zusammengehen*, Hamburg 2013; Andreas Förster (Hg.): *Geheimsache NSU. Zehn Morde, von Aufklärung keine Spur*, Tübingen 2014; Stefan Aust, Dirk Laabs: *Heimatschutz. Der Staat und die Mordserie des NSU*, München 2014. Überlebende des Bombenanschlags in der Kölner Keupstraße berichten davon, dass ihre Vermutung, es könne sich um ein rassistisches Attentat handeln, von den Ermittlern zurückgewiesen wurde. Vgl. Dostluk Sinemasi (Hg.): *Von Mauerfall bis Nagelbombe. Der NSU-Anschlag auf die Kölner Keupstraße im Kontext der Pogrome und Anschläge der neunziger Jahre*, Berlin 2014.

5 Rede der Bundeskanzlerin.
6 Anklage der Bundesanwaltschaft im NSU-Verfahren, datiert 8.11.2012, www.generalbundesanwalt.de/de/showpress.php?newsid=460, gesehen am 8.7.2015.

7 Judith Butler: *Endangered/Endangering. Schematic Racism and White Paranoia*, in: Robert Gooding-Williams (Hg.): *Reading Rodney King/Reading Urban Uprising*, New York & London 1993, 15–22, hier 17.

8 Vgl. Nanna Heidenreich: *Ansichtssachen. Die V/Erkennungsdienste des deutschen «Ausländerdiskurses» und die Perspektive der Migration*, in: Martina Tißberger, Gabriele Dietze, Daniela Hrzán, Jana Husmann-Kastein (Hg.): *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Critical Studies on Gender and Racism*, Frankfurt/M. 2006, 203–217, 207–208.

Beispiel Bekennerschreiben, nicht vorlagen.»³ Der politische Hintergrund der Morde und Bombenanschläge des NSU (Rassismus, Neonazismus, Terrorismus), so ist aus den Aussagen zu schließen, war zum Zeitpunkt ihrer Ausführung nicht *erkennbar*.

Wir möchten diese Behauptung prüfen, ausgehend von dem, was Ermittler_innen, Politiker_innen und Presse vermutlich an Informationen zur Verfügung stand. Dabei lassen wir die Frage außen vor, ob von einem politischen Willen auszugehen ist, der den politischen Hintergrund bewusst verunklart hat. Vom heutigen Kenntnisstand aus ist bekannt, dass zahlreichen Hinweisen auf einen neonazistischen, rassistischen Hintergrund des Terrors nicht nachgegangen wurde: Der Bundestagsuntersuchungsausschuss hatte in seinem Abschlussbericht umfangreiches Staatsversagen attestiert. Sebastian Edathy, der ehemalige Vorsitzende des Ausschusses, fasst seine Erkenntnisse folgendermaßen zusammen: «Die These, dass die Ceska-Mordserie einen rechtsextremen Hintergrund haben könnte, wurde bewusst öffentlich nicht zur Sprache gebracht.»⁴ Trotz des Versprechens von Bundeskanzlerin Angela Merkel, alles zu tun, «um die Morde aufzuklären und die Helfershelfer und Hintermänner aufzudecken und alle Täter ihrer gerechten Strafe zuzuführen»⁵, hat sich die Bundesanwaltschaft mit ihrer Anklageschrift darauf festgelegt, dass der NSU aus dem «Trio» Beate Zschäpe, Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt sowie den mitangeklagten Unterstützern bestand.⁶ Sowohl die parlamentarischen Untersuchungsausschüsse als auch der Prozess – insbesondere durch das Engagement der Nebenklage – haben jedoch mittlerweile erwiesen, dass der Kreis der Beteiligten bzw. Unterstützer_innen weitaus größer war, sodass von einem komplexen Netzwerk gesprochen werden muss.

Was bedeutet die Behauptung, rassistischer Terrorismus sei zum Zeitpunkt seiner Ausführung nicht erkennbar gewesen? Uns geht es hier um die Frage der Wahrnehmbarkeit von Rassismus. Von nicht erkennbarem Rassismus auszugehen impliziert: Hätte es ein Bekenntnis, Zeugenschaft oder andere Beweise gegeben, hätte der Rassismus als Rassismus gesehen werden können. Und: Die Deutungen der Morde und Anschläge, die an die Stelle von Ermittlungen in Richtung rassistischer Taten traten, galten unter der Voraussetzung fehlender Indizien als neutral (wiedermum vorausgesetzt, dass die Ermittlungen nicht intentional rassistisch waren).

Wir folgen Judith Butler in der Annahme, dass Sehen von Gewalt nicht in einem neutralen Feld des Sichtbaren stattfindet, sondern jedes Sehen durch rassifizierte Wahrnehmungsbedingungen strukturiert ist, was Butler als «rassifizierte Formation» des Sichtbaren bezeichnet.⁷ In ihrem Aufsatz «Endangered/Endangering. Schematic Racism and White Paranoia» (1993) führt Butler dies anhand der (fehlenden) Beweiskraft der Darstellungen von Gewalt im Rodney-King-Prozess aus, worauf wir später zurückkommen werden. Wir gehen davon aus, dass die Beobachtung in Bezug auf den US-amerikanischen Diskurs auch für rassifizierende Oberflächenlektüren und V/Erkennungen im

deutschen Kontext zutrifft.⁸ Jedoch ist nicht nur Sehen, sondern auch Nicht-Sehen als Deuten im Feld des Sichtbaren zu verstehen, wenn man mit Butler davon ausgeht, dass Wahrnehmung ebenso wie Nicht-Wahrnehmung politisch bestimmt, das heißt gerahmt ist.⁹ Aussagen bezüglich dessen, was als nicht *sichtbar* gilt, müssen daraufhin befragt werden, was unter welchen strukturellen, epistemischen Voraussetzungen *nicht gesehen wurde*. Im Folgenden wollen wir dies anhand der Presseberichterstattung über die Terroranschläge des NSU vor deren Aufdeckung 2011 zeigen.¹⁰ Hierfür haben wir online abrufbare Artikel verschiedener regionaler und überregionaler Tageszeitungen und Wochenzeitschriften zwischen 2004 und 2011 auf die Formulierung nicht sichtbarer Hinweise und Beweise rassistischer Gewalt durchgesehen. Die meisten Artikel sind aus den Jahren 2005, nach dem Mord an İsmail Yaşar in Nürnberg, und 2006, als nach dem achten und neunten Mord an Mehmet Kubaşık in Dortmund und Halit Yozgat in Kassel die Aufklärungsbemühungen intensiviert wurden.

Unter welchen Wahrnehmungsvoraussetzungen ist Rassismus erkennbar? Das heißt in Bezug auf den NSU: Wie hätte das Fehlen von Bekenntnissen oder Beweisen anders gesehen /gedeutet werden können bzw. müssen? Im Anschluss an Butlers theoretische Ausführungen widmen wir uns der Materialanalyse, hier anhand der Fragen, *was*, welche Fallsituationen als <Fehlen> von Bekenntnissen und Beweisen gedeutet wurden. Was wurde gesehen, was wurde nicht gesehen? Gab es wirklich keine <expliziten> Hinweise auf Rassismus? Und: *Wie* wurde die Leerstelle, die die vermeintlich fehlenden Bekenntnisse und Beweise erzeugt haben, gefüllt? Inwiefern haben die vermeintlich inexistenten Hinweise auf rassistische Gewalt reflexhaft rassistische Projektionen in Ermittlung und Presse hervorgerufen?

Der Fall NSU: fehlende Botschaft?

Im NSU-Prozess gibt es im Unterschied zum Rodney-King-Prozess in den USA keine evidenten Bilder der Taten. Die zehn Morde und zwei Bombenanschläge zwischen 2000 und 2007 wurden ausgeführt, ohne Spuren am Tatort zu hinterlassen. Lediglich die immer identische Tatwaffe, so heißt es in der Presse, verbinde die Taten «als bewußt gelegte Spur», die «andere einschüchtern» solle,¹¹ sowie die besondere Brutalität der Ausführung.¹² Die Waffe und auch die Morde selbst werden als Botschaft angesehen, jedoch gilt als unentschlüsselbar, von wem sie vermittelt wird und wem sie gilt. Die Mordserie wird deshalb als «mysteriös» und «rätselhaft» bezeichnet.¹³ Erst als im November 2011 in der ausgebrannten Wohnung in Zwickau eine DVD gefunden wird, auf der sich der NSU unter der Losung «Taten statt Worte» zu den terroristischen Anschlägen bekennt, kann die fehlende Selbsterklärung als eine terroristische Strategie eingeordnet werden und die Morde und Bombenanschläge als rassistisch und neonazistisch motiviert. Mit der Einordnung als Terrorismus tun sich weiterhin viele schwer.¹⁴

⁸ Judith Butler: *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*, Frankfurt / M., New York 2010 [2009], 9.

¹⁰ Eine umfangreiche Analyse der Berichterstattung über die Morde hat die Studie der Otto Brenner Stiftung vorgelegt. Vgl. Fabian Virchow, Tanja Thomas, Elke Grittmann: «Das Unwort erklärt die Untat.» Die Berichterstattung der NSU-Morde. Eine Medienkritik, Frankfurt / M. 2015, 10–11.

¹¹ Christian Denso: Auf der Jagd nach einem mörderischen Phantom, in: *Hamburger Abendblatt*, dort datiert 30.5.2006, www.abendblatt.de/politik/deutschland/article107121385/Auf-der-Jagd-nach-einem-moerderischen-Phantom.html, gesehen am 27.6.2015.

¹² Arno Heissmeyer, Christian Sturm, Marco Wiesniewski: Mordserie: Ultimative Botschaft, in: *FOCUS*, dort datiert 15.4.2006 (Magazin Nr. 16), www.focus.de/politik/deutschland/mordserie-ultimative-botschaft_aid_217437.html, gesehen am 27.6.2015; Suzan Gülfrat: Irgendjemand muss ihn kennen, in: *tageszeitung*, dort datiert 11.9.2006, www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel?ressort=sw&dig=2006/09/11/a0164&cHash=e6698ge8dbf63024348329dc34c64ebd, gesehen am 27.6.2015.

¹³ Vgl. u. a. Andreas Wegener: Vor einem Jahr wurde Kioskbesitzer Mehmet Kubaşık getötet, in: *Ruhrnachrichten.de*, dort datiert 4.4.2007, aktualisiert am 13.2.2009, www.ruhrnachrichten.de/staedte/dortmund/vor-einem-jahr-wurde-kioskbesitzer-mehmet-kubaski-getoetet/art930483026, gesehen am 27.6.2015

¹⁴ Zu Verbindungen des NSU zu Neonazi-Organisationen und Terrorkonzepten siehe u. a.: Michael Weiss: Der NSU im Netz von Blood & Honour und Combat 18, in: *NSU-Watch*, dort datiert 8.6.2015, www.nsu-watch.info/2015/06/der-nsu-im-netz-von-blood-honour-und-combat-18-gesamtversion/, gesehen am 27.6.2015.

Neben der Waffe wurde eine weitere Verbindung zwischen den Taten darin gesehen, dass alle Ermordeten bis auf das zehnte Mordopfer, die Polizistin Michèle Kiesewetter, migrantische Gewerbetreibende türkischer und griechischer Herkunft waren. In der *tageszeitung* heißt es:

Warum mussten sie sterben: drei Dönerverkäufer, ein Blumenhändler, ein Änderungsschneider, ein Kioskbesitzer, zwei Obst- und Gemüsehändler und der Mitinhaber eines Schlüsseldienstes? Was hatten sie dem Unbekannten getan? Wen oder was repräsentierten sie für ihn?¹⁵

Die Opfer gelten als «fleißig, unauffällig, gut integriert».¹⁶ Ermittlung und Presse können sich keinen Reim auf die Logik der Auswahl der Opfer machen. Der vom BKA 2006 eingesetzte Fallanalytiker Alexander Horn geht von Zufall aus: «Wenn gerade diese Männer getötet werden sollten, hätten der oder die Täter sie mit enormem Aufwand observieren müssen. Eigentlich konnte niemand wissen, dass sie an diesem Zeitpunkt an diesem Ort waren.»¹⁷ Zugleich sind sich die Ermittler_innen aber sicher, dass die Opfer «nicht zufällig gestorben»¹⁸ sind, sie waren «kleine Glieder in einer Kette ..., die wir noch nicht durchschauen können».¹⁹ Es «muss einen Zusammenhang geben».²⁰ Zwei Aussagen stehen in den Darstellungen der Ermittlungen scheinbar zusammenhanglos nebeneinander: *Die Taten sind mit keiner beabsichtigten oder unbeabsichtigten Botschaft versehen.*²¹ *Alle Opfer sind migrantisch.*²² Unter welchen Voraussetzungen ist es denkbar, diese beiden Aussagen, die die Ermittlungen jahrelang leiten, nicht miteinander in Verbindung zu bringen? Wie ist zu erklären, dass der Umstand der Gemeinsamkeit, dass alle Opfer migrantisch sind, nicht als signifikant, als Botschaft selbst gesehen wird? Diese Frage ist nur zu beantworten, wenn man berücksichtigt, dass Sehen einer rassifizierten Formation unterliegt, wie wir im Folgenden mit Bezug auf Judith Butlers Kommentar zu der rassistischen Deutung der Bilder der Gewalt im Rodney-King-Prozess darlegen wollen.

Sehen/Deuten ist nicht neutral: das «racially saturated field of visibility»

Am 3. März 1991 geriet der Afroamerikaner Rodney King in Los Angeles aufgrund einer Geschwindigkeitsüberschreitung in eine Verfolgungsjagd mit der Polizei, wurde von dieser angehalten und in brutalster Weise zusammengeschlagen. Ein Anwohner hatte die Verhaftung gefilmt.²³ Es kam zum Strafverfahren gegen die Polizisten. Bereits vor, aber auch noch während des Prozesses war das Video vielfach im Fernsehen zu sehen. Obwohl das Video auf für viele evidente Weise zeigt, dass King bei seiner Festnahme von den Polizisten mit massiven und anhaltenden Stockschlägen und Tritten traktiert wurde, wurde es im Gerichtssaal von der Verteidigung genutzt, um die gegenteilige Auffassung zu etablieren, nämlich dass bei der Festnahme nicht Rodney King, sondern die Polizisten gefährdet gewesen seien und dass die Gefährdung von King

¹⁵ Gölfirat: Irgendjemand muss ihn kennen.

¹⁶ Guido Kleinhubbert, Conny Neumann: Die Spur der Ceska, in: *Der Spiegel*, dort datiert 15.4.2006 (Nr. 16, 2006), www.spiegel.de/spiegel/print/d-46637169.html, gesehen am 27.6.2015; s. auch: Andrea Kinzinger: Mordserie: Neun tote Männer und ein mysteriöser Verfassungsschützer, in: *Spiegel Online*, dort datiert 14.7.2006, www.spiegel.de/politik/mordserie-neun-tote-maenner-und-ein-mysterioeser-verfassungsschueter-a-426803.html, gesehen am 27.6.2015.

¹⁷ Zit. n. Joachim Käppner: Mordserie: Chiffren eines tödlichen Codes, in: *Süddeutsche Zeitung*, dort datiert 7.8.2006, hochgeladen 19.5.2010, www.sueddeutsche.de/politik/mordserie-chiffren-eines-toedlichen-codes-1.896123, gesehen am 27.6.2015.

¹⁸ Denso: Auf der Jagd.

¹⁹ Heissmeyer, Sturm, Wisniewski: Ultimative Botschaft.

²⁰ Kleinhubbert, Neumann: Die Spur der Ceska; s. auch: Kinzinger: Neun tote Männer.

²¹ FAZ.net: Kölner Bombenattentat.

²² Pascal Beucker: Eine Mordserie im Hintergrund, in: *tageszeitung NRW*, dort datiert 10.6.2006, www.beucker.de/2006/10/10/10.htm, gesehen am 27.6.2015; Timo Frasch: Verfassungsschützer in «Döner-Morde» verwickelt?, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, dort datiert 14.7.2006, www.faz.net/aktuell/gesellschaft/kriminalitaet/kriminalitaet-verfassungsschueter-in-doener-morde-verwickelt-1357442.html, gesehen am 27.6.2015.

²³ George Holliday: Rodney King Beating Video, datiert 24.12.2009, www.youtube.com/watch?v=xZDrZDEqKk#t=21, gesehen am 27.6.2015.

ausgegangen sei. Im Prozess wurde das Video zum zentralen Beweismittel der Verteidigung, um die Gewalt der Polizisten als Gegenwehr zu veranschaulichen. Auf der Grundlage des Videos und der deutenden Erläuterungen der Verteidigung wurden die angeklagten Polizisten freigesprochen.

In ihrem Aufsatz beschäftigt Judith Butler die Frage, wie es zu diesem Freispruch kommen konnte, obwohl das Video unwiderlegbarer Beweis von Polizeibrutalität zu sein scheint.²⁴ Wie schaffte es die Verteidigung, die Geschworenen davon zu überzeugen, dass das Video *nicht* eine exzessive und ungerechtfertigte Ausübung von rassistischer Gewalt zeigt? Butler führt die Möglichkeit, dass dieser Eindruck bei den Geschworenen erreicht werden konnte, auf das rassifizierte Feld des Sichtbaren zurück.²⁵ Rassismus strukturiert, so Butler, die weiße bzw. dominante Wahrnehmung, was heißt, dass Rassismus bedingt, was innerhalb des Horizonts weißer Wahrnehmung erscheinen kann und was nicht. Die Umdeutung der Handlungsfähigkeit – die Konstruktion Kings als Verursacher und Ursache der Gewalt – durch die Verteidigung deutet für sie darauf hin, dass die Frage, was gesehen werden kann, immer schon teilweise in das eingebunden ist, was ein spezifisches rassistisches Wissen als Sichtbares produziert. Damit stellt sich die Frage, zu welchem Anteil <visuelle Beweise> schon vor einzelnen Akten der Wahrnehmung in tendenziell dominanter Weise interpretiert sind.

Wenn die Geschworenen im Prozess zu der Auffassung gelangten, dass in Rodney Kings Körper eine Gefahr für das Gesetz und die (weiße) Allgemeinheit zu sehen sei, dann muss dieses <Sehen> als das verstanden werden, was im Verlauf des Prozesses reguliert und kontrolliert (*policed*) wurde. Dieses Sehen ist mit Butler nicht «a simple seeing, an act of direct perception, but the racial production of the visible, the workings of racial constraints on what it means to <see>»²⁶. Vor diesem Hintergrund analysiert Butler das Gerichtsverfahren als Anleitung zu rassistischen Modi des Sehens und darüber hinaus als eine wiederholte und ritualisierte Produktion von *Blackness*,²⁷ die auf diesem spezifischen Sehen basiert: «That is a seeing which is a reading, that is, a *contestable* construal, but one which nevertheless passes itself off as <seeing>, a reading which became for that white community, and for countless others, the same as seeing.»²⁸ Butler spricht sich dafür aus, diesem als Lesen zu verstehenden Sehen ein anderes Sehen bzw. Lesen, ein öffentliches «aggressive counter-reading»²⁹ entgegenzusetzen:

But if the field of the visible is racially contested terrain, then it will be politically imperative to read such videos aggressively, to repeat and publicize such readings, if only to further an antiracist hegemony over the visual field. It may appear at first that over and against this heinous failure to see police brutality, it is necessary to restore the visible as the sure ground of evidence. But what the trial, and its horrific conclusions teach us is that there is *no simple recourse to the visible, to visual evidence*, that it still and always calls to be read, that it is already a reading, and that in order to establish the injury on the basis of the visual evidence, an *aggressive reading of the evidence* is necessary.³⁰

Unter der Voraussetzung, dass das Feld des Sichtbaren durch «Rassifizierung herausgefordert wird»,³¹ sind diese Gegenlektüren politisch notwendig – *weil*

24 Butler: *Endangered*.

25 Ebd., 15.

26 Ebd., 16.

27 *Blackness* wird hier, ebenso wie im Weiteren Schwarz, als politischer Begriff verwendet und daher großgeschrieben. Vgl. Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche, Susan Arndt: Konzeptionelle Überlegungen, in: dies. (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster 2005, 11–13.

28 Butler: *Endangered*, 16.

29 Ebd., 20.

30 Ebd., 17. Herv. MF/AM.

31 Ebd.

das Video eben nicht <für sich selbst spricht>, sondern für einige den sichtbaren Beweis dafür liefert, dass King Opfer von rassistischer Polizeigewalt wurde, für andere aber das Gegenteil beweist. Es gibt keine einfache Vergewisserung im Sichtbaren. Diese Wahrnehmungsbegrenzung gilt auch für diejenigen, die Rassismus sehen. Gerade der Umstand, dass kein sicherer Rückbezug auf das Sichtbare und Nicht-Sichtbare möglich ist und auch Gegenlesen folglich nicht als ein Erkennen von Wahrheit verstanden werden kann, erfordert ein «aggressives Lesen der Evidenz». Das bedeutet jedoch weniger ein «richtiges» Lesen der Bilder rassistischer Gewalt selbst, sondern «Wiederholen und Veröffentlichen» der Deutungen dieser Bilder. Antirassistisches Sehen erfordert also ein Deuten der Deutungen, nicht nur in Bezug auf die expliziten Aussagen, sondern auch in Hinblick auf das «rassistische Schema des Sehens», die Struktur, die Sehen begünstigt oder erschwert.³² Die methodische Implikation von Butlers Überlegungen zum aggressiven Gegenlesen ist: Es ist notwendig, rassistisches Sehen sehen zu lernen, durch, wie sie sagt, eine «andere Art des Wiederholens des rassistischen Schemas»,³³ ein Wiederholen, das das Schema selbst erkennbar macht: «[...] it is necessary to read not only for the <event> of violence, but for the racist schema that orchestrates and interprets the event, which splits the violent intention off from the body who wields it and attributes it to the body who receives it.»³⁴

Butler bezieht sich hierbei auf Frantz Fanons Analyse der gewaltsamen Produktion des «epidermischen Rassenschemas» durch die Anrufung «Sieh mal, ein Neger!» in *Schwarze Haut, weiße Masken*.³⁵ Fanon verdeutlicht an dieser Stelle, dass der Schwarze Körper in einem Zusammenspiel aus Angst, Benennung und Blick entsteht. Auch der NSU wählte seine Opfer nach deren Erscheinungsbild aus – sie repräsentierten «Migranten» bzw. «Türken». Das bedeutet, dass der «Zufall», nach dem die Opfer vermeintlich ausgesucht wurden, ebenfalls dem rassistischen Schema unterliegt, auch wenn die Signifikanz des Migrantisch-Seins im Rahmen der Ermittlungen und der Berichterstattung über die Morde und Bombenanschläge nicht als Erklärung bzw. als Hinweis auf das Motiv erkannt wurde.

Für einen Teil der türkisch-deutschen /migrantischen Bevölkerung lag diese repräsentative Auswahl der Opfer durchaus im Bereich des Wahrnehmbaren.³⁶ Im Sommer 2006 demonstrierten Tausende, von der Presse und großen, bzw. dominanten Teilen der Öffentlichkeit so gut wie unbemerkt, unter dem Motto «Kein 10. Opfer!» in Dortmund und Kassel gegen die Ohnmacht der Ermittler_innen:

Eine Großdemonstration gegen einen Unbekannten, das hatte es in Deutschland noch nicht gegeben. In Kassel zogen Anfang Mai rund zweitausend Türken und ihre Familien auf die Straße, um gegen eine Mordserie zu protestieren, gegen einen auf freiem Fuß befindlichen Serienmörder in Deutschland.³⁷

Es ist eine Folge der rassistischen Formation des Sichtbaren, dass die Signifikanz des Migrantisch-Seins für die Gewalt nicht wahrgenommen wird,

³² Ebd., 20.

³³ Ebd., 22.

³⁴ Ebd., 20.

³⁵ Frantz Fanon: *Schwarze Haut, weiße Masken*, Frankfurt/M. 1985 [1952], 79 ff.

³⁶ Zu migrantischem Wissen und Protest vgl. Ayşe Güleç: *Migrantisches Wissen und widerständige Praktiken vor und während des NSU-Prozesses*, in: nGbK (Hg.): 77 □ 13. *Politische Kunst im Widerstand in der Türkei*, Berlin 2015, 202–214.

³⁷ Gülfirat: *Irgendjemand muss ihn kennen*. Dieser Artikel ist der einzige von drei Berichten in der *tageszeitung*, der es in den überregionalen Teil geschafft hat.

zugleich jedoch derselbe Umstand zur Marginalisierung der Relevanz der Gewalt selbst führt:

Der Fall stellt das Verhältnis von Türken und Deutschen auf die Probe. Nach Halits Tod organisierten Freunde in Kassel eine Demonstration. 4000 Leute zogen schweigend zum Rathaus. Auf einem Transparent stand «Kein 10. Opfer». Auch die Deutschen sollen sich verantwortlich fühlen. Warum reagiert man auf solche Taten nicht wie auf Terroranschläge, fragen sich die Hinterbliebenen. Und warum wurden nach den ersten sieben Toten nur 3000 Euro für Hinweise geboten? Ist das Leben von Türken so billig?³⁸

Für die migrantischen Vertreter_innen ist Rassismus wahrscheinlich:

«Die Ermittlungsbehörden machen nicht genug», findet deshalb Cem Yilmaz vom Alevitischen Kulturverein Dortmund, der diesen Trauermarsch zusammen mit den Angehörigen organisiert hat und sie seit dem Mord betreut. «Alle Opfer sind Migranten. Da ist doch ein rechtsextremistischer Hintergrund sehr einleuchtend», sagt der Vereinsvorsitzende. «Stattdessen gucken die Ermittler nur nach links, wollen wissen, ob Mehmet in der PKK aktiv war.»³⁹

Dieses Zitat ist dem tatsächlich einzigen Artikel entnommen, in dem vom migrantischen Status der Mordopfer explizit auf die Möglichkeit von Rassismus geschlossen wird.⁴⁰ Kritische Rassismusforschung weist seit langem darauf hin, dass die Marginalisierung migrantischer Subjekte auch die Marginalisierung rassistischer Gewalt gegen diese beinhaltet und sie dadurch noch prekärer macht.⁴¹ Die Proteste veranschaulichen, wie Gewalt gegen «Türken» aus den Belangen der allgemeinen Öffentlichkeit «ausgelagert» wurde. Die migrantischen Verluste, die der NSU-Terror verursachte, schienen von geringerer «allgemeiner», das heißt, nationaler Bedeutung.⁴² Erst im Nachhinein wurde der Terror als «Angriff auf unser Land» rekonstruiert.⁴³ Mit Butler lässt sich hier von Derealisation sprechen, einem epistemischen Mechanismus, der ursächlich ist «für physische Gewalt, die in einem gewissen Sinne die Botschaft der Entmenschlichung überbringt, die in der Kultur längst ihre Wirkung tut».⁴⁴ Derealisation ist ein kontinuierlicher, gewissermaßen «ursprungsloser», sich permanent wiederholender Prozess, auf dessen Grundlage sich erst Gewalt gegen diejenigen vollzieht, die bereits zuvor als nicht ganz menschlich gelten. In diesem Rahmen erschienen die Morde und Verletzungen marginalisierter Subjekte als nicht ganz real, weil ihr Leben bereits prekär ist.⁴⁵

Täter-Opfer-Umkehr / Projektionen weißer Paranoia

Wo Migrantisch-Sein als Hinweis auf die Botschaft Rassismus nicht gesehen wird, erhält sie in anderer Hinsicht zugleich beiläufige wie repressive Signifikanz. Der rassistische Nexus von Migration und Kriminalität⁴⁶ gründete die Versuche der polizeilichen wie journalistischen Aufklärung. Im einem Artikel im *Hamburger Abendblatt*, der nach dem neunten Mord im Mai 2006 erscheint,

³⁸ Kai Müller: Neun Tote in sechs Jahren – Die Polizei ist ratlos, in: *Der Tagesspiegel*, dort datiert 1.10.2006, m.tagesspiegel.de/oktober-2006-neun-tote-in-sechs-jahren-polizei-ist-ratlos-1758006.html, gesehen am 27.6.2015.

³⁹ Mirjam Bunjes: Stille Trauer, laute Mahnung, in: *tageszeitung NRW*, dort datiert 13.6.2006, www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digital/artikel/?ressort=hi&dig=2006%2F06%2F13%2Fa0023&cHash=1e898a583d, gesehen am 27.6.2015. In Dortmund waren es einige hundert Demonstrierende, die sich am Tatort unter dem Motto «Stoppt die Mörder» zu einem Schweigemarsch versammelten.

⁴⁰ So schreibt dies zumindest Arno Widmann in seinem selbstkritischen Artikel zur Berichterstattung über die Mordserie. Vgl. Arno Widmann: Medien und Naziterror – Täter, Opfer, Zuschauer, in: *Frankfurter Rundschau online*, dort datiert 16.11.2011, www.fr-online.de/meinung/analyse-medien-und-naziterror---taeter-opfer-zuschauer,1472602,11152684.html, gesehen am 27.6.2015.

⁴¹ Vgl. Manuela Bojadžijev: Wer von Rassismus nicht reden will. Einige Reflexionen zur aktuellen Bedeutung von Rassismus und seiner Analyse, in: Imke Schmincke, Jasmin Siri (Hg.): *NSU-Terror. Ermittlungen am rechten Abgrund. Ereignis, Kontexte, Diskurse*, Bielefeld 2013, 145–154, 146.

⁴² Vgl. ebd.

⁴³ Rede der Bundeskanzlerin.

⁴⁴ Judith Butler: *Gewalt, Trauer, Politik*, in: dies.: *Gefährdetes Leben*, Frankfurt/M. 2005, 36–68, hier 51.

⁴⁵ Vgl. Butler: *Raster des Krieges*, 36.

⁴⁶ Dieser lässt sich in Deutschland am Diskurs des «Gefährlich Fremden» festmachen. Die wiederkehrenden Debatten um migrantisch codierte Jugendgewalt, die Rasterfahndung nach dem 11.9.2001, mit der eine wirkmächtige Vorstellung von arabischen bzw. muslimischen Menschen als potentiellen Terroristen etabliert wurde, *racial profiling* durch die Polizei (die Beispiele ließen sich fortführen): Sie alle basieren auf rassistischen Oberflächenlektüren. Zur Theoretisierung des Diskurses des «Gefährlich Fremden» vgl. Sara Ahmed: *Strange Encounters. Embodied Others in Post-Coloniality*, London, New York 2000.

wird die Verschränkung der migrantischen Opfer mit Organisierter, das heißt, migrantischer / ausländischer Kriminalität anschaulich:

Es bleiben Vermutungen, Arbeitsansätze, wie es die Soko «Bosporus» nennt. Wahrscheinlich handelt es sich um zwei Täter. Sie sind Profis, werden möglicherweise extra aus der Türkei eingeflogen für ihre Tat. Nie wurde auch nur ein Cent geraubt. Die Opfer sind nicht zufällig gestorben, wenn es auch möglicherweise tödliche Verwechslungen gab. Sie waren vielleicht letzte Glieder einer Kette, Geldwäscher eines Drogenrings womöglich, die einen Fehler gemacht hatten, der sie das Leben kostete. Und welche Rolle spielt eine geheimnisvolle Im- und Exportfirma in Istanbul?⁴⁷

In der Berichterstattung werden die Opfer nicht nur wiederholt als «Türken» reproduziert und damit die Trennung zwischen «uns» und den «anderen» vertieft, sondern alles «Türkische» wird in den Ermittlungen und damit auch in der Berichterstattung zum möglichen Hinweis auf ein Motiv, das selbst «migrantisch» codiert ist/wird, die Opfer mit Organisierter Kriminalität in Verbindung gebracht: «Entweder die Opfer «gehörten einer kriminellen Bande an, sollten bestraft werden – oder sie wurden erpresst.»⁴⁸ Die Taten selbst werden als Hinweise auf eine «Hinrichtung wie bei der Mafia»⁴⁹ gelesen. Die Art des Tötens verweise darauf, dass es sich um «Strafaktionen eines Drogenrings»⁵⁰ handeln könne. «Die Polizei rätselt: War dies erneut eine Hinrichtung eines türkischen Geschäftsmannes, weil er möglicherweise im Drogengeschäft nicht mitspielte?»⁵¹ Es ist von «albanischen Banden» die Rede, die für «Türken» arbeiteten, oder von einem Auftrag einer Bande «aus den Bergen Anatoliens».⁵² Einmal wird der «Schuss ins Gesicht» auch politisch als «Zeichen der türkischen Nationalisten für den Verlust der Ehre» gedeutet, die «immerselbe Waffe» sei «eine Warnung an andere gewesen».⁵³ Die Berichte ähneln sich, beziehen sich häufig aufeinander und zitieren im Wesentlichen die ermittelnden Beamten, meist allerdings ohne deren Aussagen zu prüfen oder zu hinterfragen. Immer wieder führen die Spuren in Richtung Türkei: «Im Moment konzentrieren sich die Ermittlungen auf die Türkei. Viele der Opfer sollen nach WELT-Informationen Kontakte zu einer Istanbuler Im- und Export-Firma gehabt haben.» Ende 2009 schließlich legt sich *Der Spiegel* fest: «Die Spur führt zur Wettmafia.»⁵⁴ Verschiedene Medien berichten: *Der Spiegel* habe Hinweise, dass es Verbindungen zwischen einem Mord in der Türkei, der von einem Wettpaten in Auftrag gegeben wurde, und den «sogenannten Döner-Morden» gebe. Mit dieser Spur ließe sich erstmals ein mögliches Motiv erkennen.⁵⁵

Das Fehlen von Hinweisen wird zum Verdachtsmoment in Bezug auf migrantische Kriminalität. Auch der Umstand, dass die Angehörigen der Opfer keine Auskunft über die Zusammenhänge geben können, wird in diese Richtung gedeutet. In zahlreichen Artikeln gilt der migrantische Hintergrund der Opfer als Hindernis für die Ermittlungen – es ist ein Zirkelschluss, der durch die rassistische Wahrnehmung eine Deutung vornimmt, die einen signifikanten Teil der Gesellschaft nicht nur symbolisch ausbürgert, sondern auch verdächtigt und kriminalisiert:

⁴⁷ Denso: Auf der Jagd.

⁴⁸ Andreas Winkelsträter: Die quälende Frage nach dem Warum, in: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, dort datiert 30.7.2007, www.derwesten.de/kultur/fernsehen/die-quaelende-frage-nach-dem-warum-id2021796.html#plx835005293, gesehen am 27.6.2015.

⁴⁹ Heissmeyer, Sturm, Wisniewski: Ultimative Botschaft.

⁵⁰ Lorenz Bomhard: Brutaler Mord am Dönerstand, in: *Nürnberger Nachrichten*, dort datiert 10.6.2005, www.nordbayern.de/region/nuernberg/brutaler-mord-am-doner-stand-1.711887, gesehen am 27.6.2015.

⁵¹ Nordbayern.de: Mord im Scharrerimbiss. Wurde Opfer hingerichtet?, datiert 10.6.2005, www.nordbayern.de/ressorts/mord-im-scharrerimbiss-1.711904?searched=true, gesehen am 27.6.2015.

⁵² Berger/Litschko: Eine Bande aus den Bergen Anatoliens.

⁵³ Conny Neumann, Andreas Ulrich: Düstere Parallelwelt, in: *Der Spiegel*, Nr. 8, 2011, 64–66, hier 66.

⁵⁴ Spur führt zur Wettmafia, in: *Der Spiegel*, Nr. 51, 2009, 14.

⁵⁵ Vgl. u. a. Die Spur führt zur Wettmafia, in: *SZ.de*, dort datiert 17.5.2010, www.sueddeutsche.de/panorama/mysterioese-doener-morde-die-spur-fuehrt-zur-wettmafia-1.142502, gesehen am 27.6.2015; Döner-Mordserie: Spur führt zur Wettmafia, in: *Focus online*, dort datiert 12.12.2009, www.focus.de/panorama/welt/doener-mordserie-spur-fuehrt-zu-wettmafia_aid_462487.html, gesehen am 27.6.2015; Mysteriöse «Döner»-Morde: Die Spur führt ins Wettmilieu, in: *Die Welt*, dort datiert 14.12.2009, www.welt.de/welt_print/vermischtes/article522913/Mysterioese-Doener-Morde-Die-Spur-fuehrt-ins-Wettmilieu.html, gesehen am 27.6.2015.

Bei den Türken stießen die Ermittler auf eine fremde Welt. Und auf Schweigen. Mitten in München, Nürnberg und Kassel gibt es diese Welt mit ihren anderen Spielregeln. Wenn die Polizei kommt, ist man skeptisch. Die Vorsicht gegenüber der Staatsgewalt haben die Türken von zu Hause mitgebracht.⁵⁶

Immer wieder gilt Schweigen als verdächtig, wird zur kulturellen Differenz der «türkisch-hierarchisch geprägten Familien der Opfer»:⁵⁷ «Und wenn sie die Familien der Opfer aufsuchen, bekommen sie vielleicht einen Tee mit Minze. Aber keine Antworten auf ihre Fragen.»⁵⁸ Auch Artikulationen der Angst werden zum Hinweis auf Organisierte Kriminalität. Vor allem in der Berichterstattung über den Nagelbombenanschlag in der Kölner Keupstraße 2004 werden vielfach Zeug_innen zitiert, die immer wieder betonen, dass dort nun alle Angst haben müssten.⁵⁹ Aber auch hier wird «diffuse» Angst zu «verdächtigem» «Schweigen»: «Das dünne Echo in der Bevölkerung ist einer der Gründe, warum die Ermittler bislang weder einen Tätertyp noch ein Motiv erkennen können.»⁶⁰ Dass Angst auf Seiten der Angehörigen eine Konsequenz aus rassistischen Diskriminierungserfahrungen sein könnte, scheint undenkbar. Unmittelbar nach dem Anschlag wird ein terroristischer Hintergrund vom damaligen Bundesinnenminister Otto Schily aufgrund des Fehlens eines Bekennerschreibens ausgeschlossen,⁶¹ aber «es kann alles sein, auch Streit unter rivalisierenden Türken».⁶² *Der Spiegel* spitzt zu: «Die schwer durchdringbare Parallelwelt der Türken schützt die Killer.»⁶³

Im Februar 2011 wird das Bild der «düstere[n] Parallelwelt» aktualisiert und in inzwischen vertrauter Weise konstatiert, die Mordserie könne nicht aufgeklärt werden, weil die Ermittlungen «an einer Mauer des Schweigens» endeten.⁶⁴ Interessant ist diese Begründung:

Es herrsche, berichten die Beamten, Angst – Angst vor dem «tiefen Staat», einem Netzwerk aus Ultranationalisten, Militärs, Politikern und Justiz. «Ergenekon», eine angebliche Verschwörungsorganisation, soll genauso wie die rechtsextremen Angehörigen der Grauen Wölfe in dieses Netzwerk verstrickt sein.⁶⁵

Vom heutigen Kenntnisstand der Verstrickungen zwischen NSU-Netzwerk, V-Leuten und Verfassungsschutz aus betrachtet, ist diese Interpretation nicht nur eine Fehldeutung, sondern erscheint als rassistische Inversion – eine Beschreibung, die zunehmend in den Bereich des Wahrscheinlichen rückt –, die jedoch im sich als nichtrassistisch verstehenden Deutschland undenkbar und aufgrund der rassistischen Formation der Wahrnehmung nicht erkennbar ist und in die Türkei «ausgelagert» wird. Wenn in der Berichterstattung über die Mordserie die «schwer durchdringbare Parallelwelt der Türken» als Grund genannt wird, warum die Mörder nicht gefunden werden können, so ist dies auch als Projektion der rassistischen Bedrohung auf das (imaginäre) Kollektiv der «Türken» zu verstehen. Deren Leben wird nicht als vollwertiges Leben wahrgenommen, stattdessen verkörpern sie eine Bedrohung *für* schützenswertes Leben – *white paranoia*.

⁵⁶ Käßner: Chiffren eines tödlichen Codes.

⁵⁷ Denso: Auf der Jagd.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Anschlag in Köln: Ein Bild des Grauens, in: *Spiegel Online*, dort datiert 9.6.2004, www.spiegel.de/panorama/anschlag-in-koeln-ein-bild-des-grauens-a-303478.html, gesehen am 27.6.2015.

⁶⁰ Frank Jansen: Kölner Bombe: Anwohner schweigen, in: *Der Tagesspiegel*, dort datiert 25.6.2004, www.tagesspiegel.de/weltspiegel/koelner-bombe-anwohner-schweigen/526214.html, gesehen am 27.6.2015.

⁶¹ Vgl. Offener Brief an den ehemaligen Bundesinnenminister Otto Schily, 27.11.2014, in: *Initiative Keupstraße ist überall*, keupstrasse-ist-ueberall.de/offener-brief-an-den-ehemaligen-bundesinnenminister-otto-schily/, gesehen am 27.6.2015.

⁶² Anschlag in Köln: Ein Bild des Grauens.

⁶³ Kleinhubbert, Neumann: Die Spur der Ceska.

⁶⁴ Neumann, Ulrich: *Düstere Parallelwelt*, 64.

⁶⁵ Ebd.

Butler veranschaulicht das Funktionieren von *white paranoia*, die Umdeutung der Ursache der Gewalt, anhand des Rodney-King-Prozesses: Die Schläge der Polizisten, die King trafen, wurden legitimiert, indem sie als Reaktion auf die von ihm aufgrund seines Schwarz-Seins ausgehende Gefährdung gelesen wurden: «According to this racist episteme, he is hit in exchange for the blows he never delivered, but which he is, by virtue of his blackness, always about to deliver.»⁶⁶ In dieser Übertragung der Gefahr auf King identifizieren sich die Polizisten mit dessen Verletzlichkeit, machen sie aber zu ihrer eigenen, weißen Verletzlichkeit: «This completes the circuit of paranoia: the projection of their own aggression, and the subsequent regarding of that projection as an external threat.»⁶⁷ Die Verteidigung legt nun auch der Jury nahe, sich mit dieser Paranoia zu identifizieren und ein weißes rassistisches Imaginäres zu rekonstituieren, das das Feld des Sichtbaren rahmt und die Autorität <unmittelbarer Wahrnehmung> für sich beansprucht. Durch Projektion und Leugnung der Gewalt führen das <Sehen> der Polizei und das <Sehen> der Jury, das sich mit dem <Sehen> der Polizei verbündet, die Gewalt fort.⁶⁸ Wie Butler ausführt, gilt die Bedrohung nicht nur für das (weiße) Kollektiv, sondern die Bedrohung, die von Rodney King ausgeht, richtet sich – wie die in Organisierter Kriminalität begründete Gefährdung der <Türken> – auch gegen ihn selbst: «[...] if it is *his* violence which impels the causal sequence, and it is his body which receives the blows, then, in effect, he beats himself: he is the beginning and the end of the violence, he brings it on himself.»⁶⁹

Das Feld des Sichtbaren und Deutbaren, das Ermittlungsbehörden, Politik und Presse reproduzieren, ist in überwältigender Weise von einem paranoiden *double bind* geprägt: Der migrantische Status der Opfer hat keine Signifikanz für eine Erklärung der Gewalt und wird zugleich reflexhaft immer wieder als einzige Gemeinsamkeit und Hinweis auf Organisierte, das heißt migrantische Kriminalität herangezogen. Es ist jedoch nicht so, dass der rassistische Zusammenhang grundsätzlich aus nicht-migrantischer Perspektive nicht erkennbar gewesen wäre. So schreibt etwa der *Tagesspiegel*: «Vom unpolitischen Kriminellen bis zum <beklopten Rechtsextremisten> erscheine alles möglich, sagte ein Experte. Und die Bundesanwaltschaft prüft weiter, ob es Indizien für einen terroristischen Angriff gibt.»⁷⁰ Deutlich informierter formuliert die *Jungle World*: «Da der Anschlag ausgerechnet hier [in der migrantischen Keupstraße] geschah, ist eine rassistische Botschaft der Bombe nicht auszuschließen.»⁷¹ Der Artikel in der *Jungle World* ist der einzige uns bekannte, der sich vor Bekanntwerden des NSU mit der Neonazi-Szene Kölns befasst und versucht, eine Struktur zu erkennen, indem auf das Wissen der lokalen antifaschistischen Initiativen zurückgegriffen wird. Diese erinnert der Anschlag an Nagelbombenattentate, die ein britischer Neofaschist 1999 im Namen des «Rassenkriegs» in zwei migrantischen Londoner Stadtteilen und in einem «Schwulenpub» verübte.⁷²

66 Butler: *Endangered*, 19.

67 Ebd.

68 Ebd., 20.

69 Ebd.

70 Jansen: *Kölner Bombe*.

71 Jörg Kronauer: *Eine Bombe schlägt ein*, in: *Jungle World*, dort datiert 7.7.2004 (Nr. 29), jungle-world.com/artikel/2004/28/13205.html, gesehen am 27.6.2015.

72 Ebd.

Es bedarf der Aufmerksamkeit für expliziten Rassismus, in Ermittlung, Politik und Presse, sowie des Wissens um die historische Kontinuität rassistischer Gewalt, auch in Bezug auf Vorläufertaten im nationalen wie europäischen und internationalen Kontext. Darüber hinaus ist die Realisierung notwendig, dass Rassismus nicht nur möglich ist, sondern *nabeliegt*. Das erfordert die Benennung und Anerkennung der Existenz von Rassismus in Deutschland bzw. dessen rassistischer Verfasstheit. Damit einhergehend bedarf es eines Bewusstseins für die rassifizierte Formation des Sichtbaren und Deutbaren – für Rassismus als eine starke Wahrnehmungsstruktur, die das Sehen des Naheliegenden erschwert (ohne dass es unmöglich wäre). Im Bewusstsein der Beschränkungen der eigenen Wahrnehmung ist es entscheidend, dem zuzuhören und nachzugehen, was die (potentiellen) Opfer als wahrscheinlich formulieren. Butler beschreibt, wie visuelle Evidenz Schwarzer Bedrohung und weißer Unschuld innerhalb des rassifizierten Felds des Sichtbaren produziert werden. Der Fall des NSU zeigt, dass es keiner expliziten Bilder und Beweise bedarf, um Evidenz von Rassismus zu behaupten oder zu bestreiten. Auch die Behauptung der Abwesenheit von Evidenz muss <aggressiv> gelesen werden: «Die schwer durchdringbare Parallelwelt der Deutschen schützt die Killer.»

DEBATTEN



Anna Blume
@schluss_endlich

Der Typ in der U-Bahn, der mir kurz vorm Aussteigen von hinten zwischen die Beine greift. Und alle, die trotz Geschrei wegsehen. #aufschrei

♥ 💬 ➔ Share



turi2
@turi2

heute2: Ein #Aufschrei gegen #Sexismus im Alltag geht durchs Netz
turi2.de/2013/01/25



**Dude...
Stop the Spread,
Please**
It's a space issue.

KO- UND KONTRA-PRÄSENZEN: GENDER-BASHINGS

Auf vielen Bühnen und Szenen steht das Thema Gender heute wieder in einem erstaunlich umkämpften Mittelpunkt. Dieser ist jedoch nicht ein Punkt; es entstehen ungleichzeitige Debatten. Mindestens zwei der vertrauten topologischen Metaphoriken greifen allerdings nicht: weder der Zyklus, nach dem sich Geschichte – wie die der Gender Studies – als Tragödie oder als Farce wiederholt, noch die Kurve, der zufolge ein Ausschlag auf der einen Seite einen der anderen nach sich ziehe. Denn die Heftigkeit der Debatten erklärt sich weder aus einer «Wiederkehr» rhythmisch auftretender Emanzipations- und Anpassungs-Wellen noch aus einer letzten Abwehrbewegung derer, die ihre Privilegien nun hätten abgeben müssen, bevor sich die Wogen wieder glätten (und etwa «Gleichberechtigung» einsetze). Der Anteil von Frauen in Führungspositionen und Professuren pendelt in Deutschland seit Jahren an der europäischen Untergrenze, der Gender Pay Gap ist laut Statistischem Bundesamt seit Jahren der gleiche, somit kann es sich bei der Hasswelle gegen die Gender

Studies nicht um eine Reaktion auf ökonomische Entwicklungen handeln. Gibt es eine Logik, die die Schauplätze von «Gender-Bashing», antifeministischen Shitstorms und massenhaften persönlichen Angriffen koppelt? Die Versuchung erscheint groß, schlicht eine enthemmende Anonymität in neuen sozialen Medien heranzuziehen. Anstatt eine Debatte um eine These anzustellen, die die verschiedenen Felder der Auseinandersetzungen zusammenspannt, verfolgen die Beiträge einzelne aktuelle Felder exemplarisch: Peter Rehberg untersucht zwei zirkulierende mediale Transgender-Ikonen mitsamt den entsprechenden Auseinandersetzungen in ihrer Beziehung zu zentralen Thesen der Performativitätstheorie. Gabriele Dietze liest das Gender-Bashing der letzten Monate in intersektionaler Perspektive und differenziert so die Binarismen, die nicht nur zwischen «männlich und weiblich», «weiblich und unweiblich» verhandelt werden, sondern in Überlagerung mit «christlich und muslimisch», «Familie oder falsche Familie», sodass die konservativen Abwehrhaltungen als solche gegen verschiedene Arten von Vergemeinschaftung lesbar werden. Weitere mögliche Kondensationspunkte sollen Fortsetzungen der Debatte bilden.

ULRIKE BERGERMANN

GENDER-FASCHING

Butlers Gender-Theorie und insbesondere ihr Performativitätsbegriff waren von Anfang an ebenso populär wie missverständlich. Butler selbst korrigierte immer wieder die Annahmen, zu denen ihr Begriffsapparat einzuladen schien. Denn Performativität heißt ja eben nicht, dass ein autonomes Subjekt handlungssouverän auftreten kann, um über den Verlauf seiner geschlechtlichen Markierungen zu befinden. Nicht zuletzt die Drag Queen als Heldin einer performativ verstandenen Geschlechtsidentität lud zu Lektüren ein, die Gender als voluntaristischen Akt missverstanden.

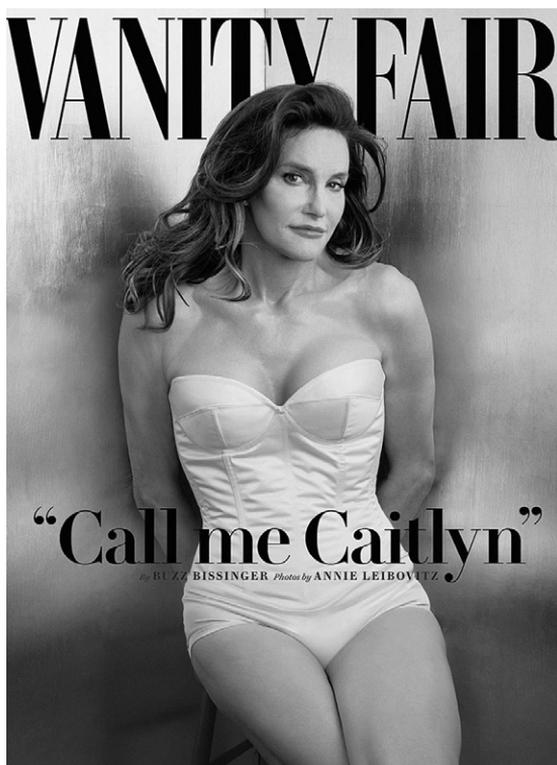
Während es der Drag Queen als Figur zwar gelingen kann, die fehlende Essentialität von Geschlecht zur Schau zu stellen, ist sie allerdings weniger geeignet, den gleichzeitig herrschenden Zwangscharakter von Geschlecht vor Augen zu führen. Geschlecht als performativ zu verstehen, heißt aber auch, die Sanktionen ernst zu nehmen, die bei vermeintlichen Geschlechtsverfehlungen drohen. Das Subjekt des Systems Gender wird erst im Zuge des Aufrufens existierender Skripte hervorgerufen und kann eben keinesfalls als Regisseur_in jenseits von ihnen operieren. Sein Spielraum besteht in den Variationen, die sich durch das notwendige Wiederholen hegemonialer Vorgaben ergeben.

Immer wieder muss neu geklärt werden, ob die queeren Heroen Drag Queen, Drag King oder Transgender eigentlich durch eine Verunsicherung von Gender-Metaphysik zum Verständnis einer kritischen Gender-Theorie beitragen oder ob das Interesse an ihnen innerhalb der Mainstream-Kultur nicht hauptsächlich doch insgeheim auf Spott beruht, der den Ängsten, die die existentielle Unsicherheit von Gender stets begleiten, für kurze Zeit Raum gewährt, nur um danach erneut eine naturalisierte Gender-Position abzusichern.

Aktuell sind es vor allem zwei Beispiele, die sich aus der Schwierigkeit, das Butler'sche Performativitätsargument zu denken, verstehen lassen: die mediale Repräsentation der Transsexuellen Caitlyn Jenner, die als Bruce Jenner Olympia-Gold für die USA gewonnen hatte, und die Porträtierung der österreichischen Gewinnerin des Eurovision Song Contest, Conchita Wurst – parallel zur

¹ Reinhard Müller: Natürlich Vater, Mutter, Kinder, in: FAZ.net, dort datiert 7.7.2015, www.faz.net/aktuell/politik/familie-natuerlich-vater-mutter-kinder-13690398.html, gesehen am 14.7.2015.

² Zach Johnson: Jon Stewart Mocks Media's Focus on Caitlyn Jenner's Appearance: 'Your Looks Are the Only Thing We Care About', in: E! Online, dort datiert 3.6.2015, de.eonline.com/news/662664/jon-stewart-mocks-media-s-focus-on-caitlyn-jenner-s-appearance-your-looks-are-the-only-thing-we-care-about, 3.6.2015, gesehen am 17.7.2015. Vgl. Laverne Cox' offizieller Tumblr-Account, Eintrag: lavernecox.tumblr.com/post/120503412651/on-may-29-2014-the-issue-of-timemagazine, datiert 2.6.2015, gesehen am 17.7.2015.



Caitlyn Jenner auf dem Cover von *Vanity Fair*, Juli 2015

3 Ulf Poschardt: Die Transfrau wird zum Zeichen der Freiheit, in: *Die Welt*, dort datiert 2.6.2015, www.welt.de/debatte/kommentare/article141847281/Die-Transfrau-wird-zum-Zeichen-der-Freiheit.html, gesehen am 14.7.2015.

Debatte über die Erwerbstätigkeit von Frauen und die dazugehörigen Rollenmodelle in der deutschen Gesellschaft.

Meine These ist, dass nicht nur sexual- und genderpolitisch unumwunden rückwärtsgewandte Beiträge wie ein *FAZ*-Kommentar von Reinhard Müller zur Vereinbarung von Familie und Beruf¹ Butler missverstehen, sondern dass es auch eine Fehllektüre auf Seiten vermeintlich liberaler Ansätze wie dem Feiern von Caitlyn Jenners Coming-out in der *Welt* oder den Sympathiebekundungen für Conchita Wurst auf *Spiegel Online* gibt. Hier zeigt sich eine überraschende Komplizenschaft: Das mediale Feiern spektakulärer Gender-Inszenierungen geht Hand in Hand mit einer Rückkehr zur «Natürlichkeit» von Geschlecht.

Zu Recht haben Jack Halberstam und Beatriz Preciado darauf hingewiesen, dass in Butlers Texten aus den frühen 1990er Jahren die Frage körperlicher Materialität, also die Dimension, in der Sex immer schon Gender ist, zu kurz kommt. Als Ergänzung zu Butler trat deswegen *transgender* als Resignifi-

zierung des Körpers in den Blickpunkt. Butler folgend waren bei Halberstam und Preciado – wie schon mit der Drag Queen oder butchen Lesbe – jene Geschlechtsinszenierungen vorrangig, bei denen gegenüber der Vorherrschaft der heterosexuellen Matrix die Inkohärenz im Verhältnis von Gender, Sex und Begehren bedeutsam wurde. Im Unterschied zu einem solchen queeren Verständnis von *trans*, bei dem auch die Wirkungsmacht von Heteronormativität als regulierendem System stets in Frage gestellt wird, geht es im Fall von Caitlyn Jenner – die ihr transsexuelles Coming-out auf dem Cover von *Vanity Fair* unter dem Blick der medialen Öffentlichkeit vollzog – um einen klassischen Erfolg: Trotz eines Alters von 60 Jahren sah man auf den Fotos eine schöne Frau. Jon Stewart, politischer Kommentator auf *Comedy Central*, gratulierte Jenner dazu, nun wirklich im Frausein angekommen zu sein, um so auf ihr Äußeres reduziert zu werden² (während niemand thematisierte, ob die Fotografien und Filmaufnahmen wie üblich digital nachbearbeitet seien).

Der stellvertretende *Welt*-Chefredakteur Ulf Poschardt hat das verblüffende Ergebnis als Resultat einer individuellen Selbstbestimmung gefeiert, die sich mutig über gesellschaftliche Restriktionen hinwegsetzte.³ Zeigt sich diese Zustimmung zwar einerseits durchaus als Solidarität, die mit vertrauten Emanzipationsnarrativen sexueller und anderer sozialer Minderheiten sympathisiert, so unterschlägt sie doch zugleich die Vormachtstellung der rigiden Ansprüche von

Geschlechtsoptimierung und Attraktivität, denen sich Jenner unterworfen hat, also die Unfreiheit, die diesem performativen Akt ebenfalls innewohnt. Über die Begeisterung für den erfolgreich vollzogenen Seitenwechsel innerhalb eines binären Systems gerät der dabei operierende Machtmechanismus, sich einem Gender zuzuordnen und es durch codierte Inszenierungsformen verwirklichen zu müssen, in den Hintergrund. Mit Jenner zeigt sich aber nicht nur die Freiheit, sondern zugleich auch die Unfreiheit von Geschlecht innerhalb einer als unausweichlich präsentierten Binarität.

Interessant ist dabei, dass Jenners Transformation, durch die Fotografien von Annie Leibovitz dokumentiert, bei Poschardt weniger als Angleichung an die «Wahrheit» ihres Geschlechts gelesen wird, als dass ihr vor allem zum Erreichen einer kontrollierenden Subjektposition gratuliert wird. Damit wird sie zur Ikone des Programms einer neoliberalen Selbstoptimierung, die scheinbar keine Grenzen der Flexibilität und Fitness kennt und die man mit Volkmar Sigusch auch als «Neosexualität» verstehen kann. Aus Butlers Perspektive verdankt sich ein solches Feiern der Souveränität Jenners aber der falschen Annahme, dass Geschlechtsidentität eine freie Wahl wäre; weder in Bezug auf die Entscheidungsgewalt noch hinsichtlich der Variabilität vorhandener Codes kann dies so gesagt werden.

Eine solche Illusion wird auf andere Weise von der Eurovision-Song-Contest-Gewinnerin 2014, Conchita Wurst, verkörpert. Von ihrem Erfinder und Darsteller Tom Neuwirth explizit als «Bühnenfigur» ausgewiesen, bleibt ihre Performance nicht zuletzt durch Neuwirths Bart in einer fiktiven Distanz zum «wirklichen Leben» als eine Art von Verkleidung lesbar.⁴ Während es bei Jenner um die Perfektion des *Passings* («Durchgehen») als Frau geht, wird dies bei Conchita trotz glamourös inszenierter Schönheit nicht in vollem Umfang angestrebt. Gender-Performativität ist hier keine heroisch verkörperte neoliberale Wahlfreiheit mit überzeugendem Ergebnis wie bei Jenner; vielmehr wird die Event-Kultur des Eurovision Song Contest wahrgenommen als «Gender-Fasching», wie Anja Rützel bei *Spiegel Online* schrieb.⁵

In beiden Fällen wird auf unterschiedliche Weise die Disziplinierungsmacht des Systems Gender unterschlagen. Entweder Gender hängt vom freien Willen eines souveränen Subjekts ab, oder es wird als Kategorie insofern von vorneherein delegitimiert, als es nicht mehr bedeutet als eine Form der Maskierung. Insofern lassen sich die beiden Figuren als Beispiele von Butlers Thesen sehen, bei denen es immer um die Potentiale der Umarbeitung innerhalb geltender symbolischer Restriktionen geht. Sie illustrieren – zumindest innerhalb der hier erwähnten medialen Berichterstattung – eine ihrer gängigsten Fehllektüren: dass Gender frei wählbar wäre oder sogar so einfach zu haben sei wie ein Kostümwechsel.

Genau an diesem Punkt schlägt aber die mediale Berichterstattung über Gender um in ihre Diffamierung. Gewissermaßen als Parodie eines kritischen Gender-Diskurses ruft die Fehllektüre eines voluntaristisch verstandenen

⁴ Es gäbe auch eine radikalere, queere Lesart, der zufolge Conchitas Identität gerade in diesem «Missverhältnis» von Gender-Markierungen zu finden wäre, aber ich denke, diese wird in der öffentlichen Wahrnehmung der Figur weniger stark rezipiert. In den Augen der Medienöffentlichkeit verkleidet sich hier ein Mann als Frau.

⁵ Anja Rützel: Eurovision Song Contest 2015: Viel zu harmoniebesoffen, in: *Spiegel Online*, dort datiert 24.5.2015, www.spiegel.de/kultur/musik/eurovision-song-contest-2015-viel-zu-harmoniebesoffen-a-1035371.html, gesehen am 14.7.2015.

Gender-Begriffs ihren Widerspruch schon mit auf. So bestätigt sie indirekt die Wahrheit des Geschlechts als «natürliches» (jenseits von einem «Gender», das ja auch als Vokabel im Deutschen sozusagen gar nicht angekommen ist). Was zunächst vielleicht wie eine Geste gegen die Naturalisierung von Geschlecht erscheint, erweist sich also als eine Form der Komplizenschaft mit Positionen, die offen gegen die Essentialismuskritik der Gender-Theorie Stellung beziehen.

Die Berichterstattung über Conchita führt in diesem Fall also nicht die essentielle Nichtigkeit von Geschlecht vor Augen, sondern übernimmt vielmehr die Aufgabe, die Unseriosität des Gender-Diskurses als eines simplifizierten und damit unwahrscheinlichen Konstruktivismus selbst zu illustrieren. Die Auseinandersetzung mit Gender-Theorien muss dann gar nicht erst geführt werden, weil der Beweis ihrer Untauglichkeit ja schon vorab angetreten wurde. Es reicht dann also, auf die fehlende Relevanz dieser Performance als «Fasching» zu verweisen, um sich argumentfrei in der unangetasteten Position von Natürlichkeit einzurichten, die auch in Debatten zu Gender und Erwerbstätigkeit in Deutschland ungefragt als Legitimation sozialer Ungleichheiten und rückständiger Gesetzgebung beansprucht wird. Dann ist die Zeit des Faschings erst mal wieder vorbei.



Gegner des Frauenwahlrechts in den USA, ca. 1911

ANTI-GENDERISMUS INTERSEKTIONAL LESEN

Ein sogenannter Genderismus ist in den letzten Jahren zu einem Sammelbegriff geworden, um alle möglichen Frauenfördermaßnahmen von der Quote bis zu gesetzlichem Gender-Mainstreaming zu diskreditieren. Im Fokus der Kritik am Gender-Begriff steht dessen Grundannahme, dass Geschlecht sozial konstruiert sei und damit in hohem Grade flexibel verstanden werden müsse. Kritiker_innen des <Genderismus> dagegen propagieren eine unhintergehbare (oder natürliche) Zweigeschlechtlichkeit. Polemiken gegen <Genderismus> werden von Feministinnen und vielen anderen Frauen häufig als Backlash verstanden, als Versuche, die Errungenschaften der Neuen Frauenbewegungen der 1970er Jahre wieder rückgängig zu machen. Im Schlachtenlärm wird häufig übersehen, dass gegen <Genderismus> argumentierende Polemiker_innen oft gar nichts gegen bestimmte Formen von Frauenemanzipation haben. Man könnte geradezu vom Gegenteil sprechen. Ein PEGIDA-Manifest vom Dezember 2014 notiert zwar in Punkt 17, gegen «wahnwitzige Genderisierung» aufstehen zu wollen, vermerkt aber schon in Punkt 12, dass man für «sexuelle Selbstbestimmung» sei. Wer Zweifel haben könnte, dass sexuelle Selbstbestimmung und Frauenemanzipation zusammengehören, wird in Punkt 10 beruhigt: Man sei gegen «frauenfeindliche politische Ideologien».

Was sagt uns nun diese heilige Dreieinigkeit von Anti-Genderismus, sexueller Selbstbestimmung und Kampf gegen Frauenfeindlichkeit? Nun, zunächst einmal, dass dieses Feld nur richtig verstanden werden kann, wenn man es mit einer *intersektionalen* Perspektive betrachtet. Dies wird klar, wenn man den Aufruf gegen «frauenfeindliche politische Ideologien» so übersetzt, wie er gemeint ist, nämlich gegen einen generalisiert gedachten <Islam> als <frauenfeindliches> Geschlechtsregime. Das Plädoyer für «sexuelle Selbstbestimmung» erhält darüber seinen Wert, nämlich als okzidentalistische Selbstvergewisserung, der zufolge man im Abendland über ein überlegenes sexuelles Regime verfüge. Oder um es anders auszudrücken: Über die <Kulturalisierung von Geschlecht> – will heißen über die Fixierung auf Schleier und <orientalisches Patriarchat> – wird

ein abendländischer <sexueller Exzeptionalismus> behauptet. Ein völlig monolithisch verstandener Islam steht in diesem Kontext hauptsächlich für unerwünschte Migration. Die überraschende und manchmal sogar auftrumpfende Progressivität rechtspopulistischer Strömungen in Fragen der Sexualpolitik hat damit strategischen Charakter.

Anti-Genderismus ist in diesem Zusammenhang eine Art von Remedium. Sozusagen ein Depot, in dem Geschlechterhierarchie und männliches Privileg unsichtbar aufbewahrt, man könnte auch sagen: unter Druck gehalten werden. Das lässt sich schon am hochaffektiven Vokabular («Wahnsinn», «Irrwitz», oder seit Neuestem «Generilla») ersehen, mit der die Kategorie Gender belegt wird. Natürlich enthält Anti-Genderismus auch eine Portion Anti-Feminismus, aber er zielt gegen Umfassenderes als Frauen-Lobbyismus. Andrea Maihofer und Franziska Schutzbach gehen sogar so weit, Anti-Genderismus als eine Struktur zu identifizieren, die Antifeminismus ersetzt und erweitert hat und insbesondere gegen Gender-Forschung als alternatives Wissensmodell auftritt.¹

Die Hauptstoßrichtung von Anti-Genderismus jedenfalls geht gegen eine Nivellierung des Geschlechtsunterschiedes. Feministische Initiativen in diese Richtung werden mit Feuer und Schwert bekämpft. Man schaue sich nur die bis tief ins bürgerliche Feuilleton reichende Hasskampagne gegen die Soziolinguistin Lann Hornscheidt an, die eine geschlechtsneutrale Sprachpolitik vorschlägt. Feministische Diskurse der sogenannten Dritten Generation dagegen, die positiv mit einer klaren Geschlechtsdifferenz spielen, wie etwa die «Alpha-Mädchen», die antisexistische Initiative des Slutwalk, ja sogar die Gruppe Femen erleben lange nicht so viel erbitterten Gegenwind. Hier artikulieren sich Frauen *als* Frauen, im Falle von Slutwalk und Femen inszenieren sie sogar ihre weiblichen Körper als sexualisierte Zeichen. Sie tun dies zwar aus Sexismus-kritischen Motiven, aber sie lassen keinen Zweifel an der bipolaren Geschlechtsdifferenz und beabsichtigen nicht, diese anzugreifen.

Ebenfalls hochkomplex ist die Frage der Homosexualität. Diese wäre ja strukturell eine Herausforderung der Notwendigkeit von Geschlechtsdifferenz und von Heteronormativität und würde damit von der Genderismus-Kritik erfasst. Wie oben gesehen steht aber die «sexuelle Selbstverwirklichung» auf der Habenseite der politischen Agenda des Rechtspopulismus. Breite okzidentale Akzeptanz von Homosexualität ist nämlich noch eindrücklicher als Grenzfigur der Abschottung gegen muslimische Migration geeignet, als es Frauenemanzipation ist. Es ist in diesem Zusammenhang sicher kein Zufall, dass die Akzeptanzentwicklung hauptsächlich über das Familienmodell der Homo-Ehe läuft, oder, wie manche sagen, über die Heterosexualisierung von Homosexualität. Simulierte Progressivitäten haben den zusätzlichen Effekt, heimische Emanzipationsdefizite zu überspielen und Aktivisten von Frauen- und Schwulenbewegungen mit einer «okzidentalistischen Dividende»² stillzustellen und für

¹ Siehe Andrea Maihofer, Franziska Schutzbach: Vom Anti-Feminismus zum Anti-Genderismus. Eine zeitdiagnostische Betrachtung am Beispiel Schweiz, in: Sabine Hark, Paula-Irene Villa (Hg.): (Anti-) Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen, Bielefeld 2015 (im Erscheinen).

² Vgl. Gabriele Dietze: «Okzidentalismuskritik». Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung, in: Gabriele Dietze, Claudia Brunner und Edith Wenzel (Hg.): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-) Orientalismus und Geschlecht, Bielefeld 2009, 23–55.

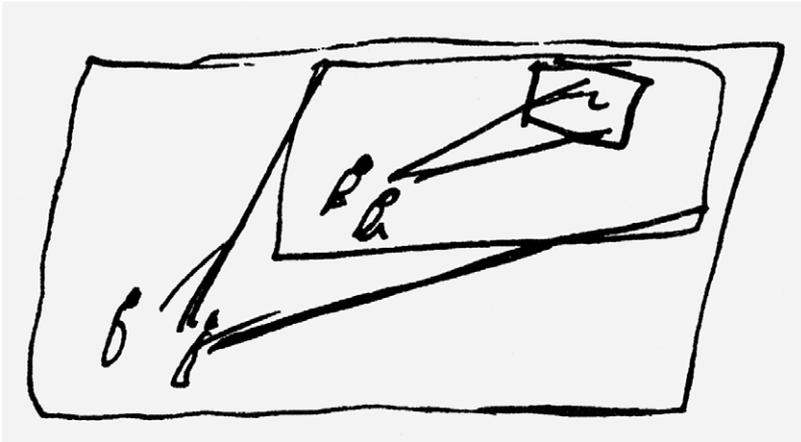
migrationsfeindliche Propaganda zu kooptieren – wie man an Alice Schwarzers Einsatz gegen das Kopftuch beobachten kann oder an der Warnung vor angeblich schwulenhasserischen muslimischen Migranten von Seiten mancher homosexueller Aktivisten.

Abendländischer sexueller Exzeptionalismus ist allerdings ein Kraftakt mit hoher Rückfallquote. Nach dem Sieg der bärtigen Transgender-Kunstfigur in Damengarderobe, Conchita Wurst, beim Eurovision Song Contest ließ der Parteiführer der FPÖ, Heinz Christian Strache, noch verlauten, dass ein solches Geschöpf Österreich nicht vertreten könne; nach einem Shitstorm in den sozialen Medien rang er sich zu einer Gratulation durch. Die AfD will einmal in Berlin-Lichtenberg die sogenannte Schwulenampel (die die Piktogramme für Rot und Grün als händchenhaltende gleichgeschlechtliche Paare mit Herzchen zeigt) verhindern, indem sie im Gegenzug nach einem Piktogramm mit Vater, Mutter und Kind verlangt; ein anderes Mal will sie sie in Hamburg verhindern, indem sie auf muslimische Empfindlichkeiten hinweist ...

Gut, dass es Anti-Genderismus gibt. In diesem Modus kann man noch oder schon wieder ungefährdet sagen, dass die Auflösung hierarchisierter Geschlechtsbinaritäten von Übel und gegen die <Natur> ist, ohne befürchten zu müssen, von Jüngeren als ewig gestrig betrachtet zu werden. Gerade bei Jüngeren kommt das Anti-Genderismus-Argument durchaus an, da sich viele Männer und Frauen auch über die Attraktivität ihrer Geschlechtskörperlichkeit autorisieren.

Strukturell gesehen handelt es sich bei Anti-Genderismus um eine Ersatzbildung, die veraltet erscheinende Diskurse der sexuellen Disziplinierung von Revolte und Alterität mit einer Kosmologie der Zweigeschlechtlichkeit überblendet. Innerhalb dieses Diskurses kann man sich auch für «sexuelle Selbstverwirklichung» aussprechen. Es geht dabei nicht um die Liebe zur sexuellen Emanzipation, sondern um ihre Potenz als Einwanderungsabwehr. Insofern sollten sexueller Exzeptionalismus, kulturalistischer Anti-Migrations-Rassismus und Anti-Genderismus intersektional gelesen werden. Die Kritik am Anti-Genderismus kann nicht auf einen anti-feministischen Backlash verkürzt, sondern sollte eher als Einigungsformel oder Vergemeinschaftungsmetapher verstanden werden, auf deren Rückseite durchaus eine Rhetorik der <Emanzipation> blühen kann.

WERKZEUGE



Zeichnung aus *Die Vorbereitung des Romans* von Roland Barthes,
Frankfurt/M. 2008

SKIZZE

Hörsaal als Pornokino

Im Manuskript von Roland Barthes' letzter Vorlesung *Die Vorbereitung des Romans* ist eine einzige Zeichnung enthalten.¹ Der Strich des Tintenfüllers ist wackelig und vage, alles wirkt lax hingeworfen, hastig gekrakelt. Was das Ge-
kritzel darstellt, erschließt sich nur über dessen Beschreibung: ein Pornokino. Mit diesem skizziert Barthes seine Unterrichtsmethode.

Gegenstand der zweisemestrigen Vorlesung ist nicht die Gattung des Romans aus literaturhistorischer Perspektive, sondern Barthes' eigenes Begehren, einen Roman zu schreiben. Das ereignet sich insofern als Perversion eines Workshops zum kreativen Schreiben,² weil allein das «Als ob»³ inszeniert wird und es nicht um das faktische Verfassen eines Romans geht.⁴ Diese sehr besondere Lehrmethode wird in der Sitzung vom 15. Dezember 1979 mit dem Verweis auf die Experimentalwissenschaften und am Begriff der Simulation erläutert: «Man konstruiert eine Anordnung, löst Ursachen aus, um Wirkungen hervorzurufen, um die Verbindung der einen mit den anderen zu erforschen [...] → das Objekt wird durch und für die SIMULATION erzeugt».⁵ Simulieren und produzieren widersprechen sich nicht.

An Romanen veranschaulicht Barthes seinen Begriff der Simulation und subsumiert ihm zwei Spielarten: zum einen das literarische Werk, das eine Struktur der *mise en abyme* aufweist, also das Narrativ einer fiktionalen, meist diegetisch misslingenden Romanproduktion im Roman; zum anderen das von Barthes favorisierte literarische Werk als Modell, also die fiktionale Vorbereitung eines Romans, der sich letztlich als der gelesene Roman selbst entpuppt. Hier schon deutet sich die Relevanz der (ephemeren) Lehre an, die bald explizit wird: «Ich will nicht irgendein Werk hervorbringen – außer der VORLESUNG selbst».⁶

Doch kein literarisches Beispiel konturiert letztlich diese simulative Methode der Vorlesung auf diejenige Weise, wie es der plötzliche und weiter nicht erklärte Wechsel ins Register der Kinematografie tut:

¹ Roland Barthes: *Die Vorbereitung des Romans. Vorlesung am Collège de France 1978–1979 und 1979–1980*, Frankfurt/M. 2008, 268; es gibt noch ein Schaubild, das aber Wörter enthält; vgl. ebd., 383.

² Zu Barthes' Methode als «art of perverse teaching» vgl. Kris Pint: *The Perverse Art of Reading. On the phantasmatic semiology in Roland Barthes' Cours au Collège de France*, Amsterdam, New York 2010, 272 ff.

³ Barthes: *Die Vorbereitung des Romans*, 57.

⁴ Für Forschungen zu dieser Vorlesung vgl. z. B. Nathalie Léger: *La Préparation du roman*, in: dies. (Hg.): *Roland Barthes au Collège de France*, Paris 2002, 77–93; Jonathan Culler: *Preparing the Novel. Spiralling Back*, in: *Paragraph*, Vol. 31, Nr. 1: Roland Barthes Retroactively. *Reading the Collège de France Lectures*, 2008, 109–120; Guillaume Bellon: *Une parole inquiète. Barthes et Foucault au Collège de France*, Grenoble 2012, 162–169; Lucy O'Meara: *Roland Barthes at the Collège de France*, Liverpool 2012, 163–199.

⁵ Barthes: *Die Vorbereitung des Romans*, 265.

⁶ Ebd., 269.

«Beispiel: ein Pornofilm: Szene auf der Leinwand: ein Kinosaal, in dem ein Pornofilm vorgeführt wird = <abgründig> [frz. *en abyme*]; nichts geschieht, außer auf der gefilmten Leinwand → die gefilmten Zuschauer beginnen untereinander die Gesten und Bewegungen der gefilmten Szene zu vollführen → <Modell> (dritten Grades, wenn die realen Zuschauer ihrerseits erotische Partner werden).»⁷

Im Beispiel werden beide Formen von Simulation enggeführt. Das Pornokino unterscheidet sich vom davor angeführten Kanon der Weltliteratur nicht nur, weil es anrühlig und schmutzig scheint, nicht nur, weil es von keinem konkreten Film erzählt, sondern vor allem, weil es eine räumliche, somatische und weil es eine kollektive Anordnung ist. Dass ausgerechnet diese dem Dispositiv der Vorlesung verwandt sein soll, scheint als Bild so schief wie der Handstrich der Skizze; Barthes tut ein Übriges, wo er nichts weiter dazu ausführt. Die anberaumte Ähnlichkeit wird der Fantasie überlassen, oder der Philologie, um die imaginierte Entsprechung nachzuzeichnen.

Barthes wählt nicht irgendeine kinematografische Schauanordnung, es muss ein Pornokino sein: Denn in diesem Gebrauchskino sind die Zuschauer_innen genuin potentiell Handelnde. Der Porno ist eine Handlungsanweisung. Durch die *mise en abyme* in Barthes' Skizze (ein Pornokino im Film) wird die kinematografische Anordnung zusätzlich komplexer: Nicht, weil sich das Kino darin spiegelt, sondern weil die Situation ebenda erst ihren Anfang nimmt – nämlich im Fiktionalen, das wiederholt, nachgeahmt, schließlich weitergetrieben wird. (Deshalb erweist sich das Pornokino bei Barthes auch dahingehend als a-platonisch, als dass es das in der Apparatus-Debatte der 1970er Jahre heißgeliebte Höhlengleichnis auf den Kopf und deren Vorbehalt gegenüber Skopophilie infrage stellt.)

Topologisch funktioniert das Barthes'sche Pornokino in der Vertikalen wie in der Horizontalen. Darin korrespondiert es Barthes' Verständnis des Zusammenspiels von Lehrenden und Studierenden, das er an anderer Stelle zwischen Institutionskritik und Fantasie aufspannt. Artikuliert wird das Befremden mit der eigenen autoritären Stellung: Die Macht des Professors äußert sich darin, dass er spricht, nicht darin, was er zu sagen hat. Barthes entwickelt indes keinen unmittelbar hochschulreformerischen Ehrgeiz; affiziert wird das Libidinöse universitärer Arrangements. Bringt Barthes die Erotik der Unterrichtsbeziehung zur Sprache, ist das subversiv insofern, als dass deren vorhandene Wirkmächtigkeit aufgedeckt wird. Nicht die vertikale Übertragung als solche wird kritisiert, aber deren Dynamisierung verlangt: So «müßte man an die Stelle des früheren Lehrraums, der im Grunde ein religiöser Raum war (das Sprechen oben, auf der Kanzel, die Zuhörer unten [...]), einen weniger geraden, weniger euklidischen Raum setzen, in dem niemand, weder der Professor noch die Studenten, jemals *an seiner letzten Stelle* wäre.»⁸ Kein neues fixes Gebilde wird ausgedacht, ebenso wenig bliebe aber der Professor in seiner missionarischen Position identifiziert. Zwar denkt Barthes jenen anderen Raum nicht architektonisch, dennoch deutet sich an, dass er nicht recht der Hörsaal und nicht das

⁷ Ebd., 268. In der deutschen Übersetzung fehlen die im französischen Original vorhandenen Klammern am Schluss des Satzes; ohne diese Satzzeichen wird «dritten Grades» aber nicht als Zusatz deutlich; vgl. Roland Barthes: *La Préparation du roman I et II. Cours et séminaires au Collège de France (1978–1979 et 1979–1980)*, Paris 2003, 233.

⁸ Roland Barthes: Schriftsteller, Intellektuelle, Professoren, in: ders.: *Das Rauschen der Sprache*, Frankfurt/M. 2006 [1971], 339–362, hier 353, Herv. i. Orig.

Format der Vorlesung sein kann. Emanzipatorisch zeigt sich hingegen das Seminar: Laut Barthes ist hier die Hierarchie von Professor und Studierenden von Grund auf annulliert. Geschwelgt wird in einem Raum ohne stabile soziale Statik, stattdessen: verstreute Fragmente von Wissen und Begehren, von Wortfetzen und Kleidungsstücken. Dem Dozenten komme lediglich die Aufgabe zu, «den Schauplatz freizumachen, auf dem horizontale Übertragungen stattfinden werden: in einem solchen Seminar [...] kommt es nicht auf die Beziehung der Zuhörer zum Leiter an, sondern auf die Beziehung der Zuhörer untereinander.»⁹ Kaum Platz hat eine Note zum ideologischen Staatsapparat Universität, stattdessen hat die Verve den Klang des Phantasmas. Das Barthes'sche Seminar, dessen «subtile Topologie der körperlichen Beziehungen»,¹⁰ sucht nicht ein Privatissimum bürgerlicher Sprachmächtigkeit zu installieren (in das auch eine noch so progressive Politik hineinzustolpern droht). Es flirtet und flirtet.

Im Pornokino aus der *Vorbereitung des Romans* berühren sich jene vertikalen und horizontalen Übertragungen, und in diesem Bild seiner Methode lässt Barthes die Vorlesung – phantasmatisch und sachte – ins Dispositiv des Seminars hineingleiten. «Ich lasse meinem Imaginären freien Lauf, [...] *ich bin mit der VORLESUNG beschäftigt* – einzige Hoffnung: daß sie auch Sie beschäftigt. [...] Die Simulation (Methode) beginnt zu *fabulieren*».¹¹ Im Auditorium als Kino-Darkroom soll eine Dissemination der Erkenntnis- und Wissensproduktion stattfinden, die radikal emanzipatorisch, da ohne Produkt ist.

So diskret und indirekt, da beiläufig, die Geste Barthes' zum Hörsaal als Pornokino ist, so unumwunden sind die *Pariser Abende*, eine aus dem Nachlass herausgegebene Fingerübung zur Form des Tagebuchs, die von der Monotonie in Cafés und mit Strichern an Spätsommertagen erzählt. Im Eintrag, der vom Abend des 8. September 1979 berichtet, wenige Monate vor dem zweiten Teil der Vorlesung, streift Barthes einen Kinobesuch: «Ich [...] gehe noch einmal aus, um mir den neuen Porno-Film im Dragon anzuschauen: wie immer jämmerlich – und diesmal vielleicht noch mehr. Ich mag nicht einmal meinen Nachbarn anmachen, obwohl das zweifellos möglich ist (die idiotische Angst, abgewiesen zu werden). Abstieg in die Dunkelkammer; hinterher bedaure ich diese schäbige Episode immer, der ich jedesmal wieder die Bestätigung meiner Verlassenheit entnehme.»¹² Der, der das schreibt, lässt sich nicht nur, wie in der Vorlesung, am Barte zupfen, sondern nimmt seinen akademischen ab. Nicht als Authentisches, sondern als Biographem, als ein in authentifizierender Geste dargebrachtes Bruchstück, lässt jenes Kino mit Darkroom das libidinöse Kollektiv des Pornokinos im Manuskript selbst als Fantasie aufscheinen.

Erweist sich so noch das Barthes'sche Pornokino als atopisch, teilt es dies mit der Skizze, die es entwirft.¹³ Auf der Buchseite dupliziert sie bloß, was schon sprachlich ausgeführt wurde, und in der Sitzung findet die Skizze gar keine Verwendung (etwa als Tafelanschrieb): Auf den Tonbandaufzeichnungen der Vorlesung leitet Barthes umständlich das Beispiel ein («Je vous signale un cas de situation maquette – un peu trivial – [...] de pornographie, mais

⁹ Roland Barthes: An das Seminar, in: ders.: *Das Rauschen der Sprache* [1974], 363–373, hier 364.

¹⁰ Ebd., 363.

¹¹ Barthes: *Die Vorbereitung des Romans*, 269, Herv. i. Orig.

¹² Roland Barthes: *Pariser Abende*, in: ders.: *Begebenheiten/Incidents*, Mainz 2007 [1987], 69–111, hier 101 f.; für eine queertheoretische Lektüre unter den Vorzeichen der Prä-AIDS-Ära vgl. D. A. Miller: *Bringing out Roland Barthes*, Berkeley, Los Angeles, Oxford 1992, 51 ff.

¹³ Atopie ist nicht nur ein Begriff, der sich durch Barthes' Arbeiten zieht, in eine Theorie des Gekritzels findet er ebenfalls Eingang; vgl. Christian Driesen, Rea Köppel, Benjamin Meyer-Krahmer, Eike Wittrock: Einleitung, in: dies. (Hg.): *Über Kritzeln. Graphismen zwischen Schrift, Bild, Text und Zeichen*, Zürich 2012, 7–21, hier 7.

intellectuellement intéressant.»¹⁴), und man glaubt, Gemurmel und leises Kichern der Zuhörer_innen zu hören (was aber auch Rauschen und Knistern des Tonbandgeräts sein könnten) – das Gekritzel selbst wird nicht hergezeigt. Es gehört allein dem Manuskript an. Mit dessen Veröffentlichung kommt es der Skizze zu, die Differenz zwischen Hörsaal und Notizen zu markieren. Obwohl die Zeichnung im Buch zu einem diskreten Objekt wird, bleibt ihre für den Zeichner ursächliche Funktion unentscheidbar.¹⁵

In gedruckter Form wird das Faksimilierte zur einzigen sichtbaren Handarbeit des Manuskripts, aber ohne Autorität auszusagen. Das kurze Abschweifen vom Schreiben zum Zeichnen entspricht dem vom Hörsaal zum Pornokino. Noch auf weitere Art vollführt das Gekrakel ein unausgesprochenes Gleiten, nämlich von Barthes' Begriffsdefinition des Modells – «Modell (*maquette*, *macchietta*), kleiner Fleck [frz. *tache*], Skizze»¹⁶ – zu dessen Akt, zum Produzieren. *Tache* ist der Schmutzfleck, der Klecks, der Sprenkel, das Geschmiere, die hier der Griffel mit der Tinte spritzt; neben der Schrift bahnt sich mit demselben Utensil etwas anderes an. Und trotzdem behält die Skizze ihrer schludrigen Form wegen etwas von der Moralität von Schmierblättern, Fresszetteln, bekritzelten Servietten und Taschentüchern, die irgendwann zerknüllt und weggeworfen werden.

¹⁴ Vgl. die Tonbandaufzeichnungen der Vorlesung, ubumexico.centro.org.mx/sound/barthes_roland/roman_II/Barthes-Roland_LaPreparationDuRoman1_1979_03.mp3, gesehen am 14.6.2015. Zu Barthes' Verhältnis zum Sprechen und zur Tonaufnahme in der Vorlesung vgl. Natalie Binczek: Diktieren, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 9, 2013, 175–179, hier 179.

¹⁵ Zum Status des (experimentellwissenschaftlichen) Gekritzels zwischen epistemischem Objekt und «Träger eines Elements von Subjektivität» vgl. Hans-Jörg Rheinberger: *Mischformen des Wissens*, in: ders.: *Iterationen*, Berlin 2005, 74–100, hier 85.

¹⁶ Barthes: *Die Vorbereitung des Romans*, 265; vgl. ders.: *La Préparation du roman*, 230, Herv. i. Orig.

PIRATERIE

Zwei Abmahnungen in einer Woche gehörten zu den Willkommensgrüßen, die mich nach neun Jahren in Asien – erst in den Philippinen, dann in Kambodscha – in Deutschland empfangen. Weil man zwei Filme von meinem Laptop über das BitTorrent-Netzwerk herunterladen konnte, verlangten zwei verschiedene Anwaltsbüros 800 und 1.500 Euro von mir.

Dass das ausgerechnet mir passierte, war ebenso peinlich wie passend. Inspiriert durch den schwunghaften Handel meiner beiden Gastländer mit raubkopierten DVDs hatte ich mich zu diesem Zeitpunkt seit fast zehn Jahren mit dem Phänomen der Medienpiraterie beschäftigt, eine Konferenz veranstaltet und eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht. Und natürlich wusste ich, dass es in Deutschland Firmen gibt, die Jagd auf die IP-Adressen von Filesharer_innen machen, und Anwaltskanzleien, deren Geschäftsmodell darin besteht, Internet-Pirat_innen abzumahnen.

Dass ich erwischt wurde, hatte einen einfachen Grund: Ich hatte schlicht vergessen, dass ein kleines Programm namens µTorrent automatisch Bits und Bytes der Filmdateien von meiner Festplatte ins Internet pumpt, sobald mein Rechner mit diesem verbunden war. Ob das nach deutschem Recht wirklich illegal ist, ist bis heute nicht abschließend geklärt. Doch die Film- und Musikindustrie hatte 2013 schon viel Geld in die Strafverfolgung von P2P-Nutzer_innen investiert, und die meisten, die beim Datenaustausch erwischt wurden, taten, was ich letztlich auch tat: Sie versuchten, die geforderte Abmahngebühr herunterzuhandeln, dann unterschrieben sie eine Unterlassungserklärung und zahlten die astronomischen Gebühren, um weiteren juristischen Ärger zu vermeiden.

Ich erzähle diese Geschichte aus zwei Gründen: Der erste hat mit der Rolle von Piraterie als Arbeitswerkzeug von Akademiker_innen in den Ländern des <Globalen Südens> zu tun; der zweite betrifft den instrumentellen Charakter von digitaler Piraterie per se.

Beginnen wir mit dem ersten Grund: Sowohl den Philippinen wie Kambodscha ist nicht nur seit mehr als einem Jahrhundert der Zugang zum größten Teil des Weltkinos verwehrt – eine Tatsache, die mich als Medienwissenschaftler

besonders betraf; dasselbe gilt auch für einen signifikanten Teil des in Form von Literatur vorliegenden Weltwissens. In den Philippinen wie in Kambodscha sind Filmklassiker wie *Citizen Kane* oder *À bout de souffle* nie offiziell veröffentlicht worden, von vielen Arthouse-Filmen der Gegenwart ganz zu schweigen. Am Film Institute der University of the Philippines, an dem ich vier Jahre lang unterrichtete, gehörte es darum bis Ende der 1990er Jahre zum guten Ton unter Kolleg_innen, die das Glück hatten, eine Auslandsreise machen zu können, alle Videofilme, die sie von dort mitbrachten, in unserem Department für den Gebrauch in der Lehre kopieren zu lassen.

So war mit der Zeit eine kleine, aber brauchbare Sammlung von Filmklassikern auf VHS zusammengekommen, mit der man die Grundlagen von Filmgeschichte und -theorie vermitteln konnte. Doch niemand konnte es meinen Kolleg_innen verdenken, dass sie mit Begeisterung zugriffen, als ab Ende der 1990er Jahre Piraten-DVDs und Filesharing-Dienste wie Napster nach und nach den Zugriff auf große Teile des internationalen Kinos erlaubten. Für die Lehrenden war es schlicht eine Methode, wenigstens in diesem Bereich die wirtschaftliche wie kulturelle Asymmetrie zwischen Erster und Dritter Welt aufzuheben.¹

Und es waren natürlich nicht nur Filme: Schon bevor die internationalen akademischen Verlage wie Routledge und Springer begannen, die Preise für Fachzeitschriften und -bücher in die inzwischen üblichen schamlosen Höhen zu treiben, war der Großteil der englischsprachigen Literatur für Hochschulen wie die University of the Philippines schlicht zu teuer. Als Konsequenz daraus hatte der philippinische Diktator Marcos in den 1970er Jahren die «Asian Edition» erfunden – den Nachdruck von wichtigen US-amerikanischen Lehrbüchern, ohne dafür Lizenzgebühren an die Verlage zu bezahlen. Diese Praxis belastete jahrelang das Verhältnis zwischen den USA und den Philippinen und wurde nach Marcos' Sturz beendet. Doch eine informelle Version der «Asian Edition» hat bis heute überlebt: Zu Semesterbeginn stapeln sich in den unzähligen kleinen Copyshops auf dem Campus die fotokopierten Versionen von Einführungen in die Chemie, die Humanmedizin oder die Literaturwissenschaft. Ohne diese raubkopierten Lehrbücher wäre nicht nur in den Philippinen, sondern in vielen Ländern rund um den Globus schlichtweg keine akademische Ausbildung möglich.

Die Recherche über den instrumentellen Charakter von digitaler Piraterie führte aber letztlich auch dazu, dass ich begann, medienwissenschaftliche Grundpositionen zu überdenken, die ich mir in Deutschland angeeignet hatte – namentlich den «Medienmaterialismus» Friedrich Kittlers, der zu meinen wichtigsten intellektuellen Einflüssen gehörte: die Überzeugung, dass «Medien unsere Lage bestimmen», wie Kittler 1986 in *Grammophon, Film, Typewriter* geschrieben hatte. Kittler konzentriert sich auf die materiellen Technologien und Netzwerke zur Produktion, Verarbeitung, Verbreitung und Speicherung von Information und erklärt Kunst und Kultur zum Effekt von Medientechnologien wie Schreibmaschine, Plattenspieler sowie zuletzt dem Computer. Dieser

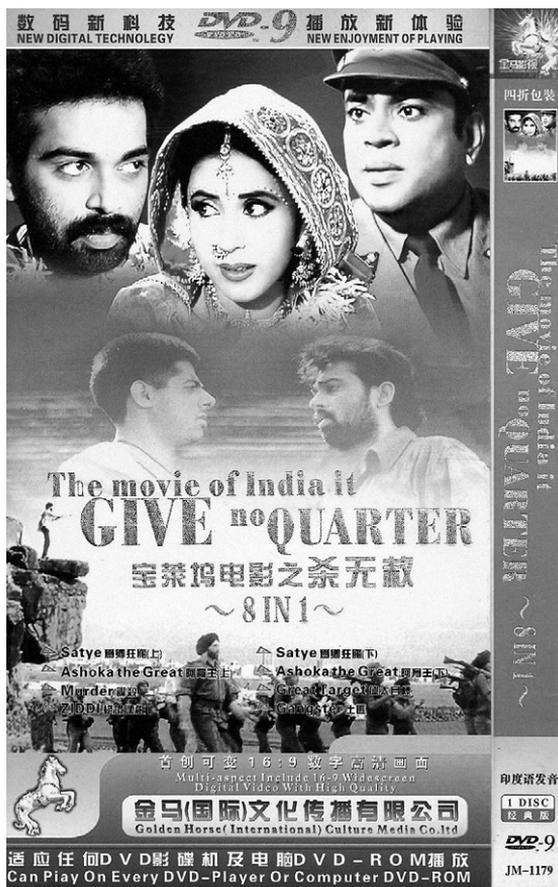
¹ Tilman Baumgärtel: The Culture of Piracy in the Philippines, in: Kim-Dong Shin, Joel David (Hg.): *Cinema in/on Asia*, Gwangju 2006, 377–403, online unter www.asian-edition.org/piracyinthephilippines.pdf, gesehen am 20.7.2015.

² Vgl. Tilman Baumgärtel: The Piracy Generation, Media Piracy and Independent Film in Southeast Asia, in: May Adadol Ingawanij, Benjamin McKay (Hg.): *Glimpses of Freedom. Independent Cinema in Southeast Asia*, Ithaca, New York 2012, 195–208. Vgl. auch Lawrence Liang: Piracy, Creativity and Infrastructure. Rethinking Access to Culture, in: *Social Science Research Network Working Papers*, dort datiert 20.7.2009, papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=1436229, gesehen am 20.7.2015.

Ansatz ist darum als «Technik-Determinismus» bezeichnet worden, was – wie auch meine Darstellung seiner Ideen hier – eine zu starke Vereinfachung ist. Aber zweifellos privilegierte er in seiner Analyse des Mediendiskurses Technik über Soziales, und das Spannungsverhältnis zwischen Nutzer_innen, Medientechnologien und soziopolitischen Systemen interessierte ihn kaum.

Kittlers Ansatz schien auf den ersten Blick ein geeignetes Instrumentarium für die Analyse von Internet-Piraterie zu bieten. Schließlich schien es kaum einen besseren Beweis für die Macht einer neuen Technologie zu geben als die Weise, wie das Internet der Welt seine Regeln aufzwang, wie es die Art, wie wir Musik und Filme konsumieren, innerhalb eines Jahrzehnts komplett umformatierte. Daran konnte auch die juristische Variante des Jahrmarktspiels «whack-a-mole», das die Medienindustrie mit den verschiedenen Methoden und technischen Protokollen spielte, die zur illegalen Verbreitung ihrer Werke diente (Usenet, Downloads, Torrents, Sharehoster, Streaming), kaum etwas ändern. Die fundamentale Krise, in die das Netz vor allem die Musikindustrie am Ende des 20. Jahrhunderts stürzte, schien ein direktes Resultat des Funktionierens digitaler Reproduktions- und Distributionstechnologie zu sein, von

«New Enjoyment of Playing»:
Eine Kollektion von acht Bollywood-Filmen auf einer DVD aus China von 2012 – Piraterie oder «transformative Autorenschaft?»



Programmen wie z.B. der Software µTorrent auf meinem Rechner. Musik, Filme, Software konnten ohne Qualitätsverlust unendlich vielfältigt und rund um den Globus verbreitet werden. Und dann auf eine DVD gebrannt und für den Gegenwert eines Dollars an einer Straßenecke in Manila oder Phnom Penh verkauft werden. Die Verwüstungen, die das Internet in der Medienindustrie auslösten, erschienen als nicht zu widerlegender Beweis für Kittlers «medientechnisches Apriori».

Aber Computer und Internet machten ihre Nutzer_innen auch zu potentiellen Produzent_innen digitaler Medienkultur. Als technologisch ermächtigte «Prosumenten» konnten sie die digitalisierten Werke anderer zu ihren eigenen machen, sie remixen, collagieren, neu montieren oder zu Mash-ups verarbeiten. Auch die Pirat_innen waren nicht reine Kopist_innen, sondern ebenso Archivar_innen, Kurator_innen und Kommentator_innen der Werke, die sie verbreiteten.² Auf den Schwarzmärkten in Manila fand ich eine liebevoll in Kunstleder gebundene Box mit 100 Oscar-gekrönten Filmen auf DVD und Kompilationen von allen Bruce-Lee-Filmen – samt extensivem Bonus-Material und Dokumentationen über den Action-Star – in selbst gestalteten Covern. Auch die Untertitel schienen von

den Pirat_innen zu stammen – zumindest ließen das die zahlreichen orthografischen und grammatikalischen Fehler vermuten. Waren das nicht Beispiele für die «transformative Autorschaft»³, die für Autor_innen wie Lawrence Lessig das Kriterium ist, mit dem man illegale Piraterie und legitimen *fair use* unterscheiden konnte?

Blogger_innen, die obskure Disco-Nummern aus ihrer LP-Sammlung digitalisierten und in langen Texten mit der Akribie von Altphilolog_innen analysierten, waren ganz sicher Musikhistoriker_innen – möglicherweise sogar die fanatischsten und am besten informierten. Oder waren sie Pirat_innen, weil sie in ihren Blogs Links setzten zu MP3-Audiodateien dieser Stücke, die bei Filehostern wie MegaUpload gespeichert waren? Auf jeden Fall waren diese Praktiken Beispiele für neue Formen des sozialen Gebrauchs von Medieninhalten.

Die hochgelobten neuen US-Serien wie *The Wire*, *Lost* oder die – zunächst nicht übermäßig erfolgreichen – *Sopranos* verdanken ihren globalen Erfolg auch einer internationalen Armee von Fans, die auf ihren Websites, in ihren Blogs oder in den sozialen Netzwerken jede neue Folge diskutierten und analysierten. Einige der enthusiastischsten Fans veröffentlichten Mitschnitte von neuen Episoden Minuten nach ihrer Ausstrahlung bei HBO im Internet. Dort wurden sie nicht nur oft von Millionen von User_innen in der ganzen Welt heruntergeladen, sondern zum Teil von eingeschworenen Teams in wenigen Stunden in ihren Landessprachen untertitelt.⁴

Zu dieser Selbstermächtigung der Konsument_innen hatte Kittler wenig zu sagen. Hier schienen die Methoden der Birmingham School – namentlich von John Fiske mit seiner Betonung des aktiven Aspekts von Medienrezeption – wesentlich produktiver. Ich begann, in meinen Seminaren auch die Bücher seines Anhängers Henry Jenkins zu lesen, in denen er die Rolle von Fans, Blogger_innen und anderen «Prosumenten» bei der Rezeption, Umcodierung und Neuinterpretation von Medien untersucht. Die Fans, die aus Medieninhalten ihre eigenen Werke schufen, waren für ihn semiotische Wilderer (*textual poachers*), die eine neue Epoche partizipatorischer Kultur einläuteten.⁵ Die kreative Aneignung von Medieninhalten ist für ihn eines der wichtigsten Elemente einer *media literacy* für das 21. Jahrhundert. Ausdrücklich bezog er sich dabei auf das Konzept des «*Cultural Jamming*» (der subversiven Umarbeitung von existierenden Medienbotschaften), das Mark Dery in seinem gleichnamigen, folgenreichen Essay entwickelt hatte.⁶

Aus dieser Perspektive betrachtet erscheinen die Auswirkungen von Piraterie nicht mehr als die logische Konsequenz des schieren Funktionierens einer neuen Technologie. Piraterie erschien auf einmal eine Bedingung für neue Formen von Kreativität zu sein. Eine Einladung zur freien Rede. Ein Akt des Widerstands. Der Beginn eines Gesprächs über geistiges Eigentum – das «Erdöl des 21. Jahrhunderts», wie der amerikanische Unternehmer Mark Getty es genannt hat – unter den veränderten Konditionen, die durch das Internet entstanden waren. Piraterie handelt vom Zugang zu Wissen und

³ Lawrence Lessig: *Free Culture. How Big Media Uses Technology and the Law to Lock Down Culture and Control Creativity*. New York 2004, 203.

⁴ Bianca Bold: *The Power of Fan Communities. An Overview of Fansubbing in Brazil*, in: *Tradução em Revista*, Nr. 11, 2011, 1–19; Monique Vandresen: *Lost in Translation*, in: *International Journal of Communication*, Nr. 6, 2012, 626–642. Zur Aneignung durch Untertitelung siehe auch Kelly Hu: *Chinese Re-makings of Pirated VCDs of Japanese TV Dramas*, in: Koichi Iwabuchi (Hg.): *Feeling Asian Modernities. Transnational Consumption of Japanese TV Dramas*, Hong Kong 2004, 205–226, und Tessa Dwyer, Ioana Uricaru: *Slashings and Subtitle. Romanian Media Piracy, Censorship, and Translation*, in: Tilman Baumgärtel (Hg.): *Pirate Essays. A Reader on International Media Piracy*, Amsterdam 2015 (im Druck).

⁵ Henry Jenkins: *Textual Poachers. Television Fans and Participatory Culture*, New York 1992. Vgl. auch: Henry Jenkins: *Fans, Bloggers and Gamers. Exploring Participatory Culture*, New York 2006.

⁶ Mark Dery: *Culture Jamming. Hacking, Slashing, and Sniping in the Empire of Signs*, New York 1993.

⁷ Baumgärtel: *The Culture of Piracy in the Philippines*, 1.

⁸ Zu den lesenswertesten Arbeiten gehören: William P. Alford: *To Steal a Book Is an Elegant Offence. Intellectual Property Law in Chinese Civilization*, Stanford, Cal. 1995; Adrian Johns: *Piracy. The Intellectual Property Wars from Gutenberg to Gates*, Chicago 2009; Joe Karaganis (Hg.): *Media Piracy in Emerging Economies*, New York 2011; Ramon Lobato: *Shadow Economies of Cinema. Mapping Informal Film Distribution*, London 2012; Laikwan Pang: *Cultural Control and Globalization in Asia. Copyright, Piracy and Cinema*, New York 2009; Alan Story, Colin Darch, Debora Halbert (Hg.): *The Copy/South Dossier. Issues in the Economics, Politics, and Ideology of Copyright in the Global South*, dort datiert Mai 2006, www.opensocietyfoundations.org/sites/default/files/csdossier_20060613.pdf, gesehen am 20.7.2015; Ravi Sundaram: *Pirate Modernity. Delhi's Media Urbanism*, Oxford 2010; Lars Eckstein, Anja Schwartz: *Postcolonial Piracy. Media Distribution and Cultural Production in the Global South*, New York 2014, und Stephen Witt: *How Music Got Free. The End of an Industry, the Turn of the Century, and the Patient Zero of Piracy*, London 2015.

Information und von den Grundlagen von Kulturproduktion und Autorschaft. Sie ist Teil von etwas, das ich an anderer Stelle «Globalisierung von unten» genannt habe.⁷

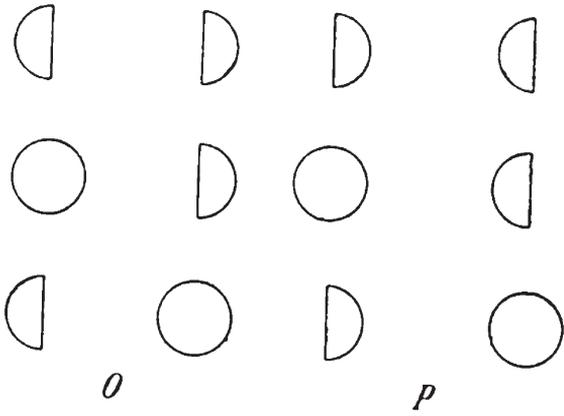
Trotz einer Reihe von Neuerscheinungen in den vergangenen Jahren – die meisten davon aus dem angloamerikanischen Raum, so gut wie keine aus Deutschland – ist dieses Phänomen nach wie vor ein wenig untersuchtes Gebiet in der Medienwissenschaft.⁸ Dabei müsste digitale Piraterie hier eigentlich ein zentrales Thema sein: Die Pirat_innen konzentrierten sich auf besonders prononcierte, gelegentlich zwanghafte Weise auf den ursprünglichen *raison d'être* des Internets, der zu einem medientechnologischen Dispositiv wurde: die schlichte Tatsache, dass man mit seiner Hilfe auf höchst effektive Weise Dateien von einem Computer zu anderen kopieren kann.

Dass diese Praxis in den letzten Jahren juristische Einschränkungen und eine gewisse soziale Ächtung erfahren hat, zeigt, dass die technischen Eigenschaften digitaler Medien keineswegs Naturgesetze sind und dass wir die von einer Technologie suggerierten Nutzungsweisen nicht einfach akzeptieren müssen. Auch wenn die derzeitige Dominanz von Internet-Unternehmen wie Google und Facebook oder die Überwachung des Netzes durch NSA oder BND einen manchmal an den eigenen Einflussmöglichkeiten zweifeln lassen: Es liegt an uns, zu entscheiden, welche der Möglichkeiten, die das Internet technisch bietet, wir zum Teil unseres Lebens werden lassen.

In diesem Sinne waren sogar die beiden Abmahnungen, die mich letztlich 1.000 Euro gekostet haben, wertvolle Lektionen über die jederzeit gegebene Gelegenheit, dem Walten von Technologie etwas entgegenzusetzen. Ich habe dieses Geld für mich als Recherchekosten verbucht – so unerfreulich und missbräuchlich sie aus rein juristischer Perspektive auch gewesen sein mögen.

Dieser Text ist ein Remix des Nachworts des von Tilman Baumgärtel herausgegebenen Buchs *Pirate Essays. A Reader on International Media Piracy*, das im August 2015 bei Amsterdam University Press erscheint.

—
BESPRECHUNGEN



VON EINEM NEUERLICH ERHOBENEN TRAGISCHEN TON IN DER GESCHICHTE DES INTERNETS

von ERHARD SCHÜTTPELZ

Florian Sprenger: *Politik der Mikroentscheidungen. Edward Snowden, Netzneutralität und die Architekturen des Internets*, mit einem Vorwort von Christopher M. Kelty, Lüneburg (meson press) 2015 (open access)

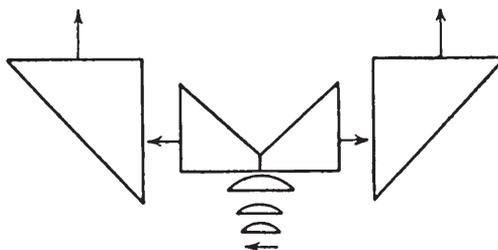
Andrew L. Russell: *Open Standards and the Digital Age. History, Ideology, and Networks*, Cambridge (Univ. Press) 2014

Bernhard Taureck: *Überwachungsdemokratie. Die NSA als Religion*, Paderborn (Fink) 2014

Drei neuere Veröffentlichungen zeigen den Spielraum, den die Revision der Internetgeschichte momentan einnimmt. Die Bücher von Florian Sprenger, Andrew L. Russell und Bernhard Taureck sind in drei verschiedenen Genres angesiedelt: eine Erfindungsgeschichte aus aktuellem Anlass, eine Kontroversengeschichte im klassischen Stil der Science and Technology Studies und eine geschichtsphilosophische Spekulation. Alle drei Bücher folgen einer Zäsur, die durch Edward Snowdens Enthüllungen markiert wurde und bereits als «Digitalisierungsforschung nach der Desillusionierung»¹ diskutiert wird. Russells Buch hütet sich zwar ganz explizit vor einer politischen Bewertung der Vorgänge, was den Autor aber nicht daran gehindert hat, im Internet selbst zu einer durchaus plakativen Zuspitzung zu greifen: Vielleicht sei es Zeit, die Geschichte des Internets als Tragödie umzudenken, und zwar weil es aufgrund bestehender Pfadabhängigkeiten in seinen Grundzügen nicht mehr zu ändern ist und daher nur noch durch etwas

ganz anderes ersetzt werden kann – das aber noch nicht in Sicht ist. «Perhaps it is time to re-imagine Internet history as a tragedy.»²

Florian Sprengers Buch bietet eine entsprechende Kurzform, indem er auf den ersten technischen Erfindungsschritt bei der Konstruktion des ARPANET zurückkommt und diesen auf die aktuelle Debatte um die «Netzneutralität» bezieht. Die von Paul Baran vorgenommene Entscheidung gegen «virtuelle Schaltkreise» und für die Verschickung durch ein «packet switching», das eine dezentralisierte Zerlegung und Wiederzusammensetzung der verschickten Signale ermöglichte, wird von ihm als frühe Weggabelung der aktuellen «Netzneutralität», d. h. der implementierten Garantie, alle verschickten und zerlegten Signaleinheiten mit gleichen Geschwindigkeitsrechten zu transportieren, verstanden. Die amerikanische Diskussion findet den Vorläufer der «Netzneutralität» momentan weniger in dieser technischen Erfindung als in einer institutionellen Weichenstellung, mit der die moderne Mediengeschichte der USA begann: die staatlich subventionierte Vereinheitlichung und Verbilligung des

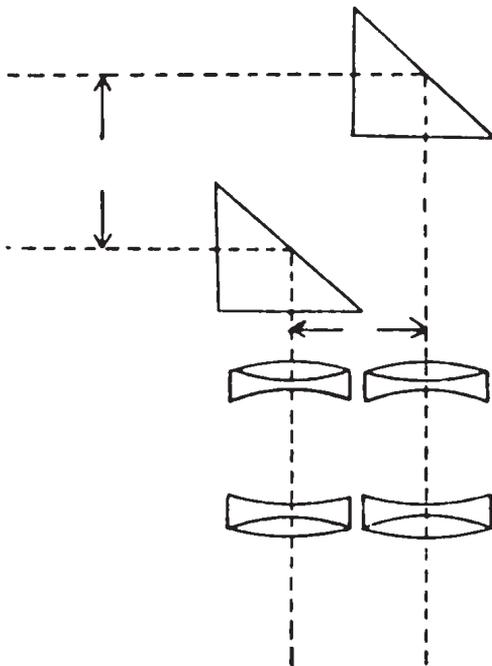


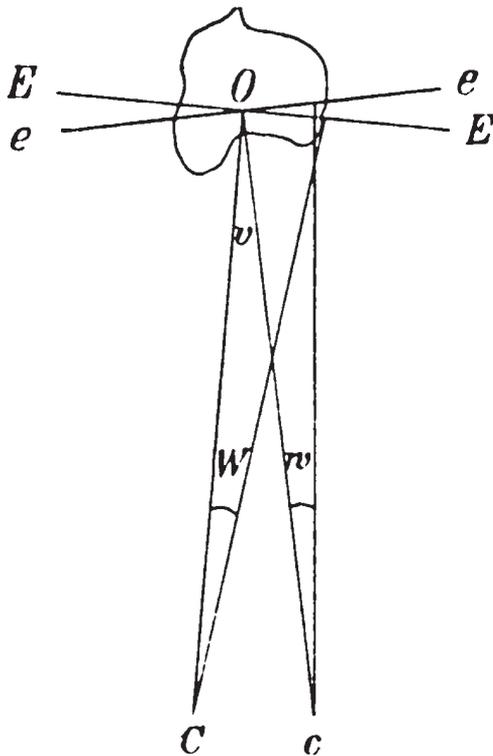
Brief- und Zeitungsportos, durch die eine kollektive Beteiligung der verstreuten Bevölkerung an der politischen und kulturellen Willensbildung organisiert und zugleich mit dem Verzicht auf eine Öffnung der Sendungen (außer in Kriegszeiten) garantiert wurde.³ Diese patriotische Post-Geschichte ist in der heutigen Internetarchitektur an mehrere Grenzen gekommen.⁴ Das Pendant der institutionellen Standardisierung des Post-Portos im Dienste aller ist die «Netzneutralität» des Internets, die eine Bezahlung der Übermittlungsgeschwindigkeit nach Angebot und Nachfrage ausschließen soll. Um diese «Netzneutralität» heute zu garantieren und zu gewährleisten, dass insbesondere die kommerziellen Streaming-Dienste nicht zur Benachteiligung privater und politischer Internetaktivitäten führen, müssen die Pakete im Rahmen einer «deep packet inspection» allerdings geöffnet werden können, was die Überwachung, Zensur und Strafverfolgung durch interessierte Dritte ermöglicht. Daraus resultiert laut Sprenger ein Zusammenfall der notwendigen «Kontrolle» der Ankunft jeder Verschickung mit einer «Überwachung» ihrer Metadaten und Inhalte.⁵ Diese Verstrickung nennt Sprenger «mikropolitisch», weil die Entscheidung zur Einwilligung in die benannte Konstellation bereits in jeder Delegation an die vielen «switching»-Einheiten des «packet switching» liegt und weil alle Nutzer diese

Einwilligung mit jedem Handlungsschritt im Internet ausüben müssen. Das scheint ein bewusst provokativer Begriff von «Mikro-Politik» zu sein, der vor allem das betont, was innerhalb der alltäglichen Handlungsvollzüge nicht geändert werden kann, weil es automatisch abläuft und die «Mikro-Entscheidungen» dort findet, wo die Entscheidungen bereits delegiert worden sind, sodass die «Konnektivität» des «packet-switching» jeder aus ihr entstehenden «Kollektivität» vorausleilt.

Weil es sich in Sprengers Darstellung um eine kurze und exemplarische handelt, beschränkt sich das Buch auf eine einzige frühe technische Weggabelung des Internets (nämlich die erste) und erwähnt die nächsten Schritte nur noch als mögliche Erweiterungen, die, so deutet der Autor an, im Lichte einer ganz analogen Perspektive betrachtet werden könnten.⁶ Und in der Tat scheint die größte Herausforderung einer «tragischen» Umschritt der Internetgeschichte darin zu bestehen, erst einmal herauszufinden, aus *wie vielen* tragischen Komponenten es aufgebaut wurde – und wo die tragische Verstrickung von Überwachung und Kontrolle die Züge einer Komödie annimmt. Das Internet selbst war durch das «packet switching» noch nicht geschaffen, sondern definiert sich bis heute durch die Wahl des TCP/IP-Protokolls sowie in Folge der IP-Adresse durch eine Identifizierung von physischer und logischer Adresse des Endgeräts, anders gesagt: von Endgerät und «point of access».⁷ Die TCP/IP-Ordnung schafft Identifizierungen, die eine elementare Justiziabilität der BesitzerInnen und BenutzerInnen zweifelsohne erleichtert haben, aber bei ihrer Einrichtung keine technische Notwendigkeit besaßen, sondern anderen Entwicklern unpraktisch erschienen. Weder kann, wie in anderen damaligen Entwürfen der Vernetzung, ein Endgerät mehrere Adressen implementieren noch kann eine Adresse von Endgerät zu Endgerät ohne Schwierigkeiten mitgenommen werden.⁸ Wie hätte ein Internet ausgesehen, das nicht auf TCP/IP basiert und die Identifizierung und Registrierung von Endgeräten und ihren Personen bis zur Unmöglichkeit erschwert hätte? Was wären die institutionellen Konsequenzen einer mobilen und multiplen Adressenordnung gewesen?

Was das ARPANET zusammen mit dem TCP/IP-Protokoll in das Internet einbrachte, war außerdem eine ausgesprochen schwache Sicherheitsarchitektur. Wie Vincent Cerf, mehrere Jahre einer der Entwickler des Internets und gleichzeitig Angestellter der NSA, bereits vor Snowdens Enthüllungen berichtete, wurden die damaligen mathematisch





avancierteren kryptographischen Erfindungen für das gleichzeitig entwickelte militärische MILNET und für das NSA-Internet reserviert,⁹ sodass «das Internet» (sprich: unser Internet) von Anfang an in seiner Sicherheitsarchitektur unterlegen war und in dieser Hinsicht, wie Snowdens Dokumente beweisen, bisher irreparabel geblieben ist. Die von Sprenger anhand des «packet-switching» diagnostizierten Verstrickungen zwischen «Nutzerfreundlichkeit» und «Überwachbarkeit» lassen sich daher für die gesamte Erbschaft des ARPANET und des frühen Internet ohne große Mühen ergänzen, u. a. deshalb, weil die meisten der entsprechenden Entscheidungen, etwa die Benutzeranforderungen von militärischen und zivilen Netzen und die Weggabelungen der End-to-End-Nutzerfreundlichkeit auf Kosten der Sicherheit von den beteiligten Entwicklern mit ihren verschiedenen sozialen und technischen Konsequenzen diskutiert und z.T. ganz offen deklariert wurden¹⁰ und die Fortsetzung dieser Geschichte in allen weiteren Erfindungen der «Nutzerfreundlichkeit» zu finden ist.

Die technische Entwicklung erscheint in der Chronologie populärer Erfindungsgeschichten vor allem als eine Akkumulation, deren Resultat einen praktischen Konsens

erzeugt. Andrew Russells Buch zur Standardisierungsgeschichte des Internets zeigt, welche sozialen Auseinandersetzungen einen solchen Konsens und seine Akkumulationen ermöglichen. Im Alltag erscheinen die kumulativen Standardisierungen als Voraussetzungen des Gebrauchs, in der Erfindungs- und Standardisierungsgeschichte hingegen herrschen Zwist, Kompromisse, Taktik und List. Welche technischen Standardisierungen die lange angekündigte Konvergenz von Computern und Telekommunikation bestimmen sollten, war schon vor dem Internet seit den 1960er Jahren institutionell umstritten; alle technischen Entscheidungen und Erfindungen des Internets blieben technisch und sozial kontrovers, und zwar bis heute. Russells Standardisierungsgeschichte des Internets behandelt erfolgreiche und scheiternde technische Entwicklungen mit denselben Maßstäben und beschreibt, wie aus dem Dissens der damaligen Entwickler der spätere technische Konsens hervorging. Sie zeigt u. a., wie einige der wichtigsten irreversiblen technischen Fixierungen in der Entwicklung des Internets durch Erpressung (bei der Entmilitarisierung des ARPANET, in der sogenannten «Geburt des Internets» am 1.1.1983) und Diffamierungskampagnen (in den «Flame Wars» um die Durchsetzung des TCP/IP-Protokolls um 1990) entschieden oder mitentschieden wurden. Wie im bekannten Fall der QWERTY-Tastatur wurden außerdem nur selten die technisch besten Lösungen adoptiert, sondern – aufgrund teils kalkulierter, teils enthusiastischer Übereilung und unter kommerziellem Druck – die gerade vorhandenen «Demo»-Lösungen. Auch die institutionellen Rahmenbedingungen der Standardisierung veränderten sich im Zuge des Aufbaus von einer diktatorischen Cliquenkultur des vom Pentagon kontrollierten ARPANET (bis 1983) bis zur Selbststilisierung einer Demokratie «offener Standards» (in den 1990ern), deren erstes Opfer (zwischen 1988 und 1992) allerdings darin bestanden hatte, die tatsächlich offenen Standardisierungsverhandlungen und sorgfältigeren Prüfungen der europäisch dominierten Organisationen zu bekämpfen und sich das Schlagwort der «offenen Standards» erst einmal propagandistisch anzueignen.¹¹ Durch das ausgewogene Nachzeichnen der Auseinandersetzungen um die technischen und institutionellen Weggabelungen des Internets hat Russell eine bisher nur in Umrissen erkennbare politische Geschichte des Internets herausgearbeitet, die dessen interkontinentale Entstehung zugleich in den Rahmen der wechselhaften Standardisierungsverfahren der Telekommunikation seit dem 19. Jahrhundert stellt.

Russells Rekonstruktion der Frühphase des Internets verzichtet bewusst auf alle historischen Spekulationen, die sich aus Snowdens Enthüllungen ergeben, aber seine Darstellung hat genügend Indizien versammelt, um künftigen HistorikerInnen auch in dieser Hinsicht vorzuarbeiten. Bernhard Taurecks Buch setzt sich über den technischen Sachverstand solcher Erfindungsgeschichten rigoros hinweg. Er geht stattdessen drei alternative Pfade durch, die seiner Meinung nach von der amerikanischen Gesellschaft und der NSA nach Snowdens Enthüllungen eingeschlagen werden können. Der erste wäre eine Verfassungsänderung, die all das erlaubt, was die NSA schon kann und tut; sie wäre laut Taureck das Ende des amerikanischen Liberalismus. Der zweite wäre der Weg in eine antiliberalen Theokratie, der sich die NSA unterwirft; und der dritte, weil sich die NSA niemandem unterwerfen wird, «die NSA als Religion». Diese dritte Option bleibt in Taurecks Darstellung ziemlich diffus. Man gewinnt den Eindruck, dass Taureck den panoptischen Komplex der NSA-Überwachung in ein amerikanisches «Auge Gottes» verwandelt sieht, das aufgrund seiner bereits bewiesenen Allmacht und potentiellen Allwissenheit eine religiöse Ergänzung verlangt, wenn schon nicht durch die Vorsehung Gottes, dann durch Leute, die ihre allumfassende Überwachung als kultische Handlung im Namen Gottes und seines politischen «manifest destiny» ausüben wollen: Hohepriester der Überwachung.

Nach allem, was wir über die NSA und andere amerikanische Geheimdienste wissen, handelt es sich in Taurecks religiösen NSA-Optionen um reine Fantasie. Sicher, man könnte sich vor der Folie des aktuellen Iran eine amerikanische evangelikale Theokratie mit ungeheuren geheimdienstlichen Überwachungs- und Vergeltungsmaßnahmen ausmalen, aber zwischen den amerikanischen Behörden des Lug und Trug und den amerikanischen Glaubensgemeinschaften der Heilsgeschichte gibt es (glücklicherweise) noch keine institutionellen Überschneidungen. Diese Überschneidung findet sich, wenn überhaupt, dann eher im kirchlichen und beruflichen Alltag des Vorstadt-Milieus, aus dem Edward Snowden zum Systemadministrator und Whistleblower wurde.¹² Aber warum sollte man diese Möglichkeit nicht zu Ende denken? Was wäre, wenn aus Snowdens Milieu eines Tages ein religiöser Anti-Snowden erschiene und die NSA in seinem Sinne umkremelte oder eine Hackerbewegung wie Anonymous ins Leben rief? Taurecks Spekulationen schärfen den Blick für digitale Eskalationsmöglichkeiten,

die uns vielleicht in anderer Form noch einmal böse Überraschungen bereiten werden. Und was vielleicht ebenso wichtig ist: Sie ignorieren die Sorgen und Klagen der enttäuschten Liebe zum Internet und pflegen eine momentan etwas brachliegende Gedankenfreiheit, die sich der tragischen Verstrickung entzieht: *Incipit tragoedia, incipit comedia, incipit parodia.*

1 Sebastian Gießmann: Internet und Digitalisierungsforschung nach der Desillusionierung, in: *Navigationen*, Nr. 1, 2015, 117–135.

2 Andrew Russell: The Betrayal of the Internet Imaginaire, in: *AmericanScience*, dort datiert September 2013, americanscience.blogspot.de/2013/09/the-betrayal-of-internet-imaginaire_5253.html, gesehen am 30.7.2015.

3 Richard R. John: Communications Networks in the United States, in: *The International Encyclopedia of Media Studies, Volume One: Media History and the Foundations of Media Studies*, Oxford 2014, 310–332.

4 Vgl. etwa das Streitgespräch von Richard R. John und Tim Wu zur Kategorisierung der «Netzneutralität»: Big Media – Pro and Con, auf YouTube, dort datiert 30.11.2010, www.youtube.com/watch?v=G6J49kPicS4, 05.07.2015, gesehen am 30.7.2015.

5 Sprenger, 56, 115. «Man könnte soweit gehen und behaupten, dass die Praktiken der NSA und anderer Geheimdienste ohne die Technologien der Deep Packet Inspection nicht möglich wären. Letztere erweisen sich als zwiespältig: Was einer fairen Verteilung von Kapazitäten dienen soll, kann zu Überwachung und Unterdrückung genutzt werden.» (49)

6 Sprenger, 35 f.

7 Vgl. John Day: *Patterns in Network Architecture. A Return to Fundamentals*, Kapitel 5, «Naming and Addressing», London 2010, 141–184.

8 Ebd.

9 Larry Greenemeier: Vint Cerf: Connecting with an Internet Pioneer, 40 Years Later, in: *Scientific American*, dort datiert Dezember 2009, www.scientificamerican.com/article/internet-pioneer-cerf/, gesehen am 5.7.2015.

10 Z. B. im Klartext von David D. Clark, David R. Wilson: A Comparison of Commercial and Military Computer Security Policies, IEEE Symposium on Security and Privacy, Oakland, April 1987, online unter groups.csail.mit.edu/ana/Publications/PubPDFs/A_20Comparison_20of_20Commercial_20and_20Military_20Computer_20Security_20Policies.pdf, gesehen am 4.7.2015.

11 Vgl. auch Andrew L. Russell: «Rough Consensus and Running Code» and the Internet-OSI Standards War, in: *IEEE Annals of the History of Computing*, Vol. 28, Nr. 3 (Juli/September), 2006, 48–61.

12 Marcel Rosenbach, Holger Stark: *Der NSA-Komplex. Edward Snowden und der Weg in die totale Überwachung*, München 2014, 25–55.

«LINIE-WERDEN», «WELT-WERDEN», «FLIEHEN» Aktuelles und Virtuelles zum Dividuellen

von JULIA BEE

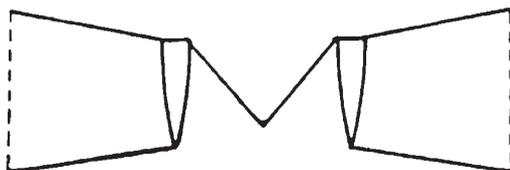
Gerald Raunig: *dividuum. Maschinischer Kapitalismus und molekulare Revolution Band 1*, Wien u. a. (transversal texts) 2015

Michaela Ott: *Dividuationen. Theorien der Teilhabe*, Berlin (b_books) 2015

Gerald Raunigs *dividuum*¹ und Michaela Ott's *Dividuationen* eröffnen in ihren Durchquerungen von Disziplinen diesseits und jenseits der Medienwissenschaft das produktive, beunruhigende, «ungefüge» Problemfeld des Dividuellen. Die Bücher beschreiben damit jene «ungewisse[n] Doubles»,² mit denen Gilles Deleuze einmal den Bereich der Emergenz zwischen Virtuellem und Aktuellem charakterisiert hat. Beide AutorInnen setzen bei Deleuzes Konzept des «Dividuellen» der «Kontrollgesellschaften» an, um von dort aus eine Revision zeitgenössischer Machtformationen vorzunehmen. In der Entfaltung der Vielschichtigkeit der Teilungen des Individuums in und durch Datenmengen stellen sie zudem die Frage nach darauf bezogenen Modi des Schreibens, des Forschens und der Kritik selbst. Kritik basiert zumeist auf einer distanzierten Position, die ihren Gegenstand von außen betrachtet, um ihn zu hinterfragen. Diese Position kann jedoch nur das klar abgegrenzte individuelle, nicht aber das «dividuelle Schreiben» (Raunig) einnehmen. Die folgenden Ausführungen sind somit auch der Versuch, sich dem Verflochtenen, dem Dividuellen auf dividuelle Weise, aus der Mitte heraus zu nähern und sich auf die Schreib- und Denkbewegung der beiden Bücher einzulassen, um mit ihnen zu spekulieren.

Die Begriffe «Dividuationen» und «dividuum» knüpfen an Konzepte wie das des Gefüges (*assemblage/agencement*) an, in dessen Denktradition sie u. a. zu verorten sind: Es sind Verkettungen, die das zugleich kon- und disjunktive Zusammenwirken von heterogenen Ensembles beschreiben, wie sie von Deleuze und Guattari in *Anti-Ödipus* (1977) entwickelt und in *Tausend Plateaus* (1992) vermannigfaltigt wurden. Es sind Linien, die Heterogenitäten prozessual verketteten, ohne sie zu synthetisieren, und die Innen und Außen permanent neu verteilen.

Die beiden Bücher *Dividuationen* und *dividuum* verknüpfen Konzepte der Teilung, Teilhabe und Streuung. Sie ziehen transversale Linien der Analyse zwischen Psychischem, Sozialem und Ökologischem.³ Ihre Figuren des «dividuums» und der «Dividuationen» nehmen Teilungen vor und sie nehmen teil: Die Konzepte adressieren aber nicht nur eine kollektive oder individuelle Ebene – die Konzepte operieren unterhalb und diesseits des Individuums und der Gemeinschaft. «Dividuationen» und «dividuum» sind also nicht kommunitär oder singular bzw. partikulär, sondern *under-common*:⁴ Verkettungen von Singularitäten (Raunig) und Partikularitäten (Ott), die kein Ganzes bilden, sondern der Wahrnehmung/Wahrnehmbarkeit



entfliehen und (sich) teilen, bis sie im «Weltwerden» (Ott) verschwinden, weil sie in dieses eingehen. Dabei sind «Dividuationen» und ist «dividuum» nicht als undifferenziert, sondern im Sinne eines multidifferenzierten Teilhabeensembles zu verstehen. Für Michaela Ott und Gerald Raunig bezeichnet das Verhältnisse zur Welt eine Teilhabe (Ott), die durchaus mit (Teilhabe-)«Zumutungen», mit Gefährdung und Verletzbarkeit behaftet ist. Teilung ist für beide AutorInnen aber nicht nur Abgabe, Minus und Mangel: Teilung ist Differenzierung des Werdens. Auch Begriffe teilen und sind geteilt – sie sind dividuell.

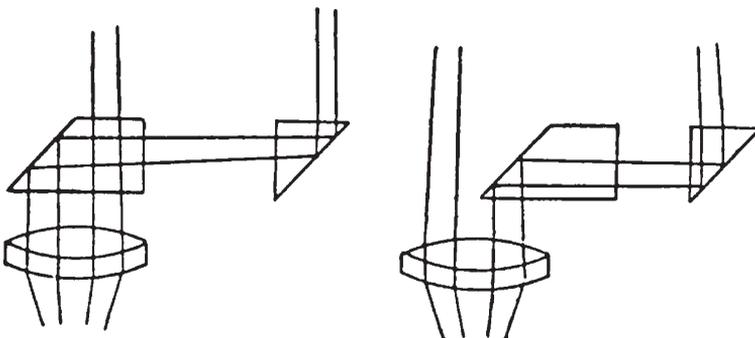
Beide Bücher nehmen diesen bei Gilles Deleuze verschiedentlich aufblitzenden Begriff zum Ausgangspunkt: Zwischen dem «Postskriptum über die Kontrollgesellschaften» und *Das Bewegungs-Bild* wird der Begriff des «dividuums» in der Doppelheit/Geteiltheit – in seiner Dividualität – zwischen Fluchtmöglichkeit und Segmentierung aufgenommen.⁵ Der Begriff bezeichnet sowohl die Modularisierung von Individuen durch Kontrollmechanismen als auch eine Ästhetik des Relationalen, deren Kraft in einer präindividuellen Affiziertheit, einer nicht-personalisierten affektiven Qualität liegt – dem «Affektbild». Nicht also nur im Übergang von analogen zu digitalen Medien, wie es Deleuzes Kontrollgesellschaften-Essay nahelegt, emergiert das Dividuelle. «Dividuationen»/«dividuum» bezeichnen Teilungen und Teilhaben im sozialen, künstlerischen und biologischen Bereich: Geteilte Umwelten, Lebensräume, Teilungen von Gütern, Teilungen von Personen und Migrationsregime zugleich.

Doch warum eignen sich die Begriffe des «Dividuellen»/«dividuums», um derart viele Phänomene – Globalisierung, (nichtwestliche) Rechtsphilosophie, Politik, Medien, Biologie – im Schreiben zu durchqueren, ohne sie unter einem großen Paradigma zu subsumieren? Dividuelle Teilungen drücken sich nie nur auf eine Weise

und für alle Zeiten gleich aus, sie müssen immer wieder anders und neu ausgedrückt, (gegen-)verwirklicht werden.⁶ Dies gilt auch und gerade für die Kontrollgesellschaften: In einer Zeit, die von der *assembly line* zur *line of assembly*, wie Raunig schreibt (S. 171), also vom Produkt zum Prozess als Wertschöpfungszentrum/-linie übergeht, gilt es mit *dividuum* und *Dividuationen* nicht nur den Prozess unter der Perspektive der Macht, sondern Macht in einer prozessualen Perspektive zu denken.

«Das Ich, das hier spricht, will eine Linie sein», schreibt Raunig (S. 25) und verknüpft – nicht nur in seinem Kapitel zur Selbstzerteilung als Begehren – implizit Individuation⁷ und Wunschmaschine (ein anderer Begriff für Gefüge). Das Buch *dividuum* steigt so mit einem komplexen Szenario ein, in welchem es die Zeit gleichsam im Schreiben auf sich zurückwendet und eine Bewegung konstruiert, die sich mit einer immanent operierenden Kritik befasst und mit der Realität, die dieses Verfahren mitkonstruiert. Ein Ereignis differenziert sich in der Zeit und erfährt Kritik auf zwei Weisen: Dies geschieht bei Raunig in der Rückschau auf eine TV-Episode, in der der Lebenspartner und Berater einer bekannten Politikerin nach einem Wahlsieg ihre Worte vor dem Landtag wie ein «menschlicher Teleprompter» mitspricht und so der Öffentlichkeit als «Ursprung» ihres politischen Erfolgs erscheint. Raunig beschreibt, wie er das Ereignis über die Zeit hinweg verändert erlebt: zunächst als vorgegebene Rede, später als maschinelles Gefüge. Damit ruft die unterschiedliche Betrachtung die Fragen hervor, wie Forschen und Schreiben selbst in diesem Spannungsfeld agieren, es intensivieren und (affirmativ) kritisieren könnten. Welche Begriffe reproduzieren die Ereignisse und welche Verschiebungen werden dadurch möglich? Wann bringt die erneute Rückbesinnung ein neues Vokabular hervor, welches Kontrolle ausübt oder verschiebt? Welche Zeitlichkeit/Historizität hat dieser Übergang der Kontrollgesellschaften und

welche Brüche im Denken und Schreiben des Dividuellen, welche Techniken «dividuelle[n] Schreiben[s]» lassen sich nutzen, um (sich) «davonzustehen»? (S. 22) Insofern ist es keine Episode aus der «Biografie» des «dividuums», in der ein Ereignis in zwei Perspektiven gesetzt oder erneut reflektiert wird – es finden Ereignisse statt, die eine reale Umwertung

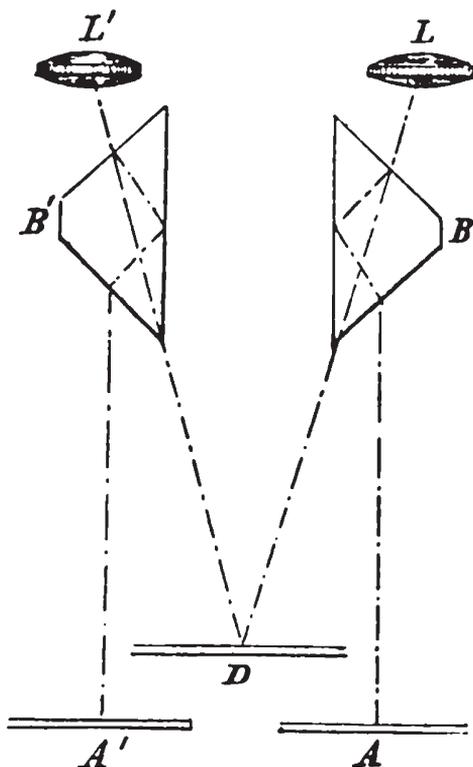


in Gang gesetzt haben. Denn die Autorperson erklärt jene Episode zum Problemfeld, welche einen Umbruch in der Betrachtung nicht nur wirksam und notwendig, sondern auch begehrenswert und richtig (d. h. wahr) hat erscheinen lassen. Es ist das Zwischen, der Prozess der Faltung selbst, der diese Konstellation «dividuell» werden lässt.

Auch Michaela Ott, die den Bezug zu Deleuzes Zeitphilosophie aus *Differenz und Wiederholung* zum Ausgangspunkt ihrer Differenzierungen in den Bereichen der Soziologie, Globalisierung, Biologie und Kunsttheorie stärker als Raunig expliziert, bezieht sich auf den Anfang und die Un-/Geteiltheit als spannungsreiches «problematische[s] System».⁸ Ott sucht ebenfalls nach den Anfängen des Dividuellen. Sie spannt die «Dividuationen» zwischen zwei Plateaus im Denken von Deleuze auf: Zwischen dem «Postskriptum über die Kontrollgesellschaften» und *Das Bewegungs-Bild* erstreckt sich eine Mannigfaltigkeit an Spannungen und «Problemen», die das Denken zu Individuationen anstiftet, wie Deleuze in *Differenz und Wiederholung* schreibt. Ott nimmt dies als Zeit des dividuellen Denkens auf. Es ist die Kamera, die zu Beginn von Robert Altmans Film *A Prairie Home Companion*⁹ auf der verzeitlichten Suche nach einem *point of view* ist, zu dem sie zwar tendiert, den sie jedoch nie behalten wird – wir sind ein solcher Film und vergleichbar mit der filmischen und ästhetischen Operation einer ständigen Modulation und Neu-Relationierung (S. 179). Damit deutet Ott in eine sehr produktive Richtung, Film- und Bild-Ästhetiken mit (nicht) sinnlichen Wahrnehmungen analytisch zu verbinden und im Sinne abstrakter Austauschverhältnisse zu verstehen.

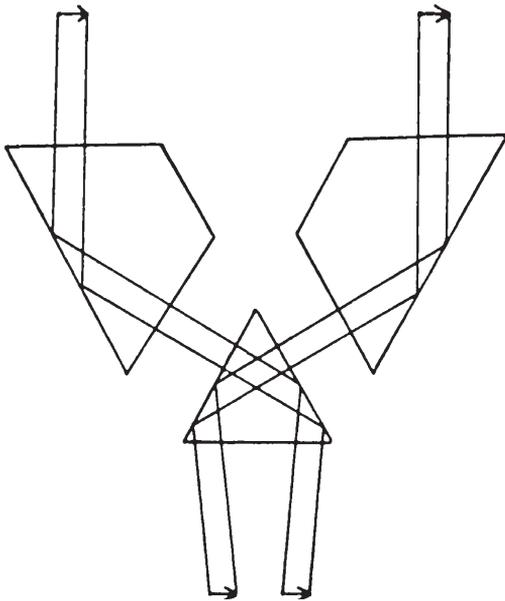
«Dividuationen» und «dividuum» unterscheiden sich sowohl von ihren Konzepten einer zersplitterten Identität als auch von jenen der Subjektivierung. Sie sind Operationsformen und Ziel einer Machtform, die nicht mehr allein und ausschließlich auf die Produktion von Subjekten abzielt oder von einer zuerst bestehenden Identität ausgeht, die dann zersplittert wird. Die Chiffren der Kontrollgesellschaften funktionieren situationaler und kontextgebundener: Sie lassen passieren, an einem bestimmten Tag, zu einer bestimmten Gegebenheit. Sie ermöglichen Bewegung, produzieren Modulationen wie Modulierungen:

Mit einer Autobahn schließt man die Leute nicht ein, aber mit dem Bau der Autobahn vervielfacht man die Kontrollmittel [...], die Menschen können zwar endlos und frei herumfahren, ohne eingeschlossen zu sein, und dennoch vollkommen kontrolliert werden.¹⁰



Bewegung wird zum Milieu und zum Ziel der Macht.¹¹ Ursache und Wirkung der Macht zirkulieren in diesem Milieu, so Foucault über das (Einschließungs-)Milieu der Macht.¹² Die Räume der Kontrollgesellschaft sind jedoch noch fraktaler, denkt Deleuze Foucault weiter. Sie bestehen nicht in containerartigen, abgeschlossenen Institutionen, durch die das Individuum geschleust wird – sie sind *in Bewegung*, in permanenter Rückkopplung, «Modulierung» und «Modularisierung» des Dividuellen (Raunig, S. 186). Auch wenn Medien in den beiden hier besprochenen Büchern nicht das alleinige Untersuchungsfeld bilden, sind sie doch zentral für die Überlegungen zum Dividuellen. Medien sind nicht mehr Instrument, sondern Milieu der Macht, könnte man in Fortführung von Foucault und Deleuze sagen. Kontrollgesellschaften funktionieren nicht nur über eine übergeordnete Auswertung von Daten durch Statistiken, sondern als zirkulierende, prozessuale Milieus, in denen die Daten im Feedbackloop produktiv gemacht werden und somit immanent agieren,¹³ d. h. sie beziehen sich auf virtuelle Veränderungen und mögliche Abweichungen, die sie abschöpfen.

Der Begriff der «Dividuationen» und jener des «dividuums» ermöglichen es, nicht nur menschliche, sondern



auch maschinische Machtformationen an ihrer Schwelle zwischen Produktivität und Destruktivität, Entstehung und Zersetzung («Undulation» nennt Raunig dies im gleichnamigen Kapitel) zu beschreiben: als algorithmische, anhaltende Neuberechnung und Feedbackloop der Veränderungen. Hier kann ein Machtbegriff ansetzen, der nicht nur das Milieu der Macht, ihre Ökologie, fraktal und transversal sowie virtuell denkt, sondern das De-/Phasieren des Dividuellen mit Machtformen verschaltet, ohne den Begriff der Prozesshaftigkeit generalisierend als neoliberale Phantasie und Herrschaftsform zu verwerfen. Denn dies könnte zu dem Generalverdacht führen, dass die Ablösung des Subjektbegriffs in Form von Figuren des Dividuellen konzeptuell einem neoliberalen Regime zuarbeite. Es stimmt – und dies ist Teil der unheimlichen Doppelheit von Flucht und Macht –, dass zeitgenössische Machtformen nicht mehr an Subjekten allein interessiert sind: Drohnen und Big Data interessieren sich nicht für den Menschen als Subjekt, wie Raunig ausführt, sondern für ihre/seine Bewegung und für die Abweichung im Bewegungsmuster. Die systemischen Intraaktionen von Machtformen produzieren allerdings gleichzeitig dividuelle Linien *sowie* Subjekte. Vielleicht ist diese Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Anrufungen ein Modus des Dividuellen selbst: Es zieht sich durch dieses Spannungsfeld in der Verlaufsform einer Kurve, die immer wieder in Abschöpfungen und Segmentierungen kulminiert. Und

vielleicht geht es im Begriff «Teilhabe» (den Ott dem der «Dividuationen» im Titel zur Seite stellt) eben gerade darum, nicht mehr das Verhältnis des Menschen zu dessen Umwelt zu beschreiben, sondern vielmehr die vielfältigen Auf-/Teilungen zentrumslos zu betrachten und zugleich die Teilung als produktive, nicht negativistische Differenzierung zu sehen. In beiden Büchern wird nicht das Vorhandene und das Bestehende als geteilt gedacht; vielmehr beginnt virtuelle Teilung mit der Mitte, wie es z. B. in Raunigs Kapitel «Drei Weisen der Teilung» anklingt. Dividuation beginnt mit dem Milieu als Mitte und Problemfeld, das von larvenhaften Subjektivitäten bevölkert ist (so Ott mit Deleuze). Dies ist ein Denken der Ökologien und der Macht zugleich. Es sind diese «Ökologien der Macht»,¹⁴ die Prozess(-philosophie) und Machttheorie mit Foucault und Deleuze nicht gegeneinander ausspielen. Auch Ott und Raunig umkreisen diesen Punkt, oder die Linie, die sich im Milieu der Macht entwickelt.¹⁵

Dividuationen und *dividuum* produzieren ein transversales Denken aller möglichen zusammenwirkenden Konstellationen von Biologie, Finanzkapitalismus, Film und Mediennetzwerken, in denen «Dividuationen» aktualisiert werden. Ein solches transversales Denken folgt ereignishaften Konstellationen, die krisenhafte metastabile Formationen in ständiger Umwälzung bilden. Dies hängt wiederum damit zusammen, dass es in beiden Büchern weniger um Einzelmedienanalysen geht, auch nicht um Mediennetzwerke, sondern auf je eigene Weise um die *Medialität des Milieus des Dividuellen*: um Teilen als «Mit-Teilen» (Raunig, S. 149). Die Medialität ist im Diagramm dieser Machtform nicht auf mediale Kontrolle oder Medien der Kontrolle zu reduzieren.

Anschlussfähig an Betrachtungen verteilter und gestreuter Medien sowie Medienapparaturen sind die philosophischen, soziologischen, poetischen und relationalen Analysen beider AutorInnen allemal: *Dividuationen* und *dividuum* skizzieren neben sozialen, medialen und ästhetischen Überblicken und Diskursfeldanalysen des historischen Besitzindividualismus mögliche Felder und Wege der weiteren Analyse, die in neue Richtungen des «Zusammen-Differenzierens» geführt werden können. *Dividuationen* und *dividuum* bieten kein einfach anwendbares Paradigma, sondern eher ein bewegliches Diagramm in Foucaults und Deleuzes Sinn, in welchem sich die Funktions- und Operationsweise der Macht verdichtet. Zugleich vermisst das Diagramm Fluchten: Als Kartografie der Machtverhältnisse konzeptualisiert es Weisen der

Teilung und Faltung, aber auch Begehrensformen, wie jenes Mit-Teilen bei Facebook, das Raunig als Bekenntnis- und Beichtzwang versteht – ein (gouvernementaler) paradoxer Mit-Teilungs-Zwang –, der zugleich individualisiert und dividuiert, wie er in seiner Lesart des nietzscheanischen Begriffs des «moralischen dividuums» in seinem Bezug sowohl zu Foucaults Disziplinarregime als auch Deleuzes Kontrollgesellschaften zeigt.

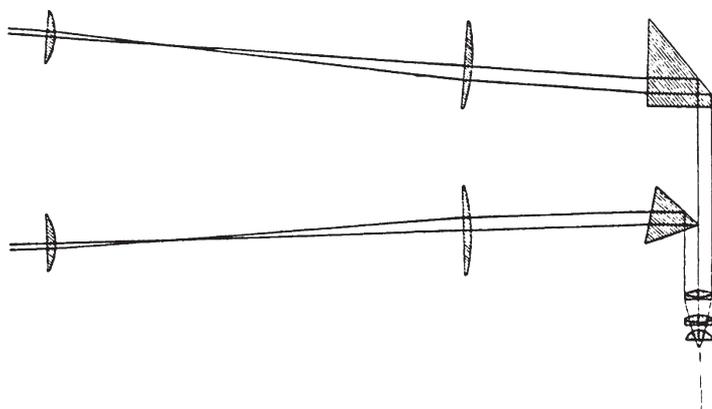
Dividuationen ist von der Teilhabe her gedacht und nicht von der Abgeschlossenheit, wie Ott auf vielen Ebenen und mit einer Mannigfaltigkeit an Konzepten und Philosophien (etwa der Soziologie und Biologie) darstellt. Ott umfasst mit ihrem Begriff der Teilhabe eine Relationalität, die in Diskursen von *New Materialisms*, *New Ontologies* und deleuzianischen Ansätzen virulent ist, und entwirft mit *Dividuationen* eine Perspektive, die sich quer zu diesen Diskursen entfaltet, aktualisiert mit ihnen ein Denken der Öffnung und der nicht menschlichen Performanz des «Weltwerdens». Wie Ott denkt auch Judith Butler von der Geöffnetheit; ihre Überlegungen zu einer Sozialontologie der Relation und der Verletzbarkeit nehmen beide AutorInnen auf und erweitern sie von einer grundlegenden Ausgesetztheit in Richtung einer postanthropozentrischen Intervention.¹⁶ Raunig knüpft zudem an das relationale Denken der Anthropologin Marylin Strathern an und verbindet so zeitgenössische Diskurse der Ontologie in der Anthropologie¹⁷ mit dem «dividuum». Mit einem neu gelesenen Klassiker der feministischen Anthropologie und einer Intervention in ein hylomorphes Denken der Teilung bringt er so feministische Impulse in den Diskurs des Dividuellen ein, indem er entfaltet, was Deleuze und Guattari schon mit dem Begriff des antiödpalen Gefüges für die feministische Medienwissenschaft angelegt haben.¹⁸

Die Teilung des Subjekts ist für beide AutorInnen also kein Mangelszenario, auch wenn ein Anschluss an Deleuzes «Postskriptum zu den Kontrollgesellschaften» gerade durch die Vielheit der Bezüge und die Heterogenität der Gegenstände oft als eine allumfassende Dystopie erscheint. Eine Fortführung führt dann häufig einen Negativismus mit sich, weil es kaum möglich scheint, dem ubiquitären

Modus der Kontrollgesellschaft zu entfliehen. Kontrolle ist aber in ihrer unheimlichen Doppelheit selbst dividuell: Sie ist verteilt/geteilt, was sie nicht weniger effizient, aber eben nicht monolithisch erscheinen lässt.

Beide AutorInnen sind an jener Doppelheit von Diskurs und Episteme des un/geteilten Selbstbezugs interessiert («Wissensdividuationen» mit Ott). Ott zeigt expliziter, was Raunig teils impliziert und in einer poetischen, anspielungsreichen Sprache gleichsam im Fliehen schreibt: Die Methode einer historischen Arbeit dieses Begriffs ist jene der Aktualisierung, die nicht einfach zu den Anfängen des Dividuellen zurückkehrt, die gegeben sind und die jenen des Individuums folgen. Die Geschichte des «dividuums» ist keine lineare Linie oder Teleologie. Ohne eine Geschichte des «dividuums»/der «Dividuationen» zu schreiben, ist es die diffraktive – die durch die Position des Hier und Jetzt retrospektiv geteilte – Geschichte, eine Aktualisierungsform des Dividuellen, eben eine dividuelle Geschichte.

Beide TheoretikerInnen betrachten den Punkt, an dem Teilhaben, Öffentlichkeit und Modulation/Modulierung zum Zwang werden. Auch wenn Deleuze im «Postskriptum über die Kontrollgesellschaften» die permanente Weiterentwicklung und Teilung als Machtform konzipiert, steht nicht Stillstand Bewegung gegenüber. Die Teilung ist Grundlage einer Berechnung, die Feedbackschleifen ermöglicht. Die Bewegung ist hier eine andere Flucht, bzw. es gilt, im Fliehen «neue Waffen zu suchen»,¹⁹ wie Deleuze an gleicher Stelle schreibt. Der Blick sollte also mehr statt weniger auf die Flucht gelenkt werden, selbst und gerade wenn das Kapital in Bewegung ist, wie Raunig mit Bezug auf Harneys und Motens Begriff des «fugitive planning» und der «logisticality» argumentiert (S. 170).



Folgt man diesen dividuellen Überlegungen, dann beginnt die Teilung («Dividuation»/«dividuum») bereits in der Emergenz und ereignet sich an der Schwelle zwischen Virtuellem und Aktuellem. Kontrolle operiert demzufolge mit dem Potenzial und ist nicht mehr nur auf das Aktuelle bezogen.²⁰ Es ist dann das Potenzial der Neuerung, dessen Mehrwert abgeschöpft wird: Macht steuert so Emergenz und erzeugt – innerhalb von Ökologien eines hyperdifferenzierten Natur-Kultur-Kontinuums – Kontrollmilieus.²¹ Ein zentraler Gewinn in der Lektüre beider Beiträge zum Dividuellen erscheint so als grundlegend: Was sich durch beide Bücher denken und weiter ausdifferenzieren lässt, sind die Weisen, wie Macht und Medialität an der Schwelle der Aktualisierung, deren nicht linearen Emergenz-, Wahrnehmungs- und Affekttransmissionen zentral durch Mediendividuationen moduliert/modularisiert werden.

1 Raunig legt die Wort- und Begriffsgeschichte von «dividuum» dar, bevor Deleuze den Begriff «dividuell» einbringt (vgl. S. 157). Er schreibt den Begriff seiner lateinischen Verwendung folgend klein und markiert ihn durch Kursivsetzung. Ich folge hier Raunigs Schreibweise, indem ich den Begriff in Anführungsstriche setze und klein schreibe. «dividuum» ist so nicht mit einem Subjekt zu verwechseln.

2 Gilles Deleuze: *Foucault*, Frankfurt / M. 1997 [1986], 171.

3 Vgl. Félix Guattari: *Die drei Ökologien*, Wien 2012.

4 Vgl. Stefano Harney, Fred Moten: *The Undercommons. Fugitive Planning and Black Study*, Wivenhoe u. a. 2013.

5 Gilles Deleuze: *Das Bewegungs-Bild. Kino 1*, Frankfurt / M. 1997, 129, 138; Gilles Deleuze: Postskriptum über die Kontrollgesellschaften, in: ders.: *Unterhandlungen 1972–1990*, Frankfurt / M. 1993 (1990), 254–262, hier 258.

6 Vgl. Brian Massumi, Jason Nguyen, Mark Davis: Interview with Brian Massumi, in: *Manifold, Forms of Time*, Nr. 2, 2008, 17–30, hier 21.

7 Michaela Ott bringt Dividuationen und Gilbert Simondons Begriff der Individuation zusammen. Ihr ist der Begriff der Individuation jedoch noch zu stark der Teleologie des Individuums verhaftet und sie

fragt sich daher, warum Simondon nicht von Dividuationen schreibt – seine Theorie impliziere dies geradezu (S. 171). Um Dividuation und Individuation einander nicht entgegenzusetzen, könnte man an dieser Stelle Simondons Begriff des Dephasierens einbringen, eine ständige Bewegung des Werden-Vergehens, der noch stärker Simondons Anliegen erklärt, das Individuum als Metastabilität zu denken. Gilbert Simondon: *Das Individuum und seine Genese. Einleitung*, in: Claudia Blümle, Armin Schäfer (Hg.): *Struktur, Figur, Kontur. Abstraktion in Kunst und Lebenswissenschaften*, Zürich 2007, 29–45, hier 31.

8 In den beiden Monografien zeigt sich, was Deleuze in einer Rezension über Simondon schreibt; dieser würde das Problem positiv definieren, wobei: «Das Problematische das Negative [ersetzt]». Gilles Deleuze: Gilbert Simondon, das Individuum und seine physikobiologische Genese, in: ders.: *Die einsame Insel. Texte und Gespräche 1953–1974*, Frankfurt / M. 2003, 127–132, hier 129.

9 Deutscher Titel: *Robert Altman's Last Radio Show*, Regie: Robert Altman, USA 2006.

10 Gilles Deleuze: Was ist der Schöpfungsakt?, in: ders.: *Schizophrenie und Gesellschaft, Texte und Gespräche 1975–1995*, Frankfurt / M. 2005 [1. Auflage], 298–308, hier 307.

11 Harney, Moten: *Undercommons*, vgl. vor allem das Kapitel «Phantasy in the Hold», 84–99.

12 Michel Foucault: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität 1*, Frankfurt / M. 2006, 40.

13 Zugleich sind die disziplinaren Machtformen nicht vergangen, mit den Begriffen «dividuum» bzw. «Dividuationen», die ja explizit aus Deleuzes Kontrollgesellschaften-Essay entlehnt sind, ist keine lineare Geschichte der Macht zu beschreiben. So entwirft *dividuum* eine verdichtete Form der Gefüge, die immer davon bedroht sind, allzu «gefügtig» (Raunig) zu werden.

14 Brian Massumi: *National Enterprise Emergency. Steps Toward an Ecology of Powers*, in: *Theory, Culture & Society*, Vol. 26, Nr. 6, November 2009, 153–185.

15 Es handelt sich um eine nicht lineare Linie, die Raunig in seiner Lesart des patriarchalen Teilens und Aufteilens, der Objektivierung durch Teilung von Frauen und SklavInnen von der Antike bis zur Neuzeit zeichnet (im Kapitel «Dividuum face! Sexuelle Gewalt und Herrschaft durch Teilung»).

16 Vgl. für den Begriff der Verletzbarkeit bei Judith Butler: *Gefährdetes Leben. Politische Essays*, Frankfurt / M. 2005; dies.: *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*, Berlin 2010 [2009].

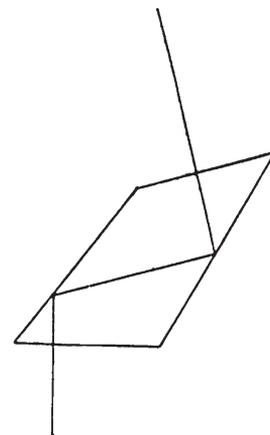
17 Wie sie aktuell etwa auch Eduardo Viveiros de Castro mit seinem *Multinaturalism* oder Barbara Glowczewski mit ihren *Totemic Becomings* führen. Eduardo Viveiros de Castro: *Cannibal Metaphysics. For a Post-Structural Anthropology*, Minneapolis 2014; Barbara Glowczewski: *Totemic Becomings. Cosmopolitics of the Dreaming*, Helsinki, São Paulo 2015.

18 Bereits Deleuze/Guattari haben Kontinuität und Diskontinuität, Materie und Form nicht gegeneinander gestellt, um das Begehren als soziale und nicht-/menschliche Verkettung von Energie und Form zu beschreiben.

19 Deleuze: *Postskriptum*, 256.

20 Vgl. Massumi: *Ecologies*, 167 ff.

21 Ott bezieht sich auf diese Abschöpfung des Lebens und des Teilungsvermögens des Dividuellen, hält sich dabei aber an die eher aktuelle Seite des Machtbegriffs der Bio-Macht, obwohl sie das Virtuelle als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen versteht.



AFFEKT – REPRÄSENTATION – SUBJEKTIVATION

Eine Sammelrezension oder eine Rezension des Sammelns

von KATRIN KÖPPERT

Amelia Jones: *Seeing Differently. A History and Theory of Identification and the Visual Arts*, New York (Routledge) 2012.

Elspeth H. Brown und Thy Phu (Hg.): *Feeling Photography*, Durham, North Carolina (Duke Univ. Press) 2014.

«[D]espite our desperate, eternal attempt to separate, contain, and mend, categories always leak.»¹

Versuche, Kategorien zu unterscheiden, um sie instand zu setzen, wie Trinh T. Minh-ha schreibt, lassen sich augenblicklich auf allen Kanälen der Kommunikation und Erfahrungswelten feststellen. Nach einer Zeit im Zeichen des «post» sind momentan Anstrengungen wahrzunehmen, sich im «neo» zu ergehen: Neokolonialismus, Neokonservatismus und vom Dornröschenschlaf übermannte Neosexualitäten geben sich die Hand und zeigen ihr brutales Gesicht, wenn neuerlich Flüchtlingsheime brennen, gegen Feminist_innen im Netz gehetzt oder Griechenland zur «natio non grata» erklärt wird. Diese Tendenzen lassen sich auch in den Niederungen akademischer Politiken und Wissensproduktionen wiederfinden. Wenn Disziplinengrenzen wieder ein- und Gender-Denominationen abgezogen werden, drängt sich der Eindruck auf, dass wir nie «post» waren: «We have never been queer», schreibt José Esteban Muñoz.²

Doch Moment: Trinh T. Minh-ha erinnert daran, dass, obwohl Kategorien festkleben am Revers der Regierung des Selbst, sie auslaufen, ausfasern und längst nicht mehr akkurat beschreiben, wie wir als Subjekte Welt navigieren.

Lauren Berlant hat darauf verwiesen, dass Strukturen des globalen Kapitalismus und der diasporischen Migration Arbeitsbedingungen dergestalt verändert haben, dass selbst diejenigen Subjekte, die aufgrund ihrer weißen, westlich normativen Subjektposition als gesichert gelten könnten, Erfahrungen der Verunsicherung und Prekarisierung durchleben.³ Nicht anzuerkennen, dass das Raster der Binarität längst in Auflösung begriffen ist, produziert einen Anachronismus, meint Amelia Jones. Sie macht es sich mit der Publikation *Seeing differently* zur Aufgabe, ein theoretisches Modell zu entwickeln, das Identifikation als reziproken, dynamischen und andauernden Prozess vorschlägt (S. 2).

Das Begehren nach Denkmodellen, die sich queerer «disidentification»⁴ und der Unmöglichkeit widmen, eine stabile und nachhaltige Subjektivität zu schaffen, teilt Jones mit dem Anliegen von Elspeth H. Brown und Thy Phu, den Herausgeberinnen der Anthologie *Feeling Photography*. Ihnen gemeinsam ist der queer-feministisch und antirassistisch informierte Wunsch, westliche Traditionen des binären Denkens zu konterkarieren. Mittels neuer und affektiver Modelle des Sehens unternehmen sie den Versuch, das über das Primat des Sehens hergeleitete rationale Erfassen und somit fixierende Identifizieren zu hintertreiben. Die Frage der Neuheit dieser Projekte beiseite lassend, bespreche ich hier beide Bände nicht nur aufgrund meines persönlichen Interesses an der Verhandlung von Affekt, Queer Theory und Repräsentation, sondern auch aufgrund der politischen Notwendigkeit, ebensolchen Ansätzen angesichts des gegenwärtigen alarmierenden Grenzziehungsdrucks Aufmerksamkeit zu schenken.

Darüber hinaus erscheint es nicht unpassend, im Rahmen einer Ausgabe der *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, die sich mit medialen Aufnahmetechniken der Erfassung und Identifizierung durch Überwachung und Kontrolle beschäftigt, anders sehen zu wollen: *seeing differently!*

Damit dürfte deutlich geworden sein, dass nicht kritische Distanz der Modus dieser Rezension ist, sondern der Versuch, mit Jones und Brown/Phu zu denken, um institutionell abgesicherte Strukturen wettbewerbsorientierter Wissensproduktion zu verlernen.⁵ In diesem Sinne stellt die Rezension ein Echo der Vorgehensweise von Amelia Jones dar. Um ihr Modell zu entwickeln, erarbeitet Jones ihre politische Haltung im persönlichen Blick auf ihr eigenes, mit ihren privaten und akademischen Familien verbundenes identitäres Werden (xxi-xxvi, S. 194 f., 203). So ist es auch mir Anliegen, auf meine Nähe zu den Autor- und Herausgeber_innen zu verweisen. Amelia Jones – bereits mit ihrem Kompendium *Feminism and Visual Culture Reader* maßgeblich für meine ja noch sehr kurze wissenschaftliche Biografie – hat mit ihrem Fokus auf Performance Theory meinen Zugang zu Fotografie entscheidend mitbestimmt.⁶ Darüber hinaus war es mir eine Freude, Veranstaltungen von und mit ihr während meines Visiting Scholarships in Los Angeles besuchen zu können. Und seit der Einladung zur Abschlusskonferenz des Graduiertenkollegs *Geschlecht als Wissenskategorie* an der Humboldt-Universität zu Berlin («Jenseits der Eindeutigkeit», 17.–19.10.2013) weiß Elspeth H. Brown, dass ich auf das Erscheinen von *Feeling Photography* gewartet habe.

Meine privaten Verhandelungen hier einfließen zu lassen hat aber noch einen anderen Beweggrund und knüpft an den Artikel «Photographing Objects as Queer Archival Practice» der mich ebenso beeinflussenden Autorin Ann Cvetkovich im Band *Feeling Photography* (S. 273–296) an. Hintergrund ihrer Beschäftigung mit dem Fotografieren von Dingen als queerer Praxis des Archivierens ist der implizite Zusammenhang von Fotografie und Emotionalität. Gefühle, die über Fotografien Eingang ins Archiv fänden, würden traditionelle Setzungen des Archivs als Wissensspeicher herausfordern, weil Gefühle trotz ihrer fotografischen Dokumentation ephemere und somit nicht zugänglich bleiben. Im Archiv treiben sie als Gespenster ihr Unwesen. Und trotzdem stehen sie im Verbund mit fotografierten Alltagsdingen für das Private und Intime – etwas, das üblicherweise keinen Platz in öffentlichen Archiven hat und eher Ausgangspunkt privater Sammlungen ist. Ähnlich also wie Sammlungen

auf Basis eines privaten Interesses oder Begehrens entstehen, geht diese Sammelrezension auf meinen persönlichen Hintergrund zurück und will, weil sie über diesen vermittelt das Private und Nichtoffizielle der Geschichtsschreibung aufnimmt, als Rezension des begehrensgeleiteten Sammelns archivwürdig werden. Das ins Archiv dieser Zeitschrift eingeschriebene Begehren jedoch bleibt ungehörig, weil es sich nicht verstetigen lässt, ephemere bleibt, von den Leser_innen abhängen wird und von intensiven, langweiligen Momenten des Lesens dieser Zeilen.

Ich nehme mir die verbindende Intention der beiden Bücher, in binäre und vom analytischen Denken durchströmte poststrukturalistische Wissenssysteme intervenieren zu wollen, zum Anlass, diejenigen Abschnitte hervorzuheben, die konkrete Vorschläge einer Ausarbeitung affektiver Modelle des Sehens machen. Ich vernachlässige daher die Artikel und Kapitel, die sich der visuellen Historizität von Gefühlen widmen (Sheehan, Cho, K. J. Brown, Schweitzer in Brown/Phu) bzw. der diskursiven Entwicklung binärer Modelle des Verstehens von Identität in der europäisch-nordamerikanischen Kultur seit der Aufklärung. Der Fokus liegt stattdessen auf der Verhältnisbestimmung von Sehen und Fühlen, Repräsentation und Affekt, Index und *punctum*; getragen von dem Wunsch, den auslaufenden – «leaky» – Kategorien der Identifizierung und der verwachsenen Subjekt-Objekt-Konstellationen im Betrachtungsverhältnis Tribut zu zollen.

Beiden Publikationen zugrunde liegt die Überzeugung, dass eine universelle Bestimmung von Kunst unmöglich ist. Ab diesem Punkt trennen sich für kurze Zeit die weiteren Wege der Argumentation. Jones sieht aus dieser Unmöglichkeit das Begehren abgeleitet, wissen zu wollen, wer das Subjekt ist, das das Kunstwerk intendiert und verantwortet, und problematisiert damit den Diskurs kunsthistorischer Forschung, sich vornehmlich den Gedanken und Gefühlen des Künstler_innensubjekts zuzuwenden. Mit Derrida rückt sie davon ausgehend die institutionellen und diskursiven Rahmungen der Kunst und des Subjekts in den Blick. Brown/Phu betrachten diesen poststrukturalistischen Ansatz der Fokussierung auf die institutionellen Rahmenbedingungen der Konstruktion und Zirkulation von Bildbedeutung hingegen als funktionalen Teil einer Verengung der Fototheorie auf die «Rubrik des Denkens» (S. 2). Gefühle wurden in Folge dieser Verengung, die sich im späten 20. Jahrhundert vollzog, zum epistemologischen Problem der Fototheorie (was im Zuge

des disziplinären Verteidigungskampfes gegenüber depolitisierten Vereinnahmungen im kunsthistorischen und museologischen Kontext zu verstehen ist). Doch Jones Argumentation trifft wieder auf Brown/Phu, wenn sie fragt, was bei allem Respekt gegenüber der Notwendigkeit, sich den Rahmungen von Kunst zu widmen, verlorengelht. Abhanden gehen einer rationalen Logik nicht zugängliche Aspekte in der Analyse von Kunst und Prozesse der Identifikation, die die Betrachtung schließlich aber mitbestimmen. Was aber sind diese Aspekte, was kontaminiert Interpretation und was charakterisiert die «leakage between inside [which is «art»/«identity»] and outside the frame [which are discourse and institution]» (Jones, S. 2)? Die Bücher geben verschiedene und in der Tonalität abweichende Antworten, denen ich nun nachgehen möchte.

Erstaunlich ist, wie sehr Roland Barthes – wo anzunehmen sein könnte, andere Schutzpatron_innen queerfeministischer Fototheorie hätten mittlerweile größeres Gewicht – in der Auseinandersetzung um das Verhältnis von Fotografie und Gefühl im Band von Brown/Phu einberufen wird, aber auch von Jones, sobald es um Fotografie geht.

Shawn Michelle Smith eröffnet ihren Beitrag «Photography between Desire and Grief» (S. 29–46) mit der gern zitierten Passage:⁷ «Affect was what I didn't want to reduce. As *Spectator* I was interested in Photography only for «sentimental» reasons; I wanted to explore it not as a question (a theme) but as a wound.»⁸ Durch die Wunde oder den Stich, die Barthes als das *punctum* dem reflexiven *studium* zur Seite stellt, ließe sich Fotografie erfahren und schließlich anders verstehen als bei nur nüchterner und distanzierter Betrachtung.

Barthes weiterdenkend und bezogen auf die Fotografie von Fred Holland Day, einem der prägenden Piktoralisten und schwule Ikonografie Vorbildenden Künstler des frühen 20. Jahrhunderts, kommt Smith zu dem Schluss, dass die Macht des bestechenden *punctum* nicht primär in der Indexikalität zu suchen sei, sondern im sich vom materiellen Referenten ablösenden Gefühl. Das heißt, dass das *punctum* nicht vom im Bild dargestellten Gefühl, z. B. der Verwundung wie im Falle der Darstellungen des Heiligen Sebastian von Holland Day, ausgelöst wird, sondern von einem im Bild abwesenden Begehren, das sich an den Anblick von Schmerz heften kann. Begehren wird in das Bild geföhlt und informiert eine Lesart, die sich von der künstlerischen Intention abzulösen in der Lage ist. Amelia Jones argumentiert ähnlich und sagt, dass das *punctum*, das bei Barthes eher in der indexikalischen Referenzialität verortet

ist, überformt werden kann von eigenen Erfahrungen, Erinnerungen, Präferenzen und Wissensbeständen, die nicht im Bild beherbergt sein müssen (S. 204). Geföhle, die ausgelöst werden, ohne vom künstlerischen Subjekt intendiert worden zu sein, fügen schließlich der Fotografie etwas hinzu. Mit ihrem Konzept der »queer feminist durationality« geht es Jones um das Potenzial, mit den Kunstwerken in der Rezeption etwas zu tun, sodass sie reaktiviert und wieder prozessual werden (S. 173). Margaret Olin, die in beiden Publikationen interessanterweise unerwähnt bleibt, hatte dies bereits in *Touching Photography* mit dem Begriff des «performativen Index» zum Ausdruck gebracht: Das relationale Verhältnis zwischen Fotografie und Betrachter_in bestimmt den Index, der uns als *punctum* zu treffen in der Lage ist.⁹ Sprich, nur aufgrund Barthes' emotional überformter Erinnerung an die Perlenkette der Schwester seines Vaters in einer seiner eigenen Familienfotografien ist es die Kette im Familienporträt von James Van der Zee, die ihn, wie er in *Die helle Kammer*¹⁰ darlegt, trifft. Oder nur aufgrund der Erfahrung, selbst stillende Mutter gewesen zu sein, ist für Jones das Ziehen an der Brust in *Self-Portrait/Nursing* von Catherine Opie das Bestechende der Fotografie (S. 204) (dieser Einschub hat mich überzeugt, nicht weil ich wüsste, wie es sich anfühlt, einem Kind die Brust zu geben, wohl aber den Gestus nachvollziehen kann, sich mit Opies unkonventioneller Darstellung der stillenden Madonna zu identifizieren). Die Erinnerung an das Gefühl, das Jones im Betrachten der Fotografie beschreibt, fügt dem Bild etwas hinzu, das in ihrer Identität und Vergangenheit lokalisiert ist. Hiermit – so ließe sich behaupten – läuft sie Gefahr, sich ähnlich wie Barthes die Kritik einzuhandeln, Visualisierungen nur für die Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit (die Kinder sind abgestillt, die Reproduktionsleistung ist vollbracht, der Tod lauert) zu nutzen und das Selbst in das Bild zu montieren.¹¹ Jones weiterzulesen macht allerdings deutlich, dass es ihr mit dem Konzept «durationality» um die Dauer geht, die die ins Bild geföhlte Vergangenheit mit einer Zukunft belegt, die Verfestigungen von Subjektivierungen gerade vermeidet (S. 175). Zwar lebt Vergangenheit in der Betrachtung auf, aber sie wird für eine Zukunft geöffnet, was auch die Gegenwart zu transformieren ermöglicht. Hier knüpft Jones an Konzepte der »queer temporality« an und macht sie für Verfahren der Bildbetrachtung fruchtbar.¹²

Auch Smith hebt auf Barthes rekurrierend hervor, dass, selbst wenn Fotografie mit einem nostalgisch melancholischen Impetus apostrophiert sei, sie immer auch um die

Idee der Zukunft, des Wiederaufstehens und des Erwachens von «reality» kreisen würde (S. 43). Am Beispiel von Fred Holland Day zeigt Smith, dass die reale Vergangenheit des fotografierten Subjekts – die Diskriminierung des homosexuellen Holland Day um 1900 – die Gegenwart einholt und eine Zukunft jenseits des gewesenen Zustands vorstellbar werden lässt. Auch Jones geht es nicht darum, die eigene Subjektivität in die Fotografien zu implementieren. Dabei hebt sie Materialität als die Form der Realität des Bildes hervor, die das Selbst in seinen vorgefassten Dimensionen auf eine Zukunft hin öffnet und, so ihre Pointe, schräg zur eigenen und im Bild bedeuteten Vergangenheit stehen lässt. Jones teilt mit Dana Seidler, Christopher Pinney und Elizabeth Abel aus dem Band *Feeling Photography* die Auffassung, dass es die Materialität, Sensualität und der «touch» der Fotografie sind, welche die – von Rosi Braidotti inspirierte – radikale Relationalität von Fotografie und Betrachter_in bestimmen (S. 171 f.). Jones betont, dass ein sich über mehrere Bilder verteilendes Referenzsystem sowie ein performativer Prozess von Wiederholung und Ersetzung entscheidend seien für die sich immer wieder neu herstellende Relationalität (S. 208). Aber auch die materielle Spezifität, opulente Taktilität, die Farbigkeit und Bildbearbeitung seien ausschlaggebend für eine die Betrachter_innen dislozierende Affizierung.

Pinney sieht in seinem Aufsatz «Sepia Mutiny. Colonial Photography and Its Others» z. B. in populären Techniken des Einfärbens und nachträglichen Bedruckens von Fotografien die Möglichkeit, sich von dem Cartesianischen Empirismus und der kolonialen Semiotik zu lösen und Fotografien in eine Zukunft zu öffnen. Das (koloniale) Archiv seiner Perspektivierung sind indische vernakuläre Fotografien und populäre fotografische Bearbeitungen, die um die vorletzte Jahrhundertwende entstanden sind.

Thematisiert Pinney Sepia als Farbton, der aus dem Bild herausreicht und die Zuschauer_innen sensuell ergreift, ist es im Beitrag «Skin, Flesh, and the Affective Wrinkles of Civil Rights Photography» von Elizabeth Abel der in «Sit-in-Fotografien» inszenierte Glanz der Schwarzen Haut. Sit-in-Fotografien entstanden während des Bürgerrechtskampfes und zeigen, wie Schwarze den ihnen verbotenen Platz in Cafés besetzten. Der in diesen Fotografien auffällige Glanz Schwarzer Haut steht im Kontrast zum matten weißen Fleisch, ermöglichte aber statt Fetischisierung – wie Abel argumentiert – einen transgressiven und Race-Binarismen überwindenden Kontakt im US-amerikanischen Bürgerrechtskampf. Die Auseinandersetzung mit der Ambivalenz

des Glanzes – einerseits Prozesse der Fetischisierung zu riskieren und andererseits Mittel aktiver Ermächtigung (wie im Rekurs auf Afrofuturismus, Hip-Hop-Kultur und Black Arts Movement verdeutlicht) zu sein – ist ein Statement gegen das «racial epidermal schema». Fotografie, die in diesem Schema als hautlos, neutral und weiß imaginiert sei, würde texturiert – jedoch nicht in Form ornamentaler Textilien, sondern im Modus des Glanzes, des *bling* sozusagen (S. 109). Dieser *bling* evoziere eine Taktilität, die statt Grenzen wieder zu errichten Durchlässigkeiten produziere.

Texturierungen, die die Materialität und Taktilität von Fotografie hervorheben – so ließe sich zusammenfassen – evozieren das affektive Potential und relokalisieren Repräsentation in den Registern der Sinne und Sensualitäten (Seidler, S. 48). Dies ermöglicht, Gender- und *race*-Grenzen sowie binäre Identitätsschemata ineinanderfließen zu lassen (Abel, S. 117). Daraus resultiert eine Ästhetik der Kollektivität, aus der eine politische Energie queerer Ästhetik zu ziehen sei, schließt Dana Seidler in Auseinandersetzung u. a. mit der Fotoserie *Lesbian Beds* von Tammy Rae Carland (S. 64). Seidler fungiert damit auch als Stichwortgeberin am Ende dieser Rezension – ein Ende, das der Anfang weiterer um *queer sensibility* bemühter Lektüren sein könnte.

1 Trinh T. Minh-ha: *Difference: A Special Third World Woman Issue*, in: Amelia Jones (Hg.): *The Feminism and Visual Culture Reader*, London, New York 2006, 193.

2 José Esteban Muñoz: *Cruising utopia. The then and there of queer futurity*, New York, London 2009, 1.

3 Lauren Berlant: *Cruel Optimism*, Durham, London 2011.

4 José Esteban Muñoz: *Disidentification. Queers of Color and the Performance of Politics*, Minneapolis, London 1999.

5 In Anlehnung an Lauren Berlants Konzept des «Unlearning». Berlant: *Cruel Optimism*.

6 Jones: *Feminism and visual culture reader*.

7 Zum Beispiel auch von Michaela Ott in ihrer sich auf Fotografie beziehenden Fußnote im Buch *Affizierung*. Michaela Ott: *Affizierung: Zu einer ästhetisch-epistemischen Figur*, München 2011, 363.

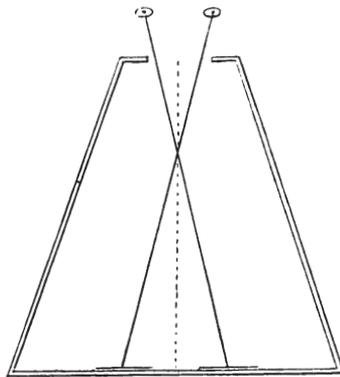
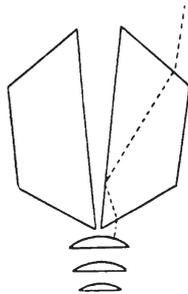
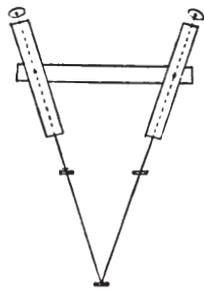
8 Roland Barthes: *Camera Lucida*, New York 1981, 21.

9 Margaret Olin: *Touching Photographs*, Chicago, London 2011.

10 Roland Barthes: *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*, Frankfurt / M. 1985.

11 Vgl. Fred Moten: *Black Mo'nin'*, in: David Eng, David Kazanjian (Hg.): *Loss. The Politics of Mourning*, Berkeley, Los Angeles, London 2003, 57–76; Shawn Michelle Smith: *Race and Reproduction in Camera Lucida*, in: J.J. Long, Andrea Noble, Edward Welch (Hg.): *Photography: Theoretical Snapshots*, London 2009, 98–111.

12 Vgl. Louise Fradenburg, Carla Freccero: *Premodern Sexualities*, New York 1996; Carolyn Dinshaw: *Getting Medieval: Sexualities and Communities, Pre- and Postmodern*, Durham 1999; David Halperin: *How to do the History of Homosexuality*, Chicago 2002; Judith Halberstam: *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*, New York, London 2005; Heather Love: *Feeling Backwards: Loss and the Politics of Queer History*, Cambridge 2007; Elizabeth Freeman: *Time Binds: Queer Temporalities, Queer Histories*, Durham, London 2010.



AUTORINNEN

Marie-Luise Angerer übernimmt mit dem Wintersemester 2015/2016 den Lehrstuhl für Medientheorie/Medienwissenschaft an der Universität Potsdam. Sie war von 2000 bis 2015 Professorin für Medien- und Kulturwissenschaften an der Kunsthochschule für Medien Köln. Ihre Forschung konzentriert sich u. a. auf die Emergenz und Implikationen eines Affektdispositivs sowie auf eine kritische Analyse der Entwicklung von «Affective Sciences». Aktuelle Publikationen sind u. a.: Hg. mit Bernd Bösel und Michaela Ott: *Timing of Affect. Epistemologies, Politics, Aesthetics*, Berlin, Zürich (diaphanes) 2014; *Desire After Affect*, London, New York (Rowman & Littlefield Int.) 2014, und Hg. mit Yvonne Hardt und Ann Carolin Weber: *Choreographie, Medien, Gender*, Berlin, Zürich (diaphanes) 2013.

Tilman Baumgärtel ist – nach Stationen an der University of the Philippines in Manila und der Royal University of Phnom Penh – Professor für Medienwissenschaft an der Hochschule Mainz. Veröffentlichungen (Auswahl): *Schleifen. Zur Geschichte und Ästhetik des Loops*, Berlin (Kadmos) 2015, *Southeast Asian Independent Cinema*, Hongkong (Hong Kong Univ. Press) 2012, *net.art 2.0 – Neue Materialien zur Netzkunst*, Nürnberg (Verlag für moderne Kunst) 2001 [1999], *Vom Guerillakino zum Essayfilm: Harun Farocki – Werkmonographie eines Autorenfilmers*, Berlin (b_books) 1998.

Julia Bee ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Medien- und Kulturwissenschaft der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Sie arbeitet zur Relation von Macht und Begehren sowie Wahrnehmungs- und Prozessphilosophien in medienwissenschaftlicher Perspektive. Letzte Publikationen: *Gewalt, Begehren, Differenz. Zu einer Politik der Wahrnehmung*, in: Jochem Kotthaus (Hg.): *Sexuelle Gewalt im Film*, Weinheim und Basel (Beltz Juventa) 2015; *Szenen der Entmenschlichung. Folter, Zeitlichkeit und das Posthumane in True Blood*, in: Julia Bee u. a. (Hg.): *Folterbilder und -narrationen. Verhältnisse zwischen Fiktion und Wirklichkeit*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2013.

Tatjana Bergius ist freischaffende Künstlerin. 1999 Meisterschülerabschluss an der Universität der Künste Berlin (Klasse Wolfgang Petrick). Bis 2002 regelmäßige Präsentationen bei der Galerie end-art in Berlin. Teilnahme an etlichen Gruppenausstellungen, u. a. Haus am Kleistpark, Haus am Waldsee, Georg-Kolbe-Museum (alle Berlin). Weitere Ausstellungen bei Galerie Metro in Berlin, in der Kunsthalle Edsvik (Sollentuna/Stockholm) und in Liberec, Tschechien. 2014 Präsentation ihrer ersten Graphic Novel *Eine Reise unter den Spiegel* in der Stiftung Starke Berlin als Teil der Gruppenausstellung «survivors». Sie lebt und arbeitet nahe dem Kloster von Lehnin.

Bernd Bösel war APART-Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (2011–2014) und ist seit dem Wintersemester 2015/2016 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Studiengang Europäische Medienwissenschaft an der Universität Potsdam. Er arbeitet an einer Theorie der «Plastizität der Gefühle» mit besonderem Hinblick auf das Wechselverhältnis von gegenwärtigen Affekt- und Psychotechnologien und philosophischen Selbst- und Psychotechniken. Aktuelle Veröffentlichungen: Hg. mit Marie-Luise Angerer und Michaela Ott: *Timing of Affect. Epistemologies, Politics, Aesthetics*, Berlin, Zürich (diaphanes) 2014; *Die philosophische Relevanz der Psychotechniken. Argumente für die Indienstnahme eines ambivalenten Begriffs*, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, Jg. 38, Nr. 2, 2013.

Gabriele Dietze lehrt Kulturwissenschaften und Gender Studies und ist Mitglied der DFG-Forschergruppe «Kulturen des Wahnsinns» an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zuletzt erschienen: *Weißer Frauen in Bewegung. Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken*, Bielefeld (transcript) 2013.

Maja Figge ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte und Theorie der Gestaltung der Universität der Künste Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Gender, Race und Medien, Film und Geschichte, Postkoloniale Theorie, Politische Gefühle. Zuletzt erschienen: (Post)Koloniale Beziehungen. Fritz Langs Indienfilme zwischen Abstraktion und Orientalismus, in: Ulrike Bergemann, Nanna Heidenreich (Hg.): *Total. Universalismus und Partikularismus in post_kolonialer Medienwissenschaft*, Bielefeld (transcript) 2015, und *Deutschein (wieder-)herstellen. Weißsein und Männlichkeit im bundesdeutschen Kino der fünfziger Jahre*, Bielefeld (transcript) 2015.

Dennis Göttel ist Postdoc im Bereich «Kulturgeschichte des Wissens» an der Leuphana Universität Lüneburg, Institut für Geschichtswissenschaft und Literarische Kulturen. Forschungen zur Kinoleinwand, zur Epistemologie der Filmwissenschaft sowie zum Flipperautomaten. Letzte Publikationen: Flipperautomat als Kinogeschichte, in: *Nach dem Film*, dort datiert 20.2.2015, www.nachdemfilm.de/content/flipperautomat-als-kinogeschichte; Co-Hg.: *Wörterbuch kinematografischer Objekte*, Berlin (August Verlag) 2014.

Till A. Heilmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bonn. Forschungsschwerpunkte: Digitalität als Kulturprinzip; Digitaltechnik und Arbeit; nordamerikanische und deutschsprachige Medienwissenschaft; Schriftlichkeit und Algorithmus; Standardisierung und Normierung. Publikationen u. a.: Die Oberflächlichkeit des Digitalen, in: Christina Lechtermann, Stefan Rieger (Hg.): *Das Wissen der Oberfläche*, Berlin, Zürich (diaphanes) 2015; Handschrift im digitalen Umfeld, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, Heft 85, 2014; «Tap, tap, flap, flap.» Ludic Seriality, Digitality, and the Finger, in: *Eludamos. Journal for Computer Game Culture*, Vol. 8, Nr. 1, 2014.

Dietmar Kammerer ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medienwissenschaft der Philipps-Universität Marburg. Forschungsschwerpunkte: Medien im Kino; Filmtheorie und Filmästhetik; Filmstil; Theorie, Ästhetik und Geschichte der Überwachung; Datenschutz. Publikationen (Auswahl): Software, die zur Waffe wird, in: *Die Überwacher. Prism, Google, Whistleblower*, Berlin (taz) 2015 (Edition Le Monde diplomatique, Nr. 16); *Bilder der Überwachung*, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2008.

Katrin Köppert ist Universitätsassistentin am Institut für Medien, Abteilung Medientheorie der Kunstuniversität Linz. Sie arbeitet an ihrer Promotion mit dem Arbeitstitel *Queer Pain. Fotografieren – Minorisieren – Affizieren*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Medientheorie und -geschichte, Populär- und Amateurkultur, Low Theory, Queer Theory, Affect Studies, Mikropolitiken, Postcolonial Theory. Zu ihren letzten Veröffentlichungen zählt: *Queere Archive des Ephemereren. Raum, Gefühl: Unbestimmtheit*, in: *sub|urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*, Bd. 3, Heft 2, 2015.

Oliver Leistert ist Post-Doc am Graduiertenkolleg «Automatismen» der Universität Paderborn. Forschungsgebiete: Medien der Überwachung, Algorithmen und Medien, Medien sozialer Bewegungen, Affekt und Medientechnologien. Veröffentlichungen (u. a.): Co-Hg.: *Critical Perspectives on Social Media and Protest*, London (Rowman & Littlefield Int.) 2015; *From Protest to Surveillance. The Political Rationality of Mobile Media*, New York (Peter Lang) 2013; Co-Hg.: *Generation Facebook*, Bielefeld (transcript) 2011.

Jens Meinrenken ist Kunsthistoriker in Berlin. Darüber hinaus ist er als freier Kurator und Lektor tätig. Zu seinen Forschungsinteressen zählen neben bildwissenschaftlichen Fragen die Beschäftigung mit den Themen Comic, Film, Animation und Computerspiel.

Anja Michaelson ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Medienwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum. Forschungsschwerpunkte: Öffentliche Gefühle, Queer Theory, Gender, Race und Medien. Zuletzt erschienen: Zur Zurückweisung rassifizierter Melancholie und nationaler Sentimentalität. Affektpolitiken transnationaler Adoption in Sophie Brediers autobiographischer Dokumentation «Nos traces silencieuses» (F 1998), in: Angelika Baier u. a. (Hg.): *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*, Wien (Zaglossus) 2014. Mitherausgeberin des onlinejournal *kultur & geschlecht*, www.rub.de/genderstudies/kulturundgeschlecht.

Peter Rehberg ist DAAD Associate Professor am Department of Germanic Studies der University of Texas in Austin. Außerdem schrieb er drei Romane (zuletzt: *Boymen*, Hamburg 2011) und arbeitete als Chefredakteur des schwulen Monatsmagazins *Männer*. Seine wissenschaftlichen Arbeitsgebiete sind Queer Theory, Pop Culture und Media Studies. Zuletzt sind von ihm erschienen: *Pornographic and Post-Pornographic Utopia*, in: Enrico Biasin, Giovanna Maina, Federico Zecca (Hg.): *Porn after Porn. Contemporary Alternative Pornographies*, Mailand, Udine (Mimeses Int.) 2014; *Pornografie und Bildkritik in Texten des 20. Jahrhunderts*, in: Claudia Benthien, Brigitte Weingart (Hg.): *Handbuch Literatur & Visuelle Kultur*, Berlin (de Gruyter) 2014.

Ramón Reichert lehrt am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien und ist Leiter des postgradualen Masterstudienganges «Data Studies» an der Donau-Universität Krems. Seit 2014 leitender Herausgeber und Redakteur der Fachzeitschrift *Digital Culture & Society*. Schwerpunkte: Medienwandel und die gesellschaftlichen Veränderungen in den Wissensfeldern Digitale Medienkultur, Digital Humanities und Theorien digitaler Medien. Publikationen (Auswahl): *Im Kino der Humanwissenschaften: Studien zur Medialisierung wissenschaftlichen Wissens*, 2007; *Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0*, 2008; *Das Wissen der Börse. Medien und Praktiken des Finanzmarktes*, 2009; *Die Macht der Vielen. Über den neuen Kult der digitalen Vernetzung*, 2013; *Big Data. Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie*, 2014 (alle erschienen im transcript-Verlag, Bielefeld).

Tyler Reigeluth, PhD in Politischer Philosophie an der Université libre de Bruxelles, Mitarbeiter im Forschungsprojekt «Algorithmische Gouvernementalität» (www.algov.be). Seine Forschungen fokussieren auf das Verhältnis zwischen verkörperten sozialen Normen und der Pluralität organischer, technologischer und/oder kultureller Existenzweisen. Insbesondere ist er daran interessiert, die Philosophien von Spinoza und Simondon mit der kritischen Soziologie Bourdieus zu verbinden, um eine Theorie der Algorithmen zu entwickeln, die deren Normativität in Begriffen soziotechnischer Dispositionen und Verhaltensweisen verstehbar macht.

Christina Rogers ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Promovendin beim European-Research-Council-Projekt «The Principle of Disruption» an der Technischen Universität Dresden. Sie studierte Kulturwissenschaft, Kunst- und Bildgeschichte und Religionswissenschaft in Berlin, Bremen und London. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Grenzregimeforschung, EU-Migration, Queer-feministische Theorie und Visual Culture.

Anne Roth ist Medien- und Netzaktivistin, Bloggerin und Politologin. Sie lebt in Berlin und ist seit 2014 Referentin für die Bundestagsabgeordnete Martina Renner im NSA-Untersuchungsausschuss. Zuvor arbeitete Roth als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Tactical Technology Collective. Publikationen u. a.: mit Andrej Holm: *Terrorermittlungen und Internet. Verdachtsmomente und Gegenstrategien*, in: *Kulturrisse. Zeitschrift für radikaldemokratische Kulturkritik*, Nr. 1, 2008 (Innere Sicherheit 2.0); *Das Annalist-Blog. Innenansichten einer Terrorismus-Ermittlung*, in: Hans Christian Voigt, Thomas Kreiml (Hg.): *Soziale Bewegungen und Social Media. Handbuch für den Einsatz von Web 2.0*, Wien (ÖGB) 2011.

Thomas Waitz ist Senior Scientist und Studienprogrammleiter am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Ästhetik, Theorie und Politik der Medien; Theorie medialer Verfahren; Medienwissenschaft und Kapitalismuskritik; Imaginationen der Ordnung. Zuletzt erschienen: *Medienwissenschaft – Eine politische Praxis?*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 9, 2013.

Nina Wiedemeyer ist seit Januar 2015 wissenschaftliche Koordinatorin der Laborgruppe «Kulturtechniken» an der Universität Erfurt. Sie ist Kunsthistorikerin und Medienwissenschaftlerin und arbeitet außerdem als Kuratorin («Mehr von Weniger. Die Sehnsucht nach Einfachheit und die Lust am Überfluss», Vögele Kultur Zentrum, Pfäffikon, Schweiz 2015; «Sammlungen Schauen», Humboldt Lab, Museen Dahlem, Berlin 2015).

BILDNACHWEISE

- S. 8** Courtesy Guardian News & Media Ltd. Copyright: Sarah Lee / The Guardian (Orig. in Farbe)
- S. 31–33** Screenshots *Personal Annual Report or the answer to «Where did 8765 hours go?»*, annanican.github.io/AnnualReport_2014, gesehen am 29.7.2015 (Orig. in Farbe)
- S. 54** Foto «Nahaufnahme von Siri auf dem iPhone 4s» von der Bildagentur 123RF, de.123rf.com (Orig. in Farbe)
- S. 55** Screenshot aus dem Film HER, Regie: Spike Jonze, USA 2013. Copyright: Warner Brothers, 2013 (Orig. in Farbe)
- S. 62** Aus: European Agency for the operational management of large-scale IT systems in the area of freedom, security and justice (eu-LISA): *Annual report on the 2013 activities of the Central Unit of Eurodac pursuant to Article 24(1) of Regulation (EC) No 2725/2000*, 21. Online unter: www.eulisa.europa.eu/Publications/Reports/eulisa_report_eurodac_en.pdf, gesehen am 30.07.2015 (Orig. in Farbe)
- S. 63** REUTERS / Antonio Parrinello (Ausschnitt, Orig. in Farbe)
- S. 64** Quelle: betterplace.org: YOU CANT EVICT A MOVEMENT! Räumung der Ohlauer Schule verhindern!, www.betterplace.org/de/projects/26617-you-cant-evict-a-movement-raeumung-der-ohlauer-schule-verhindern, gesehen am 31.07.2015 (Orig. in Farbe)
- S. 71** Screenshots von den Websites www.endomondo.com, micoach.adidas.com/de, www.runtastic.com/de, runkeeper.com, de.mapmyrun.com/auth/login, alle gesehen am 29.7.2015 (Orig. in Farbe)
- S. 89–96** Copyright: 21 Lettres à la Photographie
- S. 99–100, 103–104** Copyright: Tatjana Bergius. Mit freundlicher Genehmigung der Künstlerin
- S. 106** Mit freundlicher Genehmigung von Ulrike Hamann und Sandy Kaltenborn (image-shift.net, Orig. in Farbe)
- S. 119** Screenshots von Twitter.com: # Aufschrei, twitter.com/hashtag/aufschrei, gesehen am 29.7.2015; Poster der New Yorker U-Bahn-Gesellschaft gegen manspreading, Copyright: Metropolitan Transportation Authority (Orig. in Farbe)
- S. 121** Aus: VanityFair.com, photos.vanityfair.com/2015/06/01/556c7a224ae56e586e457d3e_vf-cover-bruce-jenner-july-2015.jpg, gesehen am 24.7.2015 (Orig. in Farbe)
- S. 124** Aus: United States Library of Congress, Prints and Photographs Division Washington, Online Catalog (PPOC), Digital ID: cph.3a26270, loc.gov/pictures/resource/cph.3a26270, gesehen am 24.7.2015
- S. 128** Aus: Roland Barthes: *Die Vorbereitung des Romans. Vorlesung am Collège de France 1978–1979 und 1979–1980*, Frankfurt / M. 2008, 268
- S. 135** Aus dem Archiv des Autors (Orig. in Farbe)
- S. 138–141, 143–148, 153** Aus: Moritz von Rohr: *Die binokularen Instrumente. Nach Quellen bearbeitet*, Berlin 1907, 7, 9, 40, 51, 63, 67, 73, 113, 116, 135, 151, 155, 170

Falls trotz intensiver Nachforschungen Rechteinhaber nicht berücksichtigt worden sind, bittet die Redaktion um eine Nachricht.

IMPRESSUM

Herausgeberin Gesellschaft für Medienwissenschaft e.V.
c/o Prof. Dr. Malte Hagener, Philipps-Universität Marburg,
Institut für Medienwissenschaft, Wilhelm-Röpke-Straße
6a, 35039 Marburg, info@gfmedienwissenschaft.de,
www.gfmedienwissenschaft.de

Redaktion Ulrike Bergermann (Braunschweig),
Daniel Eschkötter (Basel), Petra Löffler (Weimar),
Kathrin Peters (Berlin, V.i.S.d.P.), Erhard Schüttpelz
(Siegen), Stephan Trinkaus (Düsseldorf),
Thomas Waitz (Wien), Brigitte Weingart (Köln)

Redaktionsanschrift: Zeitschrift für Medienwissenschaft
c/o Prof. Dr. Kathrin Peters, Universität der Künste Berlin,
Institut für Geschichte und Theorie der Gestaltung, Post-
fach 120544, 10595 Berlin, info@zfmedienwissenschaft.de,
www.zfmedienwissenschaft.de

Schwerpunktredaktion Heft 13

Dietmar Kammerer, Thomas Waitz

Redaktionsassistentz

Michaela Richter

Beirat Marie-Luise Angerer (Köln), Inge Baxmann
(Leipzig), Cornelius Borck (Lübeck), Philippe Despoix
(Montréal), Mary Ann Doane (Berkeley), Lorenz Engell
(Weimar), Ute Holl (Basel), Gertrud Koch (Berlin),
Thomas Y. Levin (Princeton), Avital Ronell (New York),
Martin Warnke (Lüneburg), Hartmut Winkler (Paderborn),
Geoffrey Winthrop-Young (Vancouver)

Grafische Konzeption

Stephan Fiedler, www.stephanfiedler.eu

Layout, Bildbearbeitung und Satz

Lena Appenzeller

Druck und buchbinderische Weiterverarbeitung

Pustet, Regensburg

Die **Zeitschrift für Medienwissenschaft** erscheint
zweimal im Jahr.

Jahresabonnement (Print oder Online 2015) € 49,80
Einzelheft (Print) € 24,90 (Preise zzgl. Versandkosten)

Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres
Jahr, falls es nicht acht Wochen vor Ablauf eines Kalender-
jahres gekündigt wird.

Mitglieder der Gesellschaft für Medienwissenschaft erhalten
die *Zeitschrift für Medienwissenschaft* kostenlos.

Mitgliedschaft: www.gfmedienwissenschaft.de/gfm/mitglieder/

Verlag diaphanes, Hardstrasse 69, CH-8004 Zürich,
kontakt@diaphanes.net, www.diaphanes.net

Bestellung: kontakt@diaphanes.net
Telefon 0041 43 3220 783, Fax 0041 43 3220 784

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der Über-
setzung. Kein Teil dieser Zeitschrift darf in irgendeiner
Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder irgendein anderes
Verfahren – ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere
von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache
übertragen oder übersetzt werden.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© 2015 by diaphanes, Zürich-Berlin

Printed in the Federal Republic of Germany

ISSN 1869-1722

ISBN 978-3-03734-580-1

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft

DFG